This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 120 105 593

HAUPT-GRAF-ZU PAPPENHEIM:

MADAGASCAR

D·REIMER
E·VOHSEN·BERLIN

513

STANFORD LIBRARIES

LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

Reisetagebuch: 8.—17. Kapitel.

Seite

8. Kapitel 106

Marseille. Port Said. Djibouti. Aden. Seychelles. Diego-Suarez. Analalava. Majunga. Mosondava. Maintirano. Tulear. Vineta. Manera. Ankazoabo. Tulear. Manera. Tulear. Durban. Analalava.

9. Kapitel 145

Durban. Tulear. Majunga. Analalava. Ankabambi.

10. Kapitel 179

Majunga—Durban. Auf der Reede von Majunga. An Bord des Dampfers »Zingara«.

11. Kapitel 192

Ananalava. Majunga. Tulear. Majunga. Diego-Suarez. Kap Diego. Mont d'Ambre. Ste. Marie. Tamatave. Pangalanes. Matsahara. Ranomafana. Beforonona. Moromanga. Manjakandriana. Antananarivo.

12. Kapitel 225

Tananarive. Beparasy. Antaisahatal. Manakana. Anosibé.

13. Kapitel 256

Im Quellgebiet des Manambolo und der Sakana. Ueber den Mangoro nach Marolambo.

14. Kapitel 271

Marsch nach Farafangana. Expedition nach Vondrozo, Ivohibé und in das Gebirge. Zurück nach Farafangana.

15. Kapitel 301

Expedition nach Sambo. Matsoarivo. Moroangiro. Fort Clavier.

16. Kapitel 314

Expedition nach Tsilokarivo. Midongy. Vangaindrano und Betaraza. Seereise nach Tamatave. Von Tananarive über Land nach Fianare. Marsch über das Gebirge nach Ivato. Der Aufstand. Rückkehr nach Tananarive.

17. Kapitel 346

Die Heimreise: Tamatave. Nosibé. Zanzibar. Port Said. Marseille.

Seite

Viehkraal Ankabambi. Anlegen des Lassos 173
Beim Verladen in Ankabambi. Eine Attacke I. (Am Horizont die »Zingara«) 174
Beim Verladen in Ankabambi. Eine Attacke II 174
Beim Verladen in Ankabambi. Eingefangen 174
Herablassen von Ochsen in den Raum der »Zingara«, Ankabambi-Bai . . . 175
Durban. Eine Rikshaw 186
Die Dhow, welche uns nach St. Augustin schleppte, beim ersten Versuch, unser Tau zu fangen 195
Weibliche Typen. Diego-Suarez 202
Strand von Tamatave. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) . . . 206
Seitenstrasse in Tamatave. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) . 207
Blick von der Passhöhe von Beforonona 209
Die »Dornröschen«-Kuppe: der Felsen Andriabe, ca. 1000 m hoch 210
Die alte Malgaschen-Strasse nach Tananarive. In dem Korbgeflecht wird Geflügel nach der Küste gebracht. (Nach einer alten Aufnahme) 213
Panorama von Antananarivo 214
Hova-Hochzeit bei Tananarive. Die Teilnehmer in Filanzanas 215
Bad der Königin auf dem Gipfel des heiligen Berges in Ambohimanga . . 216
Landhaus der Königin in Ambohimanga 217
Die Mörderbande vom 13. Juni 1905. Hovatypen. Vater Banoma 1895 . . 221
Tananarive. Auszug eines Kolonisten in die »brousse« 221
Mahlzeit der Träger. Die stehenden Burjanes halten eine Filanzana. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 226
Landschaft bei Andrangoloaka. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 227
Beparasy 1903. Im Goldgräber-Quartier 228
Bezanozano-Mädchen. Beparasy 230
Der Autor bei Messtisch-Aufnahmen, frühmorgens, im Antaisahatale bei Beparasy 232
Die »üble Brücke« in Beparasy 234
Goldwäscherei in Beparasy 240
Grosse Pirogue mit Filanzana 242
Wasserfall der Mandrana. Auf dem Wege nach der Hauptstadt 257
Ueberwachsenes Flussbett 259
Felsiges Flussbett 259
Das Boot wird in die Stromschnellen geschoben 260
Ein stiller Winkel auf der Salzacizika bei Ambalatenina. Gänzlich unerforschtes Gelände. Im Hintergrund meine Pirogue 261
Landschaft am Oberlauf des Manambolo 262
Filanzana im dichten Rohrgestrüpp 267
Die Gepäckträger auf dem Marsche nach dem Süden 272
Typische Landschaft in der südöstlichen Küstenzone 273
Mädchen aus dem Südosten. (Photographie von Cattin, Fianare) 276
Zaramanampy-Frau, Südost-Küste. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 277
Zaramanampy-Mädchen, Südost-Küste. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 278
Frau aus dem Anterengato-Stamm, Ostküste. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 279

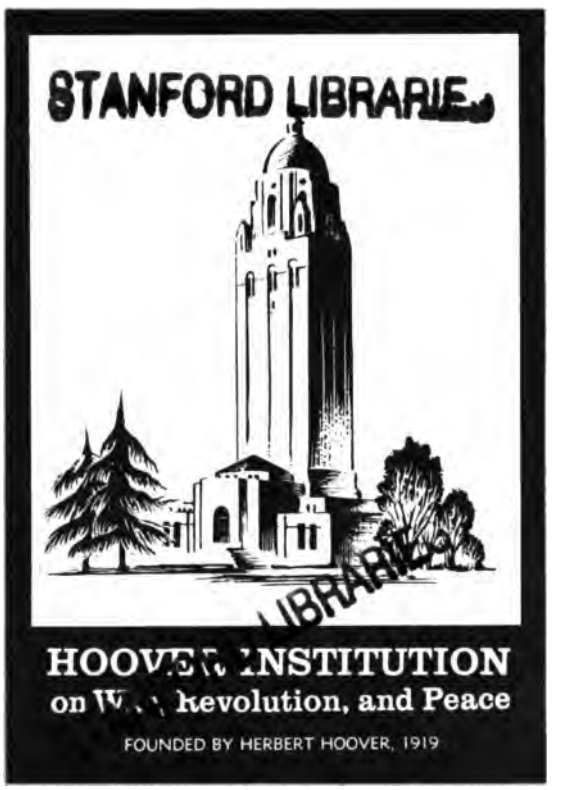
Stanford University Libraries
3 6105 120 105 593

HAUPT-GRAF-ZU PAPPENHEIM:

MADAGASCAR

D·REIMER
E·VOHSEN·BERLIN

I 1513


STANFORD LIBRARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

MADAGASCAR

STUDIEN SCHILDERUNGEN
UND ERLEBNISSE VON

HAUPTGRAFZU
PAPPENHEIM

MIT HUNDERTZWEI
PHOTOGR·JLLUSTRA
TIONEN U·6 KARTEN

BERLIN 1906 VERLAG
DIETRICH REIMER
(ERNST VOHSEN)

DT469
M26P72

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von OTTO ELSNER, Berlin S. 42.

Inhalt.

Seite

Einleitung IX

1. Kapitel I
   Das Land I
   Krankheiten und Heilmittel 17

2. Kapitel 20
   Die Eingeborenen 20
   Literatur 27
   Musik-Instrumente 33
   Religion und Zauberwesen 34
   Kunst 41

3. Kapitel 43
   Familienleben 43
   Fandréana 67
   Der Besitz 67

4. Kapitel 76
   Die Elemente der sozialen Zersetzung 76

5. Kapitel 81
   Die Goldfelder 81

6. Kapitel 85
   Der General 85
   Die Bureaus 95

7. Kapitel 98
   Die Missionare 98
   Die colons 100
   Die fremden Nationen 101
   Die Presse 104

Reisetagebuch: 8.—17. Kapitel.

Seite

8. Kapitel 106

Marseille. Port Said. Djibouti. Aden. Seychelles. Diego-Suarez. Analalava. Majunga. Mosondava. Maintirano. Tulear. Vineta. Manera. Ankazoabo. Tulear. Manera. Tulear. Durban. Analalava.

9. Kapitel 145

Durban. Tulear. Majunga. Analalava. Ankabambi.

10. Kapitel 179

Majunga—Durban. Auf der Reede von Majunga. An Bord des Dampfers »Zingara«.

11. Kapitel 192

Ananalava. Majunga. Tulear. Majunga. Diego-Suarez. Kap Diego. Mont d'Ambre. Ste. Marie. Tamatave. Pangalanes. Matsahara. Ranomafana. Beforonona. Moromanga. Manjakandriana. Antananarivo.

12. Kapitel 225

Tananarive. Beparasy. Antaisahatal. Manakana. Anosibé.

13. Kapitel 256

Im Quellgebiet des Manambolo und der Sakana. Ueber den Mangoro nach Marolambo.

14. Kapitel 271

Marsch nach Farafangana. Expedition nach Vondrozo, Ivohibé und in das Gebirge. Zurück nach Farafangana.

15. Kapitel 301

Expedition nach Sambo. Matsoarivo. Moroangiro. Fort Clavier.

16. Kapitel 314

Expedition nach Tsilokarivo. Midongy. Vangaindrano und Betaraza. Seereise nach Tamatave. Von Tananarive über Land nach Fianare. Marsch über das Gebirge nach Ivato. Der Aufstand. Rückkehr nach Tananarive.

17. Kapitel 346

Die Heimreise: Tamatave. Nosibé. Zanzibar. Port Said. Marseille.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Die Königin Ranavolona	5
Lilivavy und Lililahy, unsere Haus-Makis, sonnen sich nach dem Regen	9
Der Autor in seiner Filanzana mit Bopsy	12
Typisches Strassenbild im Süden	14
Transport kranker Soldaten	15
Junge Vezofrau, Tulear	21
Valihaspieler	33
Das Palais der Königin in Tananarive	42
Verschiedene typische Haarfrisuren. Die Frau mit dem offenen Haar trauert	47
Sakalavamädchen	51
Hovatypen. (Einem Diebe wird das Halseisen angeschmiedet)	53
Ramatoa	55
Ramatoa	56
Baragrab im Süden	62
Nosibé. Hauptallee	120
Segelpiroguen mit Auslegern im Innen-Archipel von Nosibé	121
Nosibé, Innenarchipel mit Fischerdorf	123
Majunga. Habseligkeiten der Pestkranken werden weggeschafft	125
Bara, seine Einkäufe vom Markt heimtragend	127
Baratypen. Tulear	128
Aufbruch aus dem Lager, früh 6 Uhr, in Behompy (Ritt nach Vineta). Das Haus links vorn ist die case des voyageurs	130
Bara-Ringkampf	131
Baramädchen	132
Maschikurenmädchen. (Tulear)	133
Barahäuptling, auf zwei Speeren aufgelegt schiessend	136
Bara (aus dem Süden)	137
Bara (aus dem Süden)	138
Tulear. Ein schönes Exemplar. Gewicht 1400 Pfund englisch	143
»Königin« Binao. Sakalavatypus (Westküste). Gegend von Analalava	147
Die »Königin« Binao und ihre Filanzanaträger	151
Dorfhäuptling von Katsepy (Majunga, Westküste)	165
Viehkraal in Ankabambi	172

Seite

Viehkraal Ankabambi. Anlegen des Lassos 173
Beim Verladen in Ankabambi. Eine Attacke I. (Am Horizont die »Zingara«) 174
Beim Verladen in Ankabambi. Eine Attacke II 174
Beim Verladen in Ankabambi. Eingefangen 174
Herablassen von Ochsen in den Raum der »Zingara«, Ankabambi-Bai . . . 175
Durban. Eine Rikshaw 186
Die Dhow, welche uns nach St. Augustin schleppte, beim ersten Versuch, unser Tau zu fangen 195
Weibliche Typen. Diego-Suarez 202
Strand von Tamatave. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) . . . 206
Seitenstrasse in Tamatave. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) . 207
Blick von der Passhöhe von Beforonona 209
Die »Dornröschen«-Kuppe: der Felsen Andriabe, ca. 1000 m hoch 210
Die alte Malgaschen-Strasse nach Tananarive. In dem Korbgeflecht wird Geflügel nach der Küste gebracht. (Nach einer alten Aufnahme) 213
Panorama von Antananarivo 214
Hova-Hochzeit bei Tananarive. Die Teilnehmer in Filanzanas 215
Bad der Königin auf dem Gipfel des heiligen Berges in Ambohimanga . . 216
Landhaus der Königin in Ambohimanga 217
Die Mörderbande vom 13. Juni 1905. Hovatypen. Vater Banoma 1895 . . 221
Tananarive. Auszug eines Kolonisten in die »brousse« 221
Mahlzeit der Träger. Die stehenden Burjanes halten eine Filanzana. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 226
Landschaft bei Andrangoloaka. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 227
Beparasy 1903. Im Goldgräber-Quartier 228
Bezanozano-Mädchen. Beparasy 230
Der Autor bei Messtisch-Aufnahmen, frühmorgens, im Antaisahatale bei Beparasy 232
Die »üble Brücke« in Beparasy 234
Goldwäscherei in Beparasy 240
Grosse Pirogue mit Filanzana 242
Wasserfall der Mandrana. Auf dem Wege nach der Hauptstadt 257
Ueberwachsenes Flussbett 259
Felsiges Flussbett 259
Das Boot wird in die Stromschnellen geschoben 260
Ein stiller Winkel auf der Salzacizika bei Ambalatenina. Gänzlich unerforschtes Gelände. Im Hintergrund meine Pirogue 261
Landschaft am Oberlauf des Manambolo 262
Filanzana im dichten Rohrgestrüpp 267
Die Gepäckträger auf dem Marsche nach dem Süden 272
Typische Landschaft in der südöstlichen Küstenzone 273
Mädchen aus dem Südosten. (Photographie von Cattin, Fianare) 276
Zaramanampy-Frau, Südost-Küste. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 277
Zaramanampy-Mädchen, Südost-Küste. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 278
Frau aus dem Anterengato-Stamm, Ostküste. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 279

Seite
Strasse nach Vondrozo 281
Gefangene mit der »cangue« (schwere Holzgabel) 282
Typische Szenerie in der Falaise, Quellgebiet des Menarahaka. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 283
Fischerinnen am Menarahaka-Fluss. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 284
Bewaffnete Tanalas tragen einen Toten in den Wald zu den Ahnengräbern . 285
Ueberschreiten der Stromschnellen. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 287
Ein französischer Offizier schliesst Blutsbrüderschaft mit einem Häuptling der Tantaragegend. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 288
Durchbruch des Jantara durch das Gebirge. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 290
Rafia-Palmen bei Analalava 293
Landschaft in den Vorbergen. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 294
Tanalahütte auf der Plateauhöhe der Falaise. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 296
Dorf an der Falaise. Provinz Farafangana 298
Barahäuptling beruft im Gebirg des Südens seinen Stamm mit einem Muschelhorn 305
Tänzer in Vangaindrano. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) . . 316
Tanz der Andrabé im Süd-Osten 317
Dornbusch im Androy. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) . . . 322
Mädchen aus Fianarantsoa 325
Junge Betsileofrau in schwarz-weiss-rotem Rabana-Mantel 326
Betsileo-Frau. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 331
Sakalava von der Westküste 333
Träger bereiten das Gepäck zum Aufbruch vor 334
Speertanz im Gebirge, Süden. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer) 336
Frau Mezger auf der Filanzana im Walde bei Farafangana 339
Tirailleurs Malgaches (eingeborene Miliz) im Süden 343
Barakrieger mit Stirnschmuck 345
Geschnitzte Holztür in Zanzibar 349
Englische Kathedrale, Zanzibar 351
Wasserträgerinnen in Zanzibar. (Photographie von Pereira de Bord, Zanzibar) 353

Karten.

Uebersichtskarte von Madagascar 1 : 7500000 . . . . . am Schluss.
Karte 1. Schematische Kartenskizze der Provinz Farafangana. Zu Kapitel 5 84
Karte 2. Schematische Wegeskizze Tulear—Ankazoabo. Zu Kapitel 8 . . 144
Karte 3. Situationsskizze von Analalava und Umgegend. Zu Kapitel 9 . . 178
Karte 4. Schematische Wegeskizze Tananarive—Andevorante. Zu Kapitel 11 224
Karte 5. Schematische Wegekarte Beparasy—Farafangana. Zu Kapitel 15 . 312

Einleitung.

Im Jahre 1902 hatte ich in der französischen Kolonie Madagascar zunächst für Rechnung eines englischen Syndikats Armeelieferungen für Südafrika zu besorgen. Meine Tätigkeit bestand in der Bereisung der Weide- und Herdendistrikte, der Organisation der Märkte, des Massenankaufs und Zutriebs aus dem Innern an die Süd- und Westküste, der Musterung der Herden, dem Anlegen von Parks, der Einladung und Verschiffung nach Südafrika. Als dann gegen Ende 1903 der sehr bedeutende Export — ca. 3000 Stück Stiere pro Monat — aus verschiedenen Gründen abzuflauen begann, sandte mich das Syndikat nach der Hauptstadt Antananarivo, um mit der französischen Regierung Verhandlungen betreffs eines neuen Seuchen- und Viehausfuhrgesetzes zu führen, die auch in den wesentlichen Punkten zu einem günstigen Erfolge führten. Die Aufnahmefähigkeit des südafrikanischen Marktes war jedoch infolge des Rücktransports der englischen Truppen wesentlich gesunken, und da zur selben Zeit Nachrichten über gute Goldfunde aus verschiedenen Distrikten einliefen, beschloss ich, mich diesem neuen Feld der Tätigkeit zuzuwenden, syndizierte mich mit einigen Bekannten und zog im Juli 1903 mit einer kleinen angeworbenen Kolonne als Prospekteur (Goldsucher) ins Innere. Nach vielen Mühen und Entbehrungen wurde eine kleine Mine in Gang gesetzt, allein als mir im Dezember 1903 ein grosses französisches Syndikat den Vorschlag machte, unter sehr günstigen Bedingungen in seine Dienste zu treten, nahm ich an und zog mit einer grösseren Kolonne unter verschiedenen Abstechern nach dem fernen Süd-

osten in die Provinz Farafangana. *) Nahezu ein Jahr bedurfte es, um diesen grossen, von Urwald, Sumpf und Gebirge bedeckten Bezirk einigermassen zu durchforschen und, soweit es für die Minenzwecke nötig war, zu kartographieren; ein Jahr beinahe unausgesetzten Kampierens bei ausschliesslicher Reisnahrung, schlechter Unterkunft und noch schlechterem Wetter und Klima. Natürlich wurde der Gesundheitszustand dabei nicht besser; allein, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt zog ich im Oktober 1904 neuerdigs nach dem Süden, diesmal, um Arbeiterkolonnen anzuwerben, über das Gebirge zu führen und auf unsern neuen Goldbezirken den Betrieb im grossen zu organisieren und zu leiten. Es galt Eile, zumal täglich neue Wundermären von einem wahren Dorado im Süden eintrafen.

Nach grossen Schwierigkeiten hatte ich denn endlich meine Leute an Ort und Stelle — 500 km von der Hauptstadt — und begann mit der Arbeit, da brach der schon lange unter der Asche glimmende Aufstand der Eingeborenen los. In kurzer Zeit waren die Früchte der ganzen Arbeit vernichtet, die Arbeiterkolonnen desertiert, und es entspann sich ein langwieriger Buschkrieg, der jede erspriessliche Tätigkeit im Innern unmöglich machte.

Unter diesen Umständen beschloss das Syndikat, die Provinz aufzugeben und rief mich nach der Hauptstadt zurück. Da aber auch meine Gesundheit völlig erschüttert war, benutzte ich einen eben nach Marseille gehenden Privatdampfer der deutschen Firma O'Swald und kehrte in die Heimat zurück.

Während dieses 3½ jährigen Aufenthaltes in Madagascar entstanden die nachstehenden Reisebriefe und Tagebücher. Sie wurden auf Wunsch einiger Freunde in Buchform zusammengestellt und erheben keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit. Meist unter dem Eindrucke des Augenblicks, beim abendlichen Lagerfeuer, in Gebirgshütten oder im Zelt geschrieben, häufig unter erschwerenden Umständen bei Sturm und Regen, ermangeln sie wohl des literarischen Schliffes. Es lag mir hauptsächlich daran, ein lebendiges Bild von dem eigenartigen und rauhen Leben in diesem Aschenbrödel aller Kolonien zu geben. Allein sehr häufig war es nötig, weiter auszuholen und zur Erläuterung des Geschilderten und Bestehenden geschichtliche und kulturelle Rückblicke einzufügen. Um nun

*) Etwas grösser wie Belgien (31 400 qkm).

Wiederholungen zu vermeiden und den Leser der eigentlichen Reisebriefe einigermassen über Land und Leute zu orientieren, habe ich eine kleine geschichtliche und ethnographische Skizze vorausgeschickt.

Nach einer ganz kurzen Uebersicht über Lage, Beschaffenheit und Geschichte der Insel versuchte ich den Bewohner und seine bodenständige Entwicklung zu schildern, und zwar in der natürlichen Reihenfolge vom Individuum und der Familie zur Dorfgemeinde. Mit dieser mussten der Besitz und die Besitzesformen betrachtet werden. All diese Faktoren möchte ich nach dem Worte des trefflichen Riehl als die Mächte des sozialen Beharrens bezeichnen, denen gegenüber der Einfluss der Städte, des zentralisierenden Staates und vor allem der europäischen Okkupation als ein starkes Element sozialer Zersetzung aufzufassen sein dürfte. Endlich folgen noch Notizen über die französische Verwaltung und ihre Leistungen, den General-Gouverneur und seine Leute, den Handel, die Minen, die Missionen und die colons, die Fremden und die Presse.

Ich war bemüht, aus dem vorhandenen Material tunlichst nur das feststehendste auszuwählen, anderseits neben dem Selbstbeobachteten nur die Mitteilungen glaubwürdiger Leute anzuführen. Es ist nämlich geradezu erstaunlich, wie oberflächlich und ungenau sogar viele der offiziellen französischen Publikationen sind. Neben den revidierten Angaben des offiziellen »Guide Annuaire de Madagascar« benutzte ich für diesen Teil hauptsächlich die vorzüglichen Aufsätze des leider nunmehr eingegangenen »Antananarivo Annual«, herausgegeben von Rev. J. Sibree, F. R. G. S. und Rev. R. Baron, F. L. S. F. G. S., Missionaren der London Missionary Society, sowie die mündlichen Mitteilungen langansässiger Kolonisten. Die beigefügten Illustrationen werden vielfach besser, als die Feder vermöchte, einen richtigen Begriff von Land und Leuten geben.

An dieser Stelle sei es mir erlaubt, all jenen, die meine Arbeit auf Madagascar durch ihr gütiges Entgegenkommen gefördert haben, bestens zu danken, in erster Linie dem Hause W. O'Swald & Cie., Hamburg, und all seinen Vertretern, speziell unserm Herrn Konsul Oehlerking und seiner liebenswürdigen jungen Gattin, sowie meinem Freunde Johnny Nachtwey in Tananarive. In Farafangana fand ich in schwerer Krankheit sowohl bei Herrn Lüdemann als bei Herrn und Frau Mezger

die liebevollste Pflege und Aufnahme; in herzlichster Freundschaft denke ich an jene schönen Tage der Rekonvaleszenz zurück.

Unter den Landsleuten möchte ich noch speziell den Herren Pfrank-Majunga, Harms-Fianarantsoa und Hase-Andevoranto für ihre Gastfreundschaft danken; ebenso den Herren Lesueur und Bellot in Ananalava, Kapitän Boissary in Marolambo, Kapitän Boing in Jvohibé, Kapitän Quinque in Midongy und Kapitän Charbonnel in Ananalava.

All den braunen Schuften aber, die mir so oft die Gelbsucht an den Hals geärgert haben, möge noch nachträglich die schwarze Pest in die Glieder fahren!

Wenn in der Bearbeitung dieser Briefe manches etwas schroffe Urteil stehen blieb, so geschah es, weil in unserm lieben Vaterlande das Süssreden und Leisetreten gerade genugsam betrieben wird! »Medio tutissime ibis« mag ja eine ganz schöne Devise für einen strebsamen Assessor sein, besser aber gefiel mir stets des alten Ulrich von Hutten Wahrspruch: »Ich hab's gewagt.«

Oktober 1906.

Haupt Graf zu Pappenheim.

1. Kapitel.

Das Land.

Madagascar wird zuerst erwähnt von Ptolemäus unter dem Namen Menuthias, die späteren arabischen Schriftsteller scheinen keine genaueren Kenntnisse gehabt zu haben. (Die Einwanderung arabischer Ansiedler um 950, Ahnherren des jetzigen Stammes der Zafy Raminia, ist sagenhaft.) Erst Marco Polo im 13. Jahrhundert gibt den Namen Madagascar.

Auf einer Karte des Fra Mauro (1459) findet sich eine Notiz über eine 1420 »zwischen die grünen Inseln und die Finsternis jenseits Cavo de Diab« (Kap der guten Hoffnung) verschlagene Schiffsmannschaft. 1492 zeichnete Martin Behaim die Insel unter dem Namen Madagascar auf seinen Karten ein; genauer Salvat de Pillestrina 1511; 1507 zeigt Dom Manuel von Portugal die Entdeckung von Madagascar offiziell dem Papst Julius II. an und 1609 veröffentlicht Hyronimus Megister von Altenburg, Meissen, »seine Beschreibung der Mächtigen und Weitberhumbten Insel Madagascar«.

Im Jahre 1648 erschien in London ein Gedicht: »Madagascar and other Poems«, by W. Davessant, Knight; written to the most illustrious Prince Rupert, worin die Stelle vorkommt:

> »And this swift pilot steerd unto an Isle
> Between the Southern Tropick (sic) and the Line
> Which ‚Noble Prince' my prophecie calls Thine etc.«

Was hatte nun Prinz Ruprecht von der Pfalz mit Madagascar zu tun? Hierüber gibt ein Werk Boothbys aus dem Jahre 1644 Aufschluss. Es heisst da: »Ich habe Ihnen noch mitzuteilen,

dass man die Absicht hat, Pflanzer nach der Insel Madagascar zu schicken. Nachdem im Staatsrat vereinbart worden war, dass Prinz Ruprecht als Vizekönig nach Madagascar gehen würde, sollte er zwölf Segelschiffe S. M. des Königs Karl und dreissig Kauffahrteischiffe als Begleitung in die Pflanzung mitnehmen, auch sollen ihm jährlich Vorräte von England nachgeschickt werden. Es wurde auch ausgemacht und dementsprechend dem Gouverneur Sir M. Abbot, Sir H. Garway und andern Vorstandsmitgliedern der Hon. East India Comp. Weisung gegeben, dem Prinzen Ruprecht alle freundliche Hilfe und Unterstützung zu geben, wenn er nach Asien oder Indien käme oder sonstwie in die Umgegend der Insel St. Lawrence (Madagascar) . . . aber da Prinz Ruprecht in wichtigen Angelegenheiten nach Frankreich und Deutschland reisen musste, wurde beschlossen, dass der Earl of Arundel, Earl-Marshal of England, als Gouverneur nach Madagascar gehen sollte.« Das neue Parlament machte aber diesen Plänen ein Ende.

Auch Frankreich beschäftigte sich schon frühzeitig mit Madagascar. Richelieus weitsichtiger Blick regt 1642 die Kolonisation der Insel an und sein Nachfolger Colbert führt diese Pläne weiter; aber damals schon liessen Zwietracht, Unfähigkeit und Intrigen der Ansiedler untereinander und gegen ihre Gouverneure die Kolonie nie zu gedeihlicher Entwicklung kommen. Und als es 1786 dem Genie Benyowskis gelungen war, die ganze Bevölkerung des Nordens unter seine Oberherrschaft zu bringen, liess ihn eine kurzsichtige Politik als Empörer töten und seine Ansiedlungen zerstören.

Moritz August Graf von Benyowski, geboren 1711, zuerst österreichischer, dann russischer Offizier, zuletzt polnischer Generalquartiermeister, wurde 1770 nach Kamtschatka verbannt, entfloh aber mit 96 Mitverschworenen unter Mitnahme von einundeinhalb Millionen Piaster und kam nach mancherlei Irrfahrten nach Madagascar, wo er im Auftrage der französischen Regierung eine Niederlassung gründen sollte. Seinem Genie gelang es, sich von einem grossen Teil der Häuptlinge zum König ausrufen zu lassen, nachdem ihn eine grosse Zauberin als Nachkommen Andrianas proklamiert hatte. Allein die Eifersucht des Gouverneurs von Bourbon hintertrieb alle seine Pläne, und in einem Gefecht gegen die französischen Regierungstruppen 1786 wurde er tödlich verwundet.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts gelang es Radama I., dem Sohne des bedeutenden Eroberers Andrianamponimerinas, die Hegemonie des Hovastammes durchzuführen, und von nun an hatte die französische Kolonisation mit diesem nicht weniger ernst zu rechnen als mit den ständigen Intrigen der auf Mauritius sitzenden englischen Machthaber. Radamas Nachfolgerin Ranavalona I. erliess strenge Edikte gegen die Christen, 1837 wurden die ersten Bekenner in Tamatave hingerichtet, 1845 wurden die Europäer überhaupt den Hovagesetzen unterstellt (selbst dem Gottesgericht durch Gift), und 1857 gar verbannt und ihrer Güter beraubt. Ravanalona starb 1861, ihr Sohn Rakoto (als König Radama II.) stiess diese Massregeln um und trat mit den Europäern in nahe Verbindung, was den Zorn der alten Patriotenpartei so reizte, dass sie ihn ermorden liess und seine Gattin Rabodo als Rasoherina auf den Thron setzte; die eigentliche Gewalt blieb aber nach kurzem Ringen völlig in den Händen des Premierministers Rainilaiarivoni. Dieser hatte sich aus bescheidensten Verhältnissen emporgeschwungen — es wird erzählt, dass er in seiner Jugend mit Kuchen auf der Landstrasse hausiert habe — und verstand es, gegen die Intrigen der Andrianas (Adeligen) sich zu behaupten. Alle Gewalt war in seinen Händen zentralisiert, und selbst die geringfügigsten Schriftstücke mussten ihm zur Unterschrift vorgelegt werden. Er hoffte, durch geschicktes Lavieren zwischen Frankreich und England die Unabhängigkeit Madagascars zu erhalten; England aber liess ihn am Ende fallen, wie es stets mit seinen Bundesgenossen getan hat, wenn sie ausgenutzt waren. Auch unter der nächsten Königin Ranavalona II. bewahrte er seine volle Macht und machte sich sogar zum Prinz-Gemahl, bei welcher Gelegenheit beide protestantisch getauft wurden (1869). Nun blühte der Weizen der englischen Missionare. Im allgemeinen aber war das Wirken des Ministers fortschrittlich; Spitäler wurden gegründet, 1877 die Sklaverei aufgehoben und 1881 ein Gesetzbuch herausgegeben. *)

Mittlerweile hatte sich jedoch die französische Herrschaft im Nordwesten der Insel immer mehr befestigt, und es entstanden zwischen ihr und den Hovas Reibungen, die 1883, am 1. Juni, zu einem Ultimatum führten. Die Hovas antworteten mit der Vertreibung der Franzosen aus der Hauptstadt Ananatarivo.

---

*) Code des 305 Articles.

Es folgte nun bis zum 17. Dezember 1885 eine Periode von Feindseligkeiten, Bombardements und Verhandlungen, die zum Protektorat Frankreichs über die ganze Insel führten.

Um die Kriegsentschädigung bezahlen zu können, setzte sich die madagassische Regierung mit dem »Comptoir national d'Escompte de Paris« in Verbindung und legte den Grund zu dem einträglichen Monopol dieser Bank auf Madagascar. Der französischen Regierung dagegen war es nicht bestimmt, so vorteilhafte Finanzgeschäfte zu machen wie diesem Geldinstitut. Es begann nun für sie die Periode starker Ausgaben, und, soweit sich die Situation heute, 1906, überblicken lässt, ist das Ende dieses wenig angenehmen Zustandes noch lange nicht abzusehen. Im Herbst 1894 war die Situation infolge ständiger Uebergriffe unhaltbar geworden. Die französische Regierung entschloss sich, einen Kredit von 65 Millionen Francs aufzunehmen und eine Expedition von 15 000 Mann unter General Duchesne nach Madagascar zu schicken. Am 11. Oktober 1894 wurde der Krieg erklärt, am 15. Januar 1895 Majunga besetzt, und nun begann jener unsinnige Todesmarsch auf Antananarivo: 6000 junge Franzosen fielen der Sonne, den Sümpfen und der Dysenterie zum Opfer, das 200. Regiment, aus Freiwilligen zusammengesetzt, verschwand völlig, und als endlich am 30. September 1895 die colonne légère Antananarivo beinahe ohne Schwertstreich genommen hatte, waren es nur noch ausgemergelte Reste, die in der grossen Stadt im Laufe des Abends sich völlig auflösten. Der kleinste Handstreich würde genügt haben, um sie zu vernichten, allein die Ruhe wurde nicht gestört, und das Schicksal Madagascars war besiegelt.

Ich verweise hier auf das vorzügliche und verlässliche Werk »Madagascar in Wartime« des damaligen »Times«-Korrespondenten Knight, der die ganze Belagerung in der Hauptstadt mitgemacht hatte.

Madagascar wurde französische Kolonie, Mr. Laroche erster Generalgouverneur, der Premierminister wurde abgesetzt und nach Algier deportiert, die Königin blieb vorläufig auf dem Thron. Allein mit der Besetzung von Antananarivo war der Krieg noch lange nicht beendet. Zahlreiche Rebellenbanden führten ihn auf eigene Faust weiter, wobei sich besonders der Fahavalo- (Rebellen- oder Banditen-) Chef Rainibetsimisaraka hervortat. Im September 1896 übernahm General Gallieni als

Die Königin Ranavolona.

Generalgouverneur die Regierung. Während er bemüht war, in den äusseren Provinzen durch seinen Untergeneral Lyautey die Pazifikation nach dem System »de la tache d'huile« durchzusetzen, rief er in der Zentralprovinz Imerina Spitäler, Schulen, Post und Telegraph, Wäschereien, ein bakteriologisches Institut und eine »Académie malgache« ins Leben. Das Mutterland votierte aber vorderhand weitere 60 Millionen zum Bau einer Strasse und Eisenbahn von der Küste nach Antananarivo.

Auf dieses teuere Schmerzenskind der Kolonie komme ich später zurück.

Am 14. Juli 1897 wurde das militärische »Commandement du Sud« aufgelöst: — »la pacification étant complète dans la partie méridionale de l'Ile«; es war zwar nicht wahr, las sich aber gut. General Lyautey, ein überaus gewandter Herr, hatte seine Lorbeeren weg und sehnte sich nach einem der Metropole etwas näheren Arbeitsfeld (er ist jetzt Commandant du Sud Oranais). Auch fingen seine »Erfolge« schon an unbequem zu werden: für zwei Ehrgeizige ist Madagascar nicht gross genug. In der Hauptstadt folgte Dekret auf Dekret, und jedes neue »Journal officiel« zeigte ein neues Kulturwerk an, mit dem dieses »glückliche Land« beschenkt wurde. Madagascar band sich einen Stehkragen um, blieb aber blossfüssig. Auch die Eisenbahn wurde »eröffnet«, d. h. hauptsächlich in den französischen illustrierten Zeitungen, in Wirklichkeit ging ein Zug mit geladenen Gästen vorsichtig über eine ca. 30 Kilometer lange Strecke, damit war es aber auch wieder alle, dagegen hatte das Geniekorps eine wirklich gute Strasse von der Hauptstadt nach der Ostküste gebaut und sogar einen ganz gut funktionierenden Automobildienst eingerichtet (1904). Im November war die Bahn von Brickaville nominell bis Famovana (102 km) gediehen und hatte ca. 75 Millionen verschlungen, im April 1905 wurde sie jedoch infolge von Ueberschwemmungen usw. »vorläufig wieder ausser Betrieb gesetzt«. — Der »pazifizierte Süden« aber war ungalant genug, dem eben nach Frankreich heimkehrenden General, wie man beim Theater sagt, »den Abgang zu verderben«: die von unerträglichem Steuerdrucke um das Letzte gebrachten, ausgehungerten und vielfach misshandelten Stämme des Südostens fielen über Militär und Ansiedler her und trugen Mord, Brand und Plünderung über die Provinzen Farafangana und Fort Dauphin. Sie werden jede Woche einmal offiziell »exterminè«, allein

bei meiner Abreise, Mai 1905, waren sie noch ganz munter und hatten sich verschiedenen Angriffen französischer Truppen stets geschickt entzogen. Ueberhaupt hat sich die wirtschaftliche Lage in den letzten Jahren wesentlich verschlechtert, der Export ist trotz aller »cuisinage« der Bureau-Statistik von 1904/05 um sechs Millionen Francs zurückgegangen, zahlreiche Falliten untergraben den Kredit; die Eingeborenen sind so ziemlich am Ende ihrer Steuerkraft angelangt, und die Aussichten sind im allgemeinen recht trübe. Der einzige Lichtblick war die angebliche Entdeckung guter Goldfelder, auf welche ich später zurückkomme. Es bleibt jedoch noch sehr abzuwarten, ob die Erträgnisse den sehr hochgespannten Erwartungen entsprechen und vor allem, ob es möglich sein wird, eine günstige Lösung der heute schon äusserst schwierigen Arbeiterfrage zu finden. Vorläufig hat sich nach einer wilden Spekulation ein böser Krach eingestellt. Bisher war Madagascar das Land der Funktionäre, nun erschallt gegenüber dem törichten Versuch der Pariser Regierung, die Goldterrains zu monopolisieren, der Ruf: »La colonie aux colons«. Aber wenn die colons selbst sich nicht wesentlich ändern, fürchte ich, dass das Land auch unter dem neuen Régime nicht viel besser fahren wird als bisher.

* * *

Madagascar liegt zwischen 11° 57′ 3″ und 25° 38′ 55″ südl. Breite und 40° 55′ 22″ bis 48° 7′ 54″ östl. Länge.

Seine Oberfläche misst ca. 580 000 qkm (= Frankreich mit Belgien und Holland).

Die Bevölkerungsziffer beträgt ca. drei Millionen, wovon ca. 15 000 Europäer und »assimilés« (rechtlich den Europäern gleichgestellte Mauritianer, Parsees und Kreolen).

Durch die ganze Insel zieht sich von Diego Suarez bis Fort Dauphin eine grosse, vielfach gegliederte Gebirgskette, deren höchste Erhebung, Mont d'Ambre, im Norden bis zu 2883 m ansteigt. Die Entfernung der Zentralkette zu der Westküste ist ungefähr dreimal so gross als zur Ostküste. Nach beiden Seiten fällt das Land terrassenförmig zur Küste ab, wobei man im allgemeinen drei Zonen unterscheiden kann: die gebirgigen kahlen Hochplateaus, die hügelige feuchte Waldzone und die flache sumpfige Küsten- und Lagunenzone. Die Flüsse sind zahl-

reich und bedeutend, aber nur selten und streckenweise schiffbar; an der Mündung zeigen sie, besonders an der Ostküste, Neigung zu ausgedehnter Haff- und Lagunenbildung; ein Anschwellen ihres Unterlaufs um 7—9 m Pegelstand in kurzer Zeit ist nicht selten. In den Gebirgen finden sich häufig Wasserfälle und Stromschnellen von grandioser Schönheit. Die Sümpfe nehmen sicher ein Drittel der ganzen Bodenfläche Madagascars ein, sie finden sich an der Küste ebenso wie auf den höchsten Plateaus, eine auch nur teilweise Trockenlegung ist unter den jetzigen Verhältnissen gänzlich ausgeschlossen und dürfte wohl überhaupt kaum durchführbar sein. Ausserdem bedingt ja der Reisbau selbst das periodenweise Unterwassersetzen der Kulturflächen.

Bezüglich der lebenden und fossilen Fauna Madagascars sei auf die gute einschlägige Literatur verwiesen. In prähistorischer Zeit scheinen zahlreiche ungeschlachte Amphibien — der Atlantosaurus erreichte eine Länge von 24 Metern — die Sümpfe bevölkert zu haben, während jetzt grössere wilde Tiere überhaupt nicht mehr existieren; dagegen ist das Land überaus reich an zahmem und halbwildem Vieh. Nur in dem innersten Urwald findet man das Fossa (Cryptoprocta ferox), ein Mittelglied zwischen Zibetkatze und Puma. In den Wäldern stürmen lärmende Herden von Affen durch die Baumkronen; ihre Grösse überschreitet selten 30 bis 50 cm aufrechte Höhe. Verschiedene kleine Halbaffen, Maki genannt, gewöhnen sich leicht an den Menschen und werden als possierliche und sehr anhängliche Lieblinge gezähmt.

Die Vogelwelt ist äusserst zahlreich vertreten, vor allem durch Sumpf- und Wasservögel, Perlhühner, Waldtauben, Raben und Scharen von Raubvögeln. Zu erwähnen ist noch der riesenhafte ausgestorbene Vogel Aepyornis (Familie der Kurzflügler, Strausse usw.), dessen mächtige Eier im Süden noch vielfach als Wassergefässe dienen. Bei Fra Mauro (1459) findet sich eine Notiz über eine Schiffsmannschaft, die Eier eines Vogels »Chrocho« fand, so gross wie eine »anfora« (Fass). Marco Polo *) schreibt:

»In jenen Inseln gen Süden, welche die Schiffe nicht besuchen können, da die starke Strömung sie an der Rückkehr

*) Marco Polo, 33. Kap., III. Buch, II. Bd. The book of Ser Marco Polo the Venetian, London 71, 2, Vol Colon. H. Yule. C. B., Antananarivo Annual).

hindert, findet sich der Vogel ‚Gryphon' zu bestimmten Jahreszeiten. Er sei wie ein gewaltiger Adler, seine Schwingen messen dreissig Schritt und er sei so stark, dass er einen Elefanten hoch in der Luft trägt und ihn dann fallen lässt, um ihn zu zerschmettern usw. Die Leute auf den Inseln nennen ihn den Vogel Ruc und er hat keinen andern Namen.« Dieser Ruc (Vogel Rock) ist dasselbe wie der Garuda der Hindu, der Simurgh der Perser, der Angka der Araber, der Bar yuchere rabbinischer Legenden und der Gryps der Griechen; Bocharat zitiert ein

Lilivary und Lililahy, unsere Haus-Makis, sonnen sich nach dem Regen.

arabisches Sprichwort: Treue, die Ghule und der Angka sind drei Dinge, die es nirgends gibt. Rabbi Benjamin von Tudela erzählt, dass im chinesischen Meer schiffbrüchige Seeleute sich in Ochsenhäute einnähten und von grossen Gryphonen aufgehoben und an Land getragen wurden. Identisch damit ist die Legende des Herzogs Ernst von Bayern und des Huon von Bordeaux.

In den Gewässern wimmelt es von Alligatoren, grössere essbare Fische dagegen finden sich beinahe nur im Meer, Haie

gibt es massenhaft. Im Süden werden vielfach essbare Schildkröten gefangen, an den Felsen der Küsten sammeln die Eingeborenen sehr schmackhafte, aber kleine Austern.

Unter den zahllosen Insekten ist besonders der Moskito als hauptsächlichster Fiebererreger zu erwähnen.

In enormer Grösse gedeihen die Spinnen, ihre starken Gespinste sind sogar schon zu Geweben verarbeitet worden, praktische Resultate dürften jedoch kaum zu erwarten sein. Unter den Nagern erfreuen sich die Ratten weitester Verbreitung, sie bevölkern in Scharen die Laubdächer der Hütten und stören die Ruhe des Schläfers im Bunde mit Wanzen, Tausendfüsslern, Flöhen und Chiques. Letzteres Vieh — eine Art Sandfloh —, angeblich aus Dahomey importiert, bohrt sich unter die Fussnägel und erzeugt, falls man es nicht sofort ausbuddelt, überaus schmerzhafte und gefährliche Eiterungen. Der Skorpion versteckt sich mit Vorliebe hinter Büchern oder in leeren Stiefeln.

Der Cancrelas — eine Art fingerlange Schaben — zerfrisst die Kleider und infiziert die bestverschlossensten Büchsen. Und wo er nicht mehr eindringt, zwängt sich noch die Zwergameise oder Termite durch.

Enorme Heuschreckenschwärme vernichten von Zeit zu Zeit die Ernten ganzer Provinzen in wenigen Stunden. Verschiedene kleine Gürteltiere sind für den Zoologen interessant als Ueberbleibsel aus prähistorischer Zeit und für den Eingeborenen als fetter Braten.

Von den Pflanzen muss die Wandererpalme erwähnt werden; ihre gepressten Blattrippen liefern leichte und widerstandsfähige Wände und Böden für die Hütten, die Blätter selbst verfilzen zu einem auch für tropische Regen undurchdringlichen Dach, die Frucht und das in den Blattrippen enthaltene klare Wasser erquicken den Wandersmann. »Bewundert die weise Vorsehung«, heisst es in den Volksschulbüchern, »die den armen nackten Wilden ein warmes Klima, üppige Früchte und mit der Palme Nahrung und Wohnung zugleich beschert hat.« Eben deshalb ist er ein nackter Wilder geblieben, weil ihm der ausmerzende Kampf ums Dasein bis zu dem Tag erspart blieb, an dem der erste Weisse den Fuss auf sein Land setzte. Die weise Vorsehung besteht in Wirklichkeit darin, dass der Stärkere den Schwächeren frisst.

Der Bambus findet ebenfalls vielfach Verwendung zum Hausbau und für Geräte.

In den grossen Wäldern wächst Palisander, Rosenholz und Ebenholz. Der Transport stellt sich jedoch im allgemeinen viel zu hoch, als dass an lohnende Ausnützung im grossen gedacht werden könnte; die französischen offiziellen Angaben über den enormen Wert der Wälder Madagascars sind ebenso chimärisch wie die Behauptung, dass mit der Fertigstellung der Eisenbahn der Reis exportfähig würde.

Von wertvollen Mineralien ist hauptsächlich das Gold vertreten; es wurden von 1897 bis 1904 ca. 8500 Kilo = ca. für 28 Millionen (= Reinprofit von ca. 8 Millionen) exportiert. (Näheres im V. Kapitel.) Auch soll es Diamanten, Rubinen und andere Edelsteine geben. Von glaubwürdiger Seite ist aber die Nachricht noch nie bestätigt worden, und auf Grund 3½ jähriger Erfahrung halte ich alle derartige Gerüchte für erlogen.

Eigentliche Strassen in unserm Sinne wurden von den Eingeborenen beinahe nur in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt angelegt, im übrigen begnügen sie sich mit Saumpfaden und Fusswegen. Merkwürdigerweise schmiegen sich diese beinahe nie den Niveaukurven an, sondern führen meist auf der kürzesten Linie zum Gipfel der Hügel und auf der andern Seite ebenso herab. In den ausgedehnten Sümpfen findet man häufig meilenlange Knüppeldämme eingebaut. Der Eingeborene ist ein vorzüglicher Fussgänger und legt ohne Last leicht 75 bis 85 Kilometer pro Tag zurück. Eine gute Filanzana-Mannschaft macht durchschnittlich 50 Kilometer pro Tag, doch meine sechs ausgesuchten Leute mit schwerer Bepackung brachten es zuweilen auf 65 Kilometer in zwölf Stunden (wovon 1½ Stunden auf Mittagspause kommen).

Die zahlreichen Wasserwege werden mit leichten Pirogen (Lakan[a]) befahren; an der Küste ist ein grösseres Modell mit Auslegern und höherem Bug gebräuchlich; die Segel sind entweder klein und viereckig, im Süden rosa oder dunkelblau, oder sehr gross und dreieckig. Bei guter Brise kann man 10 bis 12 Knoter Fahrt erreichen. Grössere offene Segelboote von 5 bis 6 tons, Boutre genannt, versehen die Küstenschiffahrt, sie bleiben meist ängstlich unter Land, während die grossen Malabar-Segeldhows mit dem Monsun den ganzen Indischen Ozean durch-

Die Dampferverbindungen Madagascars sind äusserst mangelhaft. Den Dienst zwischen dem Mutterland und der Kolonie versehen hauptsächlich drei Linien: Die Messageries Maritimes, die Cie. Havaise und die Cie. des Chargeurs Réunis, ausserdem laufen zeitweise die Deutsch-Ostafrikanischen O'Swalds- und Castle-Mail-Dampfer an. Die Messageries beziehen eine hohe Regierungssubvention, sind schlecht, schmutzig und sehr teuer; Waren bleiben oft monatelang in Umladehäfen liegen und kommen sehr häufig ganz verdorben an. Der von zwei kleinen, uralten Lokaldampfern, »Persepolis« und »Pernambuco«, versehene Küstendienst spottet bei enormen Preisen jeder Beschreibung.

Der Autor in seiner Filanzana mit Bopsy.

Zurzeit, Februar 1906, funktioniert der Lokaldienst auf der Ostküste überhaupt nicht.

Der Handel wird durch Prohibitivzölle beinahe völlig auf französische Waren beschränkt.

Die Einfuhr betrug 1904 26½ Millionen Francs; die Ausfuhr im gleichen Jahre 19½ Millionen Francs; in Summa im Jahre 1904 45,9 Millionen Francs, gegen 49,3 Millionen Francs im Jahre 1903.

Als Hauptobjekte kommen in Betracht: für Einfuhr: Gewebe, Wein, Schnaps, Mehl, Hausrat und Eisenwaren; für Ausfuhr: Häute, Rafia, Gummi, Ochsen und Gold.

Es ist anzunehmen, dass in den nächsten fünf Jahren eine wesentliche Abnahme der allgemeinen Umsatzziffer eintreten wird.

Als Kuriosum sei erwähnt, dass es bei Lieferungen an die Regierung auch für Franzosen gar nicht immer leicht ist, zu ihrem Geld zu kommen.

Die Häfen sind, mit wenigen Ausnahmen (Kriegshafen von Diego Suarez im Norden), offene, nur teilweise von Riffen geschützte Reeden mit meist schlechtem Ankergrund. An der Ostküste wird die Schiffahrt ausserdem noch durch gefährliche und bei schlechtem Wetter gänzlich unpassierbare Barren erschwert. Alles Landen und Löschen erfolgt auf Leichtern. Bojen und Leuchtfeuer finden sich ausschliesslich an den grösseren Plätzen, und auch da nur spärlich. Die Seekarten sind grossenteils alt und ungenau, Korallenriffe, Felsen und starke Strömungen bedrohen die Schiffahrt allenthalben.

Die Telegraphen Madagascars funktionieren im allgemeinen nur zwischen der Hauptstadt und den drei Haupthäfen einigermassen regelmässig. Speziell im Süden kann man, wenn es gut geht, zwei Tage in der Woche auf Beförderung rechnen. Bei ihrer Herstellung war es dem betreffenden Beamten meist nur darum zu tun, die Linie möglichst schnell fertig zu stellen, um eine Belobigung von der Zentrale zu bekommen; auf den Karten wurde dann ein neuer schwarzer Strich eingetragen, und ob die hastige Arbeit nach drei Wochen niederbrach, das kümmerte keinen Menschen. Das Kreolenpersonal ist faul, unwissend und in hohem Grade indiskret; Chiffretelegramme treffen beinahe stets bis zur Unverständlichkeit verstümmelt ein, und ausserdem verletzt, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, die Regierung mit grösster Unverfrorenheit das Postgeheimnis.

Die Franzosen haben seit der Okkupation auf den Hauptlinien zum Teil sehr schöne Strassen angelegt. Allein seitdem der unglückliche Bahnbau alle verfügbaren Gelder verschlingt, verfallen die Bauten; in den abgelegenen Provinzen sind schon längst die Brücken und Dämme eingestürzt, und wenige Kilometer von den Distriktshauptstädten entfernt, schrumpfen im dichten Unterholz des tropischen Waldes Staatschausseen zu Saumpfaden ein. Mit Filanzaträgern kann man beinahe überall gut durchkommen, Wagen und Pferde dagegen sind nur auf einigen kurzen Strecken verwendbar. Die stellenweise angelegten »gîtes« d'étape« (Rasthäuser) bieten nichts als Dach und Feuerstelle.

Alles, was er braucht, muss der Reisende selbst mitführen. Strapazen und Gefahren aller Art erwarten ihn, sobald er die Städte verlässt, allein der bedenklichste Gegner, der seiner wartet, ist das Klima.

* * *

Das Klima Madagascars ist im allgemeinen sehr ungesund infolge der grossen Temperaturunterschiede, enormer Niederschläge und ausgedehnter Wald- und Sumpfzonen. (Die zwei grössten Temperaturunterschiede, die ich persönlich beobachtet habe, waren 54° R. mittags 12 Uhr an einer sonnigen Wand in Befotaka, und 3° R. früh morgens im Ankaratra-Gebirge.)

Typisches Strassenbild im Süden.

Dazu kommen die grossen Beschwerden, welche der Reisende infolge mangelnder Wege, unbequemer Transportmittel, ungenügender Unterkunft und schlechter Ernährung durchzumachen hat.

Antananarivo, Fianarantsoa und Tulear sind verhältnismässig gesund; im übrigen aber finden sich überaus gefährliche Distrikte, ebenso in den Mangrove-Sümpfen der Flussmündungen (Majunga), als auf den kahlen Hochtälern des Innern (Beparasy), in nördlichen Häfen (Diego), wie in südlichen Gebirgsforts (Vondrozo), wo während meines einmonatlichen Aufenthalts von elf Europäern sechs teils starben, teils nach der Küste ins

Spital evakuiert wurden. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass der Europäer (die oben genannten drei Plätze ausgenommen) bei gleichmässiger, geregelter Tätigkeit, guter Wohnung und Verpflegung an der Küste vier bis sechs Jahre, im Innern unter gleichen Verhältnissen drei bis vier Jahre aushalten kann, ohne dauernd Schaden zu nehmen. Sobald er jedoch »in die Brousse« geht (d. h. in die Wildnis), sich tage- und wochenlang im Tragsessel der brennenden Mittagssonne, dem Morgentau und Nachtfrösten, strömenden Regen und kalten Winden aussetzt, in Eingeborenenhütten eine von Ratten und Ungeziefer häufig ge-

Transport kranker Soldaten.

störte Ruhe sucht und als Hauptnahrung beinahe ausschliesslich auf Reis angewiesen ist, stellt sich meist sehr bald eine wesentliche Verschlechterung seines Allgemeinbefindens ein. Fieber, Appetitlosigkeit, Verdauungsstörungen, Milz- und Leberschmerzen, Schwäche und eine überaus starke nervöse Reizbarkeit, die mit tiefer psychischer Depression abwechselt, auch starke Neuralgien treten häufig auf. Vom gewöhnlichen Fieber unterscheidet sich die »bilieuse hèmaturique«, ein akuter, meist mit sehr hohem Fieber, Gallebrechen und Schwäche verbundener

Anfall. Eine weitere Steigerung bietet der accès pernicieux, der schon in wenigen Stunden den Tod herbeiführen kann und sich nur wenig vom gelben Fieber unterscheidet. Die Eingeborenen sind dem Fieber ebenfalls unterworfen, besonders die Hovas der Hochplateaus, wenn sie an die Küste kommen.

Die nachstehende Tabelle der gefallenen Regenmengen ist aus verschiedenen Jahrgängen des Antananarivo Annual zusammengestellt und beruht zumeist auf Beobachtungen des Observatoriums in Tananarive.

Tabelle

über gefallene Regenmenge von 1881—1895, nach Angaben des Observatoriums von Tananarive.

Jahr	Zoll (englisch)	Maximal-Temperatur	Minimal-Temperatur
1881	42,12	84° F.	36° F.
1882	41,08		
1883	57,65	—	—
1884	68,86	—	—
1885	52,19	—	—
1886	47,28	—	—
1887	65,08	—	—
1888	53,84	—	—
1889	49,61	83° F.	42° F.
1890	52,71	81° F.	39° F.
1891	40,06	84° F.	40° F.
1892	nicht erhältlich	—	—
1893		—	—
1984	61,36	83° F.	42° F.
1895	45,57	92° F.	47° F.

Von mir beobachtete Höchsttemperatur 54° R. Mittags in der Sonne, in den Küstenniederungen der Westküste. Beobachtete Mindesttemperatur 3° R. früh Morgens im Gebirge, auf 2000 m Höhe.

Das Observatorium von Tananarive dürfte einer der kühlsten Orte in Madagascar sein, in Farafangana war die Durchschnittstemperatur Nachmittags 4 h auf einer schattigen Veranda beinahe 30° R.

Krankheiten und Heilmittel.

Die Küstenbevölkerung ist dem Fieber weniger unterworfen als der Hova.

Mit Ausnahme von Tananarive, Fianarantsoa und der Provinz Tulear ist das Klima so ziemlich überall ungesund, ganz besonders in den Wald- und Sumpfzonen. In Diego Suarez waren von 1563 Fällen im Spital 65 Prozent Malaria, und von allen Todesfällen waren 46 Prozent Malaria. Im Februar 1906 hatte Tananarive 190 Geburten und 260 Todesfälle, wovon 113 allein infolge von Malaria.

In Nosibè waren in Behandlung		Gestorben		
		Europäer u. Kreolen	Andere Rassen	Summa
Fälle von Malaria .	2600	124	9	133
Leberkranke . . .	44	0	5	5

Von 1877 bis 1880 herrschte eine grosse Fieberepidemie in den Zentralprovinzen.

Typhus beschränkt sich hauptsächlich auf Imerina, typhöses Fieber scheint äusserst selten zu sein, Cholera herrschte 1859 in Nosibè, Dysenterie überall an der Küste, besonders von Juli bis Oktober in Diego. Diarrhoe sehr häufig in der Hauptstadt. Pocken, häufige und starke Epidemien. Scharlach: Unbekannt. Influenza: Juni, Juli, August 1890 in Antananarivo. Bronchitis: In der kalten Zeit bei Kindern häufig. Phthysis: häufig in Imerina. Syphilitische Krankheiten sehr häufig in den Zentralprovinzen; meist vererbt. Aussatz: weit verbreitet unter allen Bevölkerungsklassen. Blasen- und Steinleiden weit verbreitet in den Zentralprovinzen, sonst selten. Beriberi trat 1866—67 in Diego auf mit starker Sterblichkeit. In der Hauptstadt verliefen die drei beobachteten Fälle tödlich.*)

Die eingeborene Heilpflege steht auf der niedersten Stufe der Kurpfuscherei, und selbst die neuerdings in Frankreich ausgebildeten eingeborenen Aerzte sollen nach dem Urteil französischer Fachleute meist absolut unfähig sein.

Ich füge noch eine Liste der Heilmittel bei, welche die Eingeborenen gegen verschiedene Leiden anwenden.**)

---

*) Nach A. Davidsohn. M. S.

**) Nach G. W. Parker. Antananarivo Annual, I, 61.

Verstauchungen: Trinken des Absuds vom Marovelobaum.
Wunde Stellen: Russ, gefeiltes Ochsenhorn.
Verschlucken eines Tsingala (tödliches Wasserinsekt): Wasser mit Russ.
Gonorrhoe: Absud von bitteren Pflanzen und heisse Dampfbäder.
Geschwüre: Gestossener Reis und Chilies (Pfeffer) als Umschlag.
Pocken: Geflügeldiät und Zauber (man darf nicht geimpft sein!).
Schanker: ein Teil Eisen (Slag), zwei Teile gekautes Zuckerrohr (dies wird gestossen, gekaut, verbrannt und mit Speck aufgestrichen).
Schorf am Kopf: Ochsengalle mit Wasser als Pomade.
Blutende Wunden: Verbranntes Zozoro (Schilf).
Zufälliges Trinken von Kaulquappen: Seifenwasser trinken.
Für alle Kinderkrankheiten: Froschsuppe.
Warzen: Geschabte Ochsenleber als Umschlag.

Unter der Regierung Radamas II. (1836) brach in Imerina eine Tanzepidemie, »Imanenjana« (Veitstanz), aus. Anfangs waren es nur zwei oder drei Fälle, bald aber wurden Hunderte befallen, und im März konnte man in der Hauptstadt nicht ausgehen, ohne Scharen von Tänzern zu begegnen. Dr. A. Davidson beschreibt die Symptome: »Nach zwei bis drei Tagen nervöser Unruhe brach die Krankheit aus: Die Befallenen tanzten stundenlang, unter monotonen Bewegungen des Kopfes und der Arme, verzücktem Blicke und ohne sich irgendwie um ihre Umgebung zu kümmern. Die Musik konnte ihnen nie rasch genug sein, und oft fielen die Tänzer bewusstlos nieder. Gewöhnlich war damit der Anfall beendet; zuweilen brachte aber der Anblick von andern Tänzern, Musik oder dergleichen einen Rückfall. Häufig balancierten sie auf dem Kopfe eine Flasche Wasser oder Zuckerrohr. Viele behaupteten, mit Abgeschiedenen, speziell der verstorbenen Königin Ranavalona I., in Verkehr zu stehen. Kopfbedeckung und Schweine waren allen so verhasst, dass sie beim Anblick derselben oft in Krämpfe verfielen, ebenso wirkte allgemein schwarze Farbe.«

Dieselbe Antipathie wurde bei den Kinderkreuzzügen des 13. Jahrhunderts beobachtet, beim Veitstanz zu Aachen 1247 usw. Die Tanzkrankheit erschien stets da, wo die öffentliche Meinung vorher stark erregt worden war; im Mittelalter gleich nach dem

»schwarzen Tod«, und auch in diesem Fall war eine starke politische und religiöse Erregung der Gemüter vorausgegangen.

Und wie bei ähnlichen Erscheinungen in Europa, so half gegen dieses Uebel nur Zwang und Strafen. Trotzdem wiederholte sich die Epidemie, wenn auch in geringerem Massstabe, beinahe jeden Frühling bis 1864, besonders bei jungen Mädchen zwischen 14 bis 25 Jahren, sowie bei Personen mit leicht erregbarem Temperament.

Auch bei den Sakalaven sollen sporadische Fälle vorkommen (Tromba), die mit dem eigenartigen Gebrauch des Bito zusammenhängen. Die Missionare behaupten, dass Christen nie befallen wurden, sondern immer Leute, die an den alten Zaubergebräuchen festhielten. (?)

2. Kapitel.

Die Eingeborenen.

Die Eingeborenen Madagascars zerfallen in ca. 20 Hauptstämme, nämlich:

Hovas	Mahafaly
Betsileo	Antanosy
Betsimisaraka	Antandroy
Sakalava	Antaisaka
Sihanaka	Antaifasy
Betsanozano	Antaimorona
Tanala	Antambahoaka
Bara	Massikoro
Vezo	Antakarana
Tsimihetzy	

Die Mehrzahl dieser Stämme dürfte aus dem fernen Osten, Indo-China und den Malaischen Inseln stammen. Es ist wahrscheinlich, dass sie auf den Hochplateaus des Innern eine afrikanische Urbevölkerung vorfanden. Vor der Ankunft der Hovas hiessen nämlich diese Autochthonen »Vazimbas«, ganz wie die Wazimbas in Afrika. Sie haben sich bis heute in der Gegend des Manambolotales erhalten, ohne sich wesentlich mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen; sie glaubten, durch Mischheiraten Mut und Gedächtnis zu verlieren. Vor dem Einfall der westlichen Sakalaven kannten sie den Gebrauch des Eisens nicht, ebensowenig Kleidung und Hochzeitszeremonien. Sie glaubten

Junge Vezoírau, Tulear.

an eine Gottheit, ihre Religion scheint ein Geister- (Lolo) und Ahnendienst gewesen zu sein. Aus der frühen Mischung mit Malaien dürfte die jetzt dominierende Hovarasse, insbesondere die Andrianas oder Adeligen entstanden sein.

Die madagassische Sprache gehört zum malago-polynesischen Sprachstamm, besonders die alten Provinzdialekte liefern viel Material zum Vergleich, speziell mit dem Batakdialekt. *)

Dr. Reuward Brandstetter nimmt zum mindesten 600 identische Wurzeln im Malgache und Malaischen als gesichert an, ferner finden sich geringe Zusätze von Sanskrit, in stärkerem Masse von Arabisch, so für alle chronologischen, astronomischen und ähnliche Begriffe. Zum Beispiel:

Deutsch	Malgache	Arabisch	Altarabisch
Sonntag	Alahadi	El ahad	Al ahadu
Montag	Alatsinainy	El etuen	Al itzuan
Dienstag	Talata	El t'late	Az zalatzatu
Mittwoch	Alarobia	El arbac	Al arba atu;
Donnerstag	Alakamisy	El chamis	Al chamisu;
Freitag	Zoma (suma ausgesprochen)	El dsuma	Al dschumatu
Samstag (Schabbes!)	Asabotsy	Es sabt	As sabtu

Dagegen entsprechen die Monatsnamen nicht den arabischen Monatsnamen, sondern nach Professor Fleischer in Leipzig, der ersten Autorität auf diesem Gebiet, den betreffenden Zeichen des Zodiaks.

In neuerer Zeit kam dazu Suaheli, Portugiesisch, Holländisch, Englisch und Französisch. Zum Beispiel: lasopy = la soupe, lakolosy = la cloche, tiona = tune, pencily hazo = pencil usw.

Zur Orientierung füge ich bei, dass o wie u, j wie z ausgesprochen wird; im übrigen deckt sich Orthographie mit Aussprache. Deutsche und Engländer sprechen das Madagassische im allgemeinen korrekter als die Franzosen, welche ihre Nasallaute willkürlich gebrauchen und alle Eigennamen abschleifen, z. B. Tananarive statt Antananarivo, Fianare für Fiana-

*) Van der Took, Grammar of Malay Language. 1862.

rantsoa, Filanza für Filanjana (sprich Filandzana) und Rainebolanze für Iraimbilanza. (Die Soldaten nennen diese Silbermünze (= 1 Fr.) Reine blanche!)

Neben der herrschenden Hovasprache gibt es eine Reihe von mehr oder minder abweichenden Provinzdialekten, Bara, Tanala, Vezo, Sakalava usw. So heissen z. B. die Monate:

auf Hova	auf Betsileo	auf Tanala
Alahamady	Hatsia	Volasira
Adaoro	Volasira	Faosa
Adalo	Asotrizonjona	Zonio etc.

Man sieht, dass meist dieselben Worte gebraucht werden, jedoch oft mit anderer Betonung.

Eigenartig aber dem passiven, faulen und vor allem jeder Initiative feindlichen Charakter des Eingeborenen ist die grammatikalische Form des passiven Imperativs. »Oeffne dies, bring jenes«, würde dem Malgaschen hart und herrisch scheinen, er sagt: »dies werde geöffnet, jenes werde gebracht«. Ob sich dann jemand findet, diesem allgemeinen, unbestimmten Wunsch ganz oder halb nachzukommen, oder ob überhaupt nichts geschieht, steht auf einem andern Blatt. Madagascar ist das Land der halben Massregeln, und jedes Volk offenbart sein Innerstes in seiner Sprache.

So fehlen auch abstrakte Begriffe, ebenso wie dem Gedankengang des Volkes, dagegen gibt es zahllose Ausdrücke für alle Nuancen sinnlicher Wahrnehmung.

Für den Begriff »Farbe an und für sich« z. B. existiert kein Wort, wohl aber für jede einzelne Farbe und Schattierung. Merkwürdig ist, dass »Fotsy« = weiss metaphorisch gerade im umgekehrten Sinn gebraucht wird als bei uns; fotsy fanaky = weisse Seele; das Verbum weiss waschen wird gebraucht im Sinn von unserm anschwärzen, verächtlich machen. So stehen auch die weissen Albinos (Bobos) unter den Eingeborenen im allgemeinen in tiefster Verachtung, nur bei den Hovas ist eine hellere Färbung beliebt: mitarehim Vazaha = weiss wie ein Europäer.

Auch für Ton im abstrakten Sinn gibt es kein Wort, dagegen eine Reihe meist onomatopoietischer Formen für jede Tonwahrnehmung in Wald und Feld, z. B.
mipatrapatraka, plätschern wie der Regen auf den Blättern;

mikinaonaona, heulen wie ein Wolf;
mikorinsandrintsana, ein klingendes Geräusch machen wie von geschütteltem Geld;
misaosao, knistern wie Seide;
migororoana, gurgeln wie Wasser in einer Höhle;
midobodoboka, kollern wie ein Truthahn.

Im Gegensatz hierzu ist mir in Europa oft aufgefallen, wie schlecht es ausserhalb malerisch geschulter Kreise gerade in den sogenannten gebildeten Klassen mit dem Differenzierungs- oder richtiger Benennungsvermögen für Farbennuancen bestellt ist. »Grau« und »Rosa« müssen für eine Unmenge Schattierungen herhalten, wenn die Erscheinung überhaupt als »farbige« über die Bewusstseinsschwelle gelangt. Wenn man dem Laien in die eine Hand eine aufgesetzte Palette, in die andere ein engmaschiges Drahtgitter gibt und durch dasselbe z. B. einen schwarzen Frack oder ein poliertes Piano im elektrischen Licht oder einen Schimmel in einer sonnigen Waldlichtung mit den Farben auf der Palette zusammenhalten lässt, so erstaunt er über die Fülle der farbigen Quadrate und starken Nuancen, aus denen sich ein scheinbares »Schwarz« oder »Weiss« wirklich zusammensetzt.

Im malago-polynesischen Sprachgebiet findet man die Eigentümlichkeit, dass spezielle Ausdrücke ausschliesslich im Verkehr mit Fürsten gebraucht werden, oder wenn von denselben die Rede ist; sie bilden also eine Art von Hof- oder Kurialsprache, besonders für das Totenzeremoniell. Alte vornehme Räte durften zum Beispiel die Königin »Ikalatokana« nennen, ungefähr »unser einziges Mädchen«. Die Mitglieder der königlichen Familie hiessen »Antinandriana«, d. h. »Leber oder Eingeweide des Herrschers« usw. Die Königin wird nicht krank, »mararі«, sondern »hat etwas hohe Temperatur«, »mafanana«, tout comme chez nous! Ihr Leichnam ist nicht »fady«, sondern »ny masina«, »das heilige Ding«. Die verstorbene Königin Ravanalona II. wurde in der Hofgazette stets als »ny masina« erwähnt. Wird das Grab geschlossen, so heisst dies »die Sonne verhüllen«. Sterben Mitglieder des königlichen Hauses, so sind sie nicht »tot«, sondern »abwesend« (diso). Königliche Köche heissen »die reinen Hände« — »madio tanana«. (?)

Mehr noch als bei den Hovas, findet sich dieser Gebrauch bei den Betsileos.

Worte, die speziell in der Familie der Häuptlinge gebraucht werden, von der Geburt bis zur Reife, so lange die Eltern leben.

Gewöhnliches Betsileo	Deutsch	Hofsprache	Bedeutung
Kilonga	Kind	Anakova	Kind des Hova
Mihonana	essen	misora	gut (auf Hova)
Vilio	Teller	fisaovana	Ableitungsform von gut usw.

Veloma adieu d. i. Hofsprache = mahazao nono masina = mögest Du eine heilige Brustwarze bekommen.*)

Worte für ältere Häuptlinge.

Gewöhnliches Betsileo	Deutsch	Hofsprache	Bedeutung
Antitra	alt	masina	heilig, besonders
maso	Auge	fanilo	Fackel [wackelt
nify	Zahn	faneva	die Flagge; wörtlich: etwas, das
farafara	Bett	filanana	wünschenswerter Platz

Falls in dem Namen des »göttergleichen« Fürsten Silben vorkommen, welche ein anderes Objekt bezeichnen, so muss dieses umgetauft werden: Als die Prinzessin Rabodo 1863 als Rasoherina manjaka den Thron bestieg, wurden die Silben soherina = »der Cocon des Seidenwurmes«, heilig (»fady« oder »taboo«), und fortab hiess der Cocon »zana dandy« = »Ding aus Seide«.

Bei den Sakalava wurde das Wort »vahiny« = »Fremder« durch »ampainsick« ersetzt, weil eine Prinzessin »Ravahiny« hiess.

Nach dem Tod erhält jeder Fürst einen historischen Namen, der stets mit »Andrian« (Fürst) beginnt und meist mit »Arivo« (tausend) endigt, z. B.: »Herrscher von tausend«, »geliebt von tausend«, »gefürchtet, bejammert von tausend«; so hiess Raimoso nach seinem Tod: Andrianandionarivo usw.

Anstatt »rechts und links« gebraucht der Malgasche stets die Bezeichnung »östlich und westlich« usw. Es klingt einigermassen komisch, wenn man hört: »Du hast etwas Ei auf deinem südlichen Schnurrbart«, oder »der Vazaha hat mich auf das östliche Bein gehauen«.

* * *

*) cf. Isai Z. 10 »Thou shalt suck the milk of Gentiles and shalt suck the breast of Kings«.

Das Sprichwort ist eine der beliebtesten Ausdrucksformen und wird von den Malgaschen bei jeder Gelegenheit, vor allem bei Kabarys (Predigten) usw. sehr gern angewendet. Ich glaube, der Grund hierfür liegt einerseits im Charakter des Malgaschen überhaupt, der lieber mit fertig geprägten Ausdrücken hantiert, als dass er seine Denktätigkeit anstrengt, anderseits im Hang zum Schwätzen und unnütze Worte machen, zu allgemeinen Redensarten und Wiederholungen.

Es ist sehr schwer, von einem Eingeborenen eine kurze, präzise, wahrhafte Angabe zu bekommen; besonders in Briefen muss man ein Wirrsal von Formeln und nichtssagendem Gewäsch durchstudieren, bis man zum Kern der Sache kommt; aber gerade der Kern fehlt sehr häufig. Besonders wenn es etwas Unangenehmes mitzuteilen gibt, windet sich der Briefsteller wie ein Wurm. Der Malgasche wird sich beinahe nie durch eine direkte Behauptung festlegen, er zieht die Form der Gegenfrage oder eine allgemeine Antwort vor. Langer, harter Despotismus hat ihn scheu und vorsichtig gemacht; man kann nicht wissen, was der andere noch will, und es ist immer sicherer, »nichts zu wissen« und »nichts zu besitzen«.

Die Bedrückungen des Mittelalters haben bei den Juden Europas ähnliche Erscheinungen gezeitigt. Frage: Wo gehst du hin? Antwort: Wo werd' ich hingehen? das »Wie heisst?« usw.

Nachfolgend einige Sprichwörter:*)

Das Herz des Menschen ist nicht von Stein, sondern von Gummi.

Die Menschen sind wie Aale im Wasser und irren häufig.

Die Menschen sind weder nass noch trocken.

Die Menschen sind wie siedender Reis: auf und nieder.

Gott gehört nicht einem allein (aber jede Nation anruft und danket dem Gott der Schlachten, der ihr allein »geholfen« hat).

Zähle deine Küchlein nicht, ehe sie ausgekrochen sind.

Des Kopfschüttelnden Prophezeiung: »Wenns kein Mädchen wird, wirds ein Knabe.«

Wie das Wahrsagen nach der Katze: Das Herz bedeutet eines, und der Kopf was anderes.

An der Tür stolpern wie eine Hexe. — Selbst die Hexe, die um Mitternacht ausfährt, wird offenbar, um so mehr die Böses tun am hellen Tag.

---

*) Nach der Uebersetzung ins Englische von J. A. Houlder; A. A.

Eine Hexe für einen wilden Stier eintauschen — ein Uebel ging — ein anderes kam.

Der Vazimba hatte einen behext, da musste das Huhn seinen Kopf hergeben (als Sühnopfer).

Wer ein Fakatranest zerstört, bekommt den Aussatz.

Eine Tat ist wie ein Lendentuch, ob gut oder schlecht, es geht rings herum.

Gutes sollst du nicht halb tun.

Bös wie ein Fakatra, es nimmt sogar Katzendung, um sein Nest zu machen.

Die Bösen haben keine Hörner (d. h. man kennt sie nicht auf den ersten Blick).

Freunde dich nicht mit Fremden an.

Grüsse das Krokodil nicht, das ist nicht Freundschaft, sondern Angst.

Wenn du die Leber schlägst, fühlt es die Galle.

Mit einem Finger fängt man keine Laus.

Wer nah am Topf ist, wird russig.

Literatur.

An historischen Aufzeichnungen und an Literatur ist Madagascar überaus arm. Bei den Nachkommen arabischer Ansiedler im Matitana-Gebiet und Vohipeno-Gebiet finden sich noch vereinzelt mit arabischen Lettern geschriebene Bruchstücke. Im übrigen ist der Forscher beinahe ausschliesslich auf mündliche Traditionen angewiesen. Rev. L. Dahle von der norwegischen Mission hat sich grosse Verdienste auf philologischem Gebiete, wie durch Sammlungen dieser »folklore« erworben, ebenso Rev. Mr. Cousins von der L. M. S. Ich lasse hier als Beispiel eine der bedeutendsten Legenden folgen:

Ein Fürst, der im Innern des Landes lebte, war lange verheiratet, hatte aber kein Kind. Da er und seine Frau sich sehr danach sehnten, suchten sie eine Zauberin auf, die ihnen Anweisungen gab, wie ihr Wunsch erfüllt werden könnte. So gingen sie in den Wald zu einem geeigneten Baum und opferten ein Schaf und eine Ziege. Zur fälligen Zeit wurde ihnen ein Sohn geboren in wunderbarer Weise, und sie nannten ihn Bonia, und er bemächtigte sich eines Rasiermessers, das seine Mutter verschluckt hatte und benutzte es fortan als Zauberstab.

— Ein anderer Fürst war auch kinderlos und durch die Zauberin bekam er eine Tochter, aber sie war ein Krüppel und entstellt; sie aber nannten sie Rakétabolaména, die goldene Schönheit, Goldmädchen! Sie schämte sich ihrer Hässlichkeit und drohte sich zu töten, wenn man sie nicht auf eine Insel aussetzen würde. Mehrere Prinzen kamen auf der Jagd an diesen See und suchten nach Rakétabolaména, da sie ihren purpurnen Sonnenschirm sahen; aber ihre Dienerin versteckte sie gut, bis einst Bonia kam und sie als seine Braut heimführte.

Doch jenseits der Wasser im Westen wohnte ein Dämon Raivato, der sich in einem Augenblick nach jedem Ort der Welt versetzen konnte.

In Bonias Abwesenheit entführte dieser die Braut; Bonia verfolgte ihn und traf auf dem Wege drei göttergleiche Männer: Prinz Knochenrichter, Prinz Fleischmacher und Prinz Lebensgeber. Er gab ihnen Nahrung und alle drei adoptierten ihn, worauf er nur seinen Stab aufzustellen brauchte, um über alle Gewässer zu schreiten; Krokodile, Wale, Aale, alles trug ihn.

Endlich traf er Raivatos Gärtner, sein Speer veranlasste diesen, aus seiner Haut zu fahren wie eine Schlange, und in dieser Hülle gelang es ihm, in Raivatos stark befestigte Stadt zu gelangen, wo er sich seiner Gattin zu erkennen gab, worauf ein furchtbarer Kampf anhob, aber zur allgemeinen Freude fällte er den Unhold und brachte seine Frau zurück mit all den andern, die Raivato entführt hatte.

* * *

Die Malgaschen sind ein sangesfrohes Volk: Geburt, Heirat und Tod werden von Gesang begleitet; Gesang hält die bösen Geister fern, versöhnt das schmollende Liebchen oder feiert den siegreichen Fürsten. Selbst im seltenen Fall, dass man sich zu einer Arbeit entschliesst, wird ein Rhythmus angestimmt, der zwar meist recht monoton ist, aber doch der Sache einen einigermassen vergnüglichen Anstrich gibt. Es ist schwer, von der Poesie der Malgaschen einen richtigen Begriff zu geben, da sie einerseits keinen eigentlichen Reim besitzt, anderseits meist gesungen wird. Hier einige Beispiele.*)

*) Nach der englischen Uebersetzung des E. Baker. Originaldichtung von Bazafilahy.

Möge sie lange, lange leben
Rabodonandrianampoina
Im Süden von Ambohimilsimbina,
Im Westen von Ambohyanahary,
Der Neumond, der im Westen scheinet
Der Vollmond, der im Osten aufgeht,
Lang lebe Rabodonandrianampoina.
Ja, Ramboasalama
Und Rakotoseheno von Radama
Und all seine Verwandten
Die unzähligen.
Das Land soll dann Dollar tragen
Die Hauspfosten (sind) Kanonen (Gewehre?)
Endréhinantsiva ist sein Erbteil,
Endréhinantsiva ist sein Haus.
Viel besitzt er, doch fern ist ihm Hochmut.
Dann sollen Waisen wohlgenährt sein,
Und wenn ihre Mutter lebt, gut gefüttert.
Dort (seht) das feste Felsennest
Dort den hölzernen Wall,
Ein Zaun von Speeren, ja ein zweiter Zaun und Mannen.
Es lebe Rabodonandrianampoina,
Der einsame Baum im See.
Bei uns heisst es nicht: »Wie viele regieren?«
Denn diese hier ist unsere einzige Herrin.
Herrliche Rabodonandrianampoina,
Sonnen (gibt es) nicht zwei,
Sonnen (gibt es) nur eine, und zwar
Rabodonandrianampoina.
Kein Fremdling ist sie auf dem Weg nach Imanga,
Herrscherin in Jarios (= Tau)
Ein goldener Schild.
Wenn sie sich erhebt (ist sie) Himmelslicht,
Wenn sie sich niederbeugt Leuchte der Erde.

* * *

Rudergesang.

Einen Ort gibt es, der heisst: Tsianolondroa (nicht für zwei Leute)
Doch ist der Ort nicht wirklich nicht für zwei Leute,
's ist die Frau, die ist nicht für zwei Leute.

Ein Ort heisst Ambohipotsy (weisses Dorf)
Doch ist es nicht das Dorf, das weiss ist,
Sondern wer Unsauberkeit hasst, ist weiss (sauber).

* * *

Ein Ort heisst Ambohibeloma (Dorf des Abschieds),
Doch ist es nicht das Dorf des Abschieds,
Sondern die Leute, die heimkehren, die Abschied sagen.

* * *

Das vaterlose Kind.

1. Hört mich, so sprech ich, ihr Leute,
Lauschet, so sprech ich, o Volk;
Dies ist das schwerste der Uebel,
Das Los des vaterlosen Kindes.

2. Denn die, welche Väter haben, werden versorgt,
Und die, welche Mütter haben, werden verhätschelt,
Aber die Waise ist jedem im Wege
Und ist wie ein Sklave mit vielen Herren.

3. Wie elend ist jener Strauch,
Auf dem nackten Felsen ohne Laub,
Er wächst, aber nicht in die Höhe,
So, Freunde, ist das Los der Waise.

4. Im Winter ist sein Gewand zerschlissen,
Im Herbst zwickt es der Hunger,
Auf der Reise hat es keinen Gefährten,
Am Abend findet es kein Willkommen.

5. Wie Ameisen am Brennholz hängen
Ist es allein im fremden Land,
Der Abend findet es allein unter Fremden,
Traurig, freudlos und arm.

12. Wie ein verschlagner Vogel fürchtet es sich,
Durstig wie ein Ochse im Moor,
Kein Tag, der ihm nicht Leiden bringt,
Fortwährend seufzt es.

20. Himmel und Erde, welch Elend,
Wanderer, fühlst du seinen Schmerz?
Gönne ihm einen mitleidigen Blick
Und vertreib' es nicht, sondern nimm es auf.

22. In mondloser Nacht muss es wandern,
Im Tod allein dahinsinken,
Es stirbt und kein Vater beweint es,
Lebt wohl denn, o Nachbarn und Freunde.

* * *

Totengesang der Bezanozano.

Vorsänger: O, o, kommt mit, gross und klein.
Chor: Die Erben des väterlichen Besitzes verstecken sich nicht.
Vorsänger: Seht die Reisfelder, o, sie gehen nicht weg.
Chor: In der Tat, sie gehen nicht weg.
Vorsänger: O, der grosse Viehkraal ist die Quelle des Reichtums.
Chor: O, der grosse Viehkraal ist die Quelle des Reichtums.
Vorsänger: Wer ist es, der da weint?
Chor: Die Kinder (die Frau).
Vorsänger: Wer ist es, der da trauert?
Chor: Die Freunde —
Vorsänger: Siehe, wer sind diese in Trauergewändern?
Chor: Die Sklaven.
Vorsänger: O, wer brüllt da?
Chor: Das Vieh.
Vorsänger: Und was ist das für ein Lärm?
Chor: Die Trommeln.
Vorsänger: O, esset, die ihr Speisen habt, denn ihr werdet nicht ewig leben.
Chor: O, die da leben, werden nicht ewig leben.

* * *

Totengesang.

Wo sagt ihr, ist Ratsida?
Der Denkstein Ratsidas
Ist nördlich von Isoanierana,
Südlich von Ttsimbazaza,
Schlechter Ersatz für eine Gruft.

Wo verloren sie ihn?
Da, am Fusse des Krougo,
Ist der Leichnam Ratsidas;
Futter für die Ameisen.
Tot und verloren im Krieg.

Wie ist's mit seinen Verwandten?
Die Verwandten Ratsidas
Sind allein im Dunkeln,
Ihr Geliebter aufgegeben,
Tot und verloren im Krieg.

Die Hovas betrachten es als grösstes Unglück, wenn der Tote nicht in seiner Familiengruft bestattet werden kann, und bringen die Leichen oft Hunderte von Meilen nach Imerina. Der Denkstein dieses Ratsida ist eine mächtige Steinplatte neben der Strasse, südwestlich von Antananarivo.

* * *

Benandro eilt in den Krieg.

1. Benandro ein Lieblingssohn,
   Benandro ein Lieblingssohn,
   Benandro ein sehr geliebter.

2. Da erhob sich, sag ich, Benandro, o,
   Bat seine Mutter, o,
   Bat seinen Vater, o:

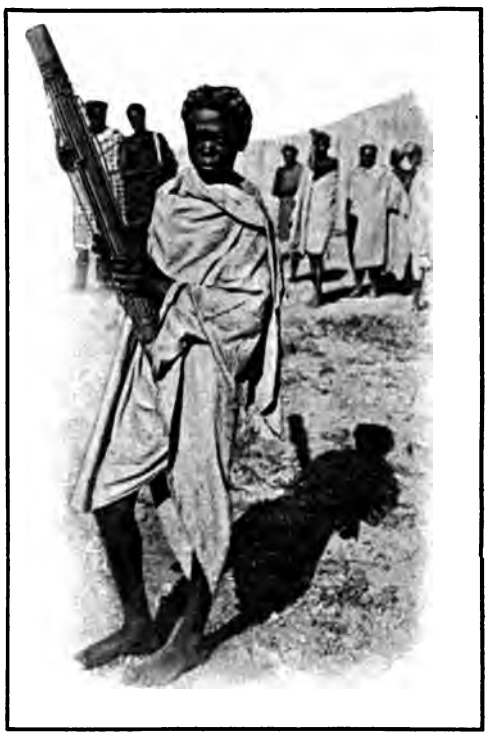
3. O bitte, lasst mich gehen,
   O bitte, lasst mich gehen,
   Denn alle jungen Männer sind fort usw.

12. Dann sprach sein Vater,
Dann sprach seine Mutter:
Bleib hier, o Span meines Lebens. usw.

(Nach der englischen Uebersetzung des J. Sibree, Antan. Annual IV. 181.)

Musik-Instrumente.

Alle Gesänge pflegen mit Musik, wenn auch meist primitivster Form, begleitet zu werden.



Valihaspieler.

Die gebräuchlichsten Instrumente sind: erstens Trommeln (teils lang und schmal, teils breit und kurz), die je nachdem mit den Fingern der Hand oder mit hölzernen Schlegeln geschlagen werden. Zweitens: Flöten aus Metall oder Bambus mit drei bis sechs Löchern. Drittens eine Art Gitarre mit einer Saite, Jijilava. Viertens: eine Art Kastagnetten, trockene Blätter mit Reiskörnern, welche das Pianissimo eines Trommelwirbels imitieren. Fünftens endlich die Valiha, ein etwa ein Meter langer Bambus, aus dessen äusserer Haut 14—20 dünne Streifen losgelöst und über Stege gespannt sind. Geübte Spieler vermögen auf diesem Instrument ganz hübsche Effekte hervorzubringen. Ausser der Trommel und Valiha dürften die meisten Musikinstrumente arabischer Einführung sein. Anjomara, die Klarinette (arab.: Azzamara); Sohaba, die Flöte (arab.: Schubaba); ebenso die im Süden gebräuchlichen Muschelhörner Akarana (arab.: al Kyrana).*)

*) L. Dahle, Antananarivo Annual.

Religion und Zauberwesen.

Die religiösen Begriffe der Malgaschenstämme sind ziemlich verschwommen. Im allgemeinen wird ein schöpferisches Wesen angenommen, während der eigentliche Kultus aus einem hauptsächlich von Furcht diktierten und von Zauberern ausgebildeten resp. ausgebeuteten Geister- und Ahnendienst besteht.

Bei den Sakalaven gibt es einen »schöpfenden und arrangierenden Fürsten«, »Andriánánahary«, über dessen Persönlichkeit und Wesen aber nur die »Propheten« (Zauberer) völlig orientiert sind. Gut und böse stehen sich nicht als Gegensätze gegenüber, sondern »es kommt eben, wie es eben kommt«. Der Tradition nach existierten ursprünglich ein Mann und ein Weib, »die gar nichts zu tun hatten« und eines Tages von der Schlange »Do« besucht wurden, worauf es mit diesem idyllischen Zustand ein Ende hatte. Bei den Betsimisaraka gibt es ein tsara (gut) zanahary und ratsy (schlecht) zanahary. Man sagt nicht: er ist gut oder schlecht, sondern: Zanahary hat ihn gut oder schlecht gemacht. Nach dem Zanahary lehibé (gross) kommen die Di minorum gentium = »Zanahary kély« (klein).

Aehnliche vage Vorstellungen finden sich beinahe bei allen Stämmen. Um so detaillierter aber ist das Gebiet des Aberglaubens und der Zauberei. In erster Linie steht bei den Betsimisaraka das Angatra, »unser« Gespenst; es lebt in der Luft und sitzt mit Vorliebe am Kopfende eines Leichnams; hier und da hört man es am hellen Tag. Ausserdem hat fast jeder Platz seinen eigenen Dämon, so z. B. überhängende Aeste im Fluss: sie werden mit zusammengeknüpften Tuchfetzen behängt, denn sie haben einen Dämon, der sogar »einen Vazaha umgebracht hat.« Ueberhaupt bedeutet das Einwickeln in Tuch besondere Verehrung. Dann gibt es eine Art Lorelei, »Zazavavy-an-Drano«, sie sitzen auf Felsen, kämmen ihr langes Haar und werden zuweilen von Fischern in Netzen gefangen.

Ein Fischer heiratete so eine »Dingin«, wie man bei uns sagt, unter der Bedingung, dass er sie nie nach ihrer Herkunft fragen dürfe; als er aber im Zorn ihr diese einst vorwarf, verliess sie ihn und verschwand samt den Kindern im Wasser — Lohengrin — Melusine-Motiv?

Bei den Betsileos spukt ein dreiköpfiges Pferd, das ganze Städte auffrisst — eine Art Almputz — und eine grosse siebenköpfige Seeschlange, die bis an den Himmel reicht. *)

Wahrscheinlich auf ausgestorbene Hippopotami zurückzuführen ist der allgemeine Glaube an die Existenz eines eigenartigen Tieres, das noch im Innersten des Waldes hausen soll: Aomby tsy Aomby = »ein Ochse (und doch) kein Ochse«. Von seinem Vorkommen waren meine Träger fest überzeugt, aber. es war damit eben auch wie im Schnaderhüpfl vom schönen Dirndl:

»Hat schneeweisse Zahnderln,
Hat schneeweisse Knie --
Aber g'sehn hab' i's nie.«

Der kleine Sumpfvogel Takatra ist dem Malgaschen so leidig, wie dem Waidmann ein altes Weib, und wenn sich der Jäger im Wald seinen Reis kocht, so kann es leicht vorkommen, dass ein »Kalanoro« — Waldmännlein — sich davon seinen Teil holt. Ueber diese Kalanoros, Pygmäen und Buschzwerge kursieren zahllose Legenden; selbst Europäer berichten davon. So erzählt Mr. Carmes von Mauritius, dass er 1879 einen solchen Waldmenschen gesehen habe, der fünf Monate in Gefangenschaft gehalten wurde: gross, mit langem, schwarzem Haar am Körper, ging auf allen Vieren, lebte von Wurzeln, schlief in sitzender Stellung und sprang mit grosser Gewandtheit von Ast zu Ast. Der Naturforscher Lommerson (1786) behauptete, es exiestiere ein Zwergvolk im Innern Madagascars, die er Kimosse nannte, was von dem Astronomen Le Gentil absolut abgelehnt wird.**)

Dagegen haben in neuester Zeit zwei englische Missionare, Cousins und Pickersgill, von einem wenig zahlreichen und bekannten Stamm Behosy berichtet: diese kleinen harmlosen Leutchen sollen in den Grenzgebieten zwischen westlichen Sakalava und Hova, zwischen Majunga und Mahabo wohnen.***) Wirkliche Pygmäenstämme dagegen, wie sie Schweinfurth und Stanley in Afrika gefunden haben, existieren in Madagascar sicher nicht, auch nicht in den dichtesten Wäldern des

*) G. H. Smith, Ant. Annual 86—87.
**) Le Gentil, Voyage dans les mers de l'Inde. T. II, 504.
***) Antananarivo Annual I, 78.

Innern. Der Urwald hat für die Eingeborenen etwas Geheimnisvolles und Schreckhaftes — ein Sprichwort sagt: »Wir kommen in den Wald: Du musst mir trauen, wie ich mich auf dich verlasse.« (In der Praxis laufen sie aber alle zwei davon.)

* * *

Das Gebiet der Zauberei ist endlos und beeinflusst das tägliche Leben des Malgaschen weit mehr, als sein Götterkultus. Wir haben da zunächst das »Sikidy«.*)

Unter Sikidy (arabisch Sichr' = Zauber, Behexung) versteht man nicht nur Divination, »das Erforschen geheimer Dinge«, sondern auch das Ausfindigmachen der Gegenmittel, falls solche anwendbar.

Sikidy beruht auf »Vintana«, arabisch Evinat = die Zeiten, Jahreszeiten im übertragenen Sinn: das Geschick eines Menschen zu seiner Geburtsstunde (Horoskop?), die Eignung bestimmter Zeiten für bestimmte Handlungen oder das Gegenteil. Der Einfluss der Zeit auf das menschliche Geschick hängt von den himmlischen Gestirnen ab, die sie regieren. Jeder Tag und Monat hat sein Gestirn, besonders wichtig sind die zwölf Zeichen des Zodiaks und die 28 Mondphasen, auf welchen die malgassische (ursprünglich arabische) Zeitrechnung beruht. Von diesem astrologischen Ursprung haben aber die »Mpisikidy« (Zauberer) längst keine Ahnung mehr; nur das Handwerkmässige der Zauberei ist geblieben. Dieses besteht aus:

1. dem Erwecken des Sikidy,
2. den 16 Figuren des Sikidy,
3. den 16 Feldern des Sikidy,
4. dem Aufstellen des Sikidy,
5. dem Arbeiten des Sikidy, und zwar a) des Sikidy gleicher, b) verschiedener, c) kombinierter Figuren,
6. besonderem Sikidy,
7. Vintana und san' andro.

Zum Erwecken des Sikidy legt der Zauberer einen Haufen Sandkörner, Bohnen usw. vor sich und beginnt seine Inkantation: »Erwache, o Gott, um die Sonne zu wecken, erwache, o Sonne, um den Hahn zu wecken, erwache, o Hahn, um den Menschen

*) L. Dahle, Ant. Annual 87, 218.

zu wecken, erwache, o Mensch, um das Sikidy zu wecken; nicht um zu lügen und zu trügen und Unsinn zu reden, und ohne weiteres alles für wahr zu halten, sondern um das Geheimnis zu suchen, was jenseits der Hügel ist, und auf der andern Seite des Waldes zu sehen, was kein menschlich Auge sehen kann. Wache auf, denn du bist von den Silamo bevolo (langhaarigen Mohammedanern) von den hohen Bergen, von Baboroaka, Tapeleke, Tsiketsika, Zafitri, Maito usw., erwache, denn du bist nicht umsonst, aber teuer: wir haben dich erworben gegen eine fette Kuh mit grossem Höcker und für Geld, auf dem kein Staub war; erwache, denn du bist das Vertrauen des Herrschers, und das Gericht des Volkes. Wenn du ein Sikidy bist, das sprechen kann, sehen kann, das nicht nur vom Gerede des Volkes spricht, von geschlachteten Hennen und dem Ochsen auf dem Markt, den Staub an den Füssen, erwache hier auf der Matte.« Die Bohnen werden dann in bestimmten Kombinationen in die sechzehn Rubriken verteilt, jede Kombination, jede Rubrik hat ihre bestimmte Bedeutung, wie bei uns die Karten beim Kartenschlagen, z. B. Rubrik 7 = velivady = die Dame, fahavalo = der Feind, lalana = der Weg — »steht ihm über den Weg!« usw.

Nun wird nach bestimmten Regeln die Frage gestellt und ähnlich wie beim Kartenschlagen nach der Stellung der Figuren beantwortet, z. B.: »Steht Fahavalo dem Schiff über den Weg, so ist Gefahr, dass es von Piraten bedroht wird« usw., auch Gegenmittel werden auf dieselbe Weise angegeben; z. B. Gewehr- oder Schuss-Zauber (odibasy); zeigt das Sikidy die sinkende Sonne, so ist dies ein Zeichen von Todesgefahr: um sie abzuwenden, wird ein roter Hahn mit Krokodilzähnen und einem Stück Natorinde, das eine Nacht gesotten wurde, an die Ostseite des Hauses gebracht, und zwar auf eine noch unbenutzte Matte. Der Zauberer muss ein nahtloses, ungeflicktes, rot und schwarzes Gewand haben, ebenso derjenige, den der Zauber angeht. Dann ruft er: »Die Sonne wird von uns gehalten, auf dass sie nicht an dem N. N. vorbeigehe.« Bei Sonnenaufgang schneidet sodann der Zauberer dem Hahn den Hals ab, betritt das Haus und berührt den Bedrohten. Auch wird ein Bananenstamm als Substitut für den Bedrohten begraben (jüdisch-christliche Opfertheorie). Dann gibt es Handelszauber und Liebeszauber: Mamy aho = ich bin süss; Zauber gegen Erbrechen und Speisen, in denen der Geist eines Verstorbenen war usw.

Der Birikazauber soll das Herz platzen machen und Blutspucken verursachen; nur ganz gerissene Zauberer wagen sich an den Birika, da er sehr gefährlich ist: von Zeit zu Zeit soll er seinen Besitzer bitten, ausgehen zu dürfen, um etwas zu töten, sonst wendet er sich gegen ihn selbst und zerreisst ihn.*)

Nach eingeborenen Quellen suchte König Andrianamponimerina den Mut seiner Hova-Soldaten durch irgendein Mittel zu heben, und da er den fanatischen Mut sah, den Zaubermittel seinen Gegnern, den Sakalava, einflössten, beschloss er, mit gleichen Mitteln zu arbeiten. Wirkte der Zauber nicht, so hatte der Betreffende eben die Zaubervorschriften nicht beachtet. Er gab den Soldaten kleine Hölzer und Mandravasarotra (Zerstörer der Schwierigkeiten); dies war mahery = mächtig (arabisch mehera, ärztliche Kunst, Medizin). Die Sakalaven bezogen ihre Mohara von den Taimoros, und zwar sollen beim letzten Aufstand in Imerina 1895 gleich zehn Trägerlasten solcher Moharas vom Süden heraufgekommen zu sein. Für gute Moharas wurden bis zu 5 Dollar gezahlt. Gewöhnlich bestanden sie aus einer verzierten Hornspitze, worin ein Stück Eisen — vin 'aina — Eisen des Lebens — sass; das Innere wurde mit Asche, Honig, Chamäleonköpfchen oder ähnlichem Zeug ausgefüllt; vor dem Gebrauch wurde es geweiht, wobei sich der Erwerber dem Zauberer verschreiben musste. Ein Beispiel einer derartigen Weihe: »Heilig, Herr, du bist heilig, du kommst von Gott, von Anakandriana, von den heiligen Tazimba, von den heiligen Mächten Himmels und der Erde, von dem Firmament über der Erde, heilig, heilig, heilig bist du; komm über uns, sei mit uns, denn du bist von überall her.« Danach nimmt der Zauberer Wasser in den Mund, bespritzt den Erwerber und spricht: »Ich weihe dich mit Wasser, dass du diesem Gott ein Hüter seist und ein Zauberer, mögest du nicht unterliegen im Streit, mögest du Anerkennung finden beim Herrn und beim Volk.« Nun wird aufgezählt, was alles für den Erwerber fady, verboten, ist, was er mit folgender Formel beantwortet: »Ich anerkenne dies, ich anerkenne dich als meinen Gott, Vorsehung, Schützer und Lehrer in allen Dingen, mir zu helfen aus Gefahr und Not.« Man kann sich auch das Mohara einimpfen lassen, wie dies der grosse Rebellenchef Rainibetsimisaraka bei einem gelungenen Ueberfall

*) Rev. Lord, Ant. Annual.

auf die Franzosen getan hatte. Als ein Dorf im Südwesten von Antananarivo revoltieren wollte, kam sofort ein Zauberer aus Imamo und bot sich an, die Leute zu impfen, was auch geschah; einige aber wollten die Sache gleich ausprobieren und schossen auf den Mohara-Verkäufer; das Resultat dieser Kugelprobe war natürlich nicht zufriedenstellend, besonders für den Mann aus Imamo, und die Dorfleute blieben ruhig zu Haus. *)

An Wegekreuzungen sieht man häufig kleine Häuschen aus Lehm; diese sollen herumstreifenden Geistern als Wohnstätte dienen. Unzählig ist die Zahl der fadys, verbotener Dinge; jeder Stamm, ja, jedes Haus hat seine eigenen; hier einige Beispiele: Das Lendentuch als Kopfkissen benutzen, bringt schlechte Träume. Einen Reismörser verbrennen ist fady, ausser wenn man allen Nachbarn einen Span abgibt. In die Feuerstelle treten, bringt Augenleiden; im Stehen essen, Reiskörner geniessen, die zum Geldwägen gedient haben, und in einem leeren Reismörser stampfen, bringt Hungersnot; mit dem Hut auf dem Kopf essen, Kahlheit; das Mark aussaugen, Zahnweh. Kopf und Füsse eines Tieres im selben Topf kochen, ist fady. Ueberhaupt sollen die Füsse mit nichts in Berührung kommen, das mit dem Kopf zu tun hat; so ist es fady, auf ein Halana zutreten (den kleinen Grasring, der zum Tragen auf dem Kopf benutzt wird). Ein Takatra- (Scobus umbretta) Nest zerstören, bringt Aussatz, eine tragende Katze heisst Hexe. In Flüsse mit Krokodilen darf man keinen Dung werfen, und das Wort Zucker nicht in der Nähe aussprechen. Wer zum Fischen geht, soll kein Geld mitnehmen und nicht von Adeligen sprechen. Am selben Tag darf man sich nicht die Fuss- und Handnägel schneiden, auch nicht das Haar am Geburtstag oder vor dem Essen. Bambus spalten während eines Gewitters zieht den Blitz an; auf ein Grab deuten ist fady, Kinder dürfen keinen Leichnam sehen. Beim Nähen des Totenhemdes müssen die Stiche je zu sechs oder acht genommen werden. In Ankarandava ist ein Baum, der allen Vögeln Tod bringt usw. Ein Soldat darf nichts essen, was unter dem Speer gefallen ist; wenn die Frau in der Hoffnung ist, darf sie keine Brombeeren essen, sonst bekommt das Kind ein Muttermal. In den Ankáratra-Bergen ist Speck fady; bei einigen Betsileos der Aal, bei andern Ochsen-

*) Vgl. i. Edmunds Ant. Annual.

leber; nur der Herrscher darf einen roten Sonnenschirm haben; endlich: Idioten dürfen den königlichen Palast nicht betreten!

Es würde zu weit führen, all den Aberglauben der Malgaschen aufzuzählen, aber zum Vergleich möchte ich doch an dieser Stelle drei Beispiele von Aberglauben aus Europa anführen.

1684 (!) lässt der Landeshauptmann von Breslau, Graf Max von Hoditz, auf Befehl des Fürstbischofs Franz Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein und in Bayern, die Rosa Wenzelinn zu Freiwaldau köpfen und verbrennen, »weil sie auf den Plan zu der teufelischen Zusammenkunft auf der Ofengabel durch die Feuermauer auf die Viehweide gefahren.« — Am 10. Januar 1893 (!!) entschied die heilige Ablasskongregation zu Rom, dass das Zerreissen der Schnur die Ablässe des Rosenkranzes nicht auflöse; am 1. April 1887: »Gegenstände, die mit Ablässen versehen werden, müssen aus dauerhaftem Stoff sein; ausgeschlossen sind daher Gegenstände von Papier, Leinwand, hohlgeblasenem Glas, Gips usw.« — Die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft gewinnen bei jedem Ave Maria fünf Jahre und fünf Quadragenen Ablass, wenn sie hinterher den Namen Jesus hinzufügen — aber unmittelbar am Schluss des Ave Maria, noch v o r dem Schluss-Amen; wird er n a c h dem Schluss-Amen ausgesprochen, so wird der Ablass nicht gewonnen. Entscheidung der heiligen Ablasskongregation vom 29. März 1886! *)

* * *

Wie in unserm Mittelalter, so haben auch bis in die neueste Zeit die sogenannten Gottesgerichte eine furchtbare Rolle in der Geschichte Madagascars gespielt. Neben Feuer- und Wasserproben steht obenan die Giftprobe durch Tangena, welche erst 1862 abgeschafft wurde. **) Zwei Tangena-Mandeln wurden mit Wasser abgerieben. Der Delinquent ass etwas Reis und musste drei kleine Stücke Geflügelhaut verschlucken, worauf ihm das Tangena eingegeben wurde: Nach einigen Minuten, je nach der Absicht des Richters, wurde eine ziemlich ansehnliche Dosis warmen Wassers verabreicht, so dass andauerndes Erbrechen erfolgte. Wenn nun die drei Hautstücke unversehrt herauf-

*) Hoensbroech, »Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit«.

**) Die obigen Aufzeichnungen stammen von einem Hovabeamten, der früher selbst das Tangena anzuwenden hatte.

kamen, so galt die Unschuld als erwiesen. Es ist klar, dass der positive oder der negative Erfolg in der Hand des Richters lag, je nachdem er das Gift oder die Zugaben dosierte. Im allgemeinen verliefen neun Fälle von zehn tödlich. Da nun ganze Dörfer und Distrikte der Tangenaprobe unterzogen wurden, so wird ersichtlich, wie viele Tausende dabei den Tod fanden. Nach den Aussagen von Leuten, die selbst die Tangenaprobe durchgemacht haben, sind die Symptome: Eine eigenartige Benommenheit im Gesicht und Kehle, Uebelkeit, starkes Erbrechen unter Schwäche und Angstzuständen, zuweilen auch partielle Lähmungen und Delirien, krampfhaftes Zucken in den Extremitäten, Kollaps. Wenn Bewusstlosigkeit eintritt, ist der Patient meist verloren. Ein Gegengift ist nicht bekannt. Der Tod tritt infolge von Herzlähmung ein, auch das Rückenmark scheint zu leiden: die Zusammenziehungsfähigkeit der Muskeln ist stark beeinträchtigt. *)

Kunst.

Eine bodenständige Kunst existiert in Madagascar so gut wie gar nicht. Die Holzschnitzereien auf den Türen gehen selten über die allerprimitivsten Darstellungsversuche von Ochse, Alligator oder Vogel hinaus. Im Süden findet man zuweilen auf Giebeln oder Grabmälern wohlgeschnitzte Vögel, bei den Betsileos geometrische Muster, in Ambatolaivy bei Tananarive einen Versuch zu Wandmalerei in ebendieser Art. Im Süden (Midongy und Tsilokarivo, Provinz Farafangana) habe ich einen Mann gefunden, der äusserst primitive Statuetten von Barakriegern und Frauen schnitzen konnte; in der Provinz Tulear wurden sehr obszöne Gruppen zuweilen ausgeboten; ich habe jedoch später erfahren, dass diese auf Bestellung eines dort lebenden Europäers gemacht waren, der sie dann als Kuriositäten verkaufte. Das einzige gute Beispiel von Ornamentik ist eine holzgeschnitzte Haarnadel aus dem Distrikt von Tulear: Alligator, Ochse und die zwei steten Begleitvögel des Viehs, die »Vorompotsy«. Krokodil- und Eberzähne werden von den Masikoros zuweilen mit kleinen Glasperlen verziert. Die Halsbänder und selbst der runde Stirnschmuck der Bara — ursprünglich eine Muschel — kommen aus Deutschland. Die neuer-

*) A. Davidson, M. D., Ant. Annual 4.

dings in Fianarantsoa vertriebenen Rabanas hat erst Madame Besson den Leuten anzufertigen gelehrt, auch die Spitzen sind erst nach französischen Mustern entstanden.

Von Skulpturen findet sich höchstens dann und wann ein vereinzeltes Blattornament, in Tananarive an den Steinträgern der Verandas ein roh gearbeitetes, jedenfalls indisches Lotosmotiv. Von Goldarbeiten gibt es nur schlechte Imitationen billiger indischer Vorbilder; bei den Betsileos hier und da rohe Tierfiguren aus Ton. Auf dem Markt in Tananarive werden Bambus-Musikinstrumente den Fremden angeboten mit namenlos geschmacklosem Aufputz von rosa Wolle und aus Bein geschnittenen Kaimans.

Das Palais der Königin in Tananarive.

Es wäre auch ein Wunder, wenn dieses Volk, das jeder Phantasie, jeder schöpferischen Kraft, jeder Initiative völlig bar ist, dem jede Konsequenz im Denken und Handeln fehlt, sich auf künstlerischem Gebiet betätigt hätte: Niemand kann künstlerisch eine höhere Potenz darstellen als er selbst ist.

3. Kapitel.

Familienleben.

Das Familienleben der Malgaschen ist im allgemeinen heiter und sorglos. Weder Mann noch Frau überanstrengen sich mit Arbeit, stets findet sich ein Vorwand zum Nichtstun oder zu Tanz und Festlichkeiten und Schmausereien. Zwist und Misshandlung sind selten. Die ehelichen Bande sind nicht allzu strenge, und die berühmten drei K, Kirche, Küche, Kinder, machen der Frau nicht allzu viel Sorge. Elle est née cocotte. Die Aufhebung der Sklaverei im Jahre 1896 hat allerdings viele aus verhältnismässigem Wohlleben an den Bettelstab gebracht, aber nur ganz ausnahmsweise sieht man Frauen schwere Arbeit verrichten. Das Los der Sklaven war nie sehr hart; sie wurden im allgemeinen gut behandelt und waren in mancher Hinsicht besser dran, als mancher arme Freie. Die Kinder gehörten dem Besitzer der Mutter. Kein Sklave hatte rechtlichen Anspruch auf Besitz, doch es kam häufig vor, dass sie Land, ja sogar selbst Sklaven hatten. Ein Sklave konnte mehrere Besitzer haben. Ein Diener in einer Mission bat einst um einen Tag Urlaub: »meine Mutter wird morgen aufgeteilt!« — Auch die Kirche milderte das Los der Sklaven vielfach. Sklavenhändler konnten seit 1871 nicht Mitglieder sein. Gegen die Aufhebung sträubten sich jedoch christliche wie heidnische Besitzer. Im Jahre 1813 zahlte man für einen 30—40 jährigen Sklaven: 2 Musketen, 2 Patronenbeutel, 10 Kugeln oder Feuersteine, oder 1500 Kugeln oder 1700 Feuersteine. Nach der

Aufhebung verblieben viele alte Sklaven bei ihren bisherigen Herren; besonders in den entfernten Provinzen besteht noch förmlich die »Familie« im altrömischen Sinn.

* * *

Die Behausung der Malgaschen ist auf der ganzen Insel ziemlich gleichartig. Bei den Betsileos liegt jedes Haus mit der Fassade nach West, und ebenso der Ochsenkraal stets im Westen des Hauses. Verheiratete Kinder müssen sich auf der Ostseite anbauen. Das Bett (Matte) steht stets mit dem Kopfende nach dem Süden usw.

Als Baumaterial dient nahezu ausschliesslich Holz, nur in Imerina und Fianare findet man zahlreiche Lehm- und Ziegelbauten. Das Gerüst des Hauses wird mit dem Beil leicht zubehauen und verkröpft, eventuell mit Lianen und hölzernen Nägeln gesichert. Die Wände werden entweder aus Falafo — den gespaltenen und flachgepressten Rippen der Wandererpalme — oder aus gespaltenem und geflochtenem Bambus hergestellt; zur Innenverkleidung dienen dichte Matten aus Reisstroh oder Papyrus. Das vorspringende Dach besteht zuweilen aus Reisstroh, meist aber aus den längsweise in dichten Lagen übereinander gelegten Blättern der Wandererpalme, stellenweise auch aus den ziegelartig verwendeten Blättern der Fächerpalme. Mit der Zeit verfilzt dieses Material und bildet sogar gegen tropische Regenmassen einen vorzüglichen Schutz. Die stets etwas über dem gewachsenen Boden auf Stützen erhöhte Diele besteht beinahe durchweg aus Falafo und darüber gebreiteten Matten. Eigentliche Türen sind nur in wenigen Distrikten gebräuchlich und zeigen die Eigentümlichkeit, dass sie mit dem ganzen Türstock aus einem Stück Holz herausgeschnitten und in das Haus eingebaut werden, so dass sie nicht ausgehoben werden können. Die Breite beträgt selten mehr als 50 cm, und die Schwelle steht wie auf den Dampfern ca. 25 cm über dem Boden. Sonst überall benutzt man als Verschluss einen mit Falafo überzogenen Rahmen, der durch ein Querholz oder eine Schnur festgehalten wird. Fenster sind nicht gebräuchlich. Die wenigen Haushaltungsgegenstände, Töpfe, Schüsseln, Matten und Behälter finden teils an den Wänden, teils auf den zwei Gestellen über

dem Herd Platz. Das Feuer brennt zwischen drei Steinen in einer lehmgefüllten Kiste, der Rauch sucht sich seinen Ausweg durch die Ritzen und beizt die Dachsparren und die Herdgestelle tief schwarz. Macht jemand einen argen Skandal, so sagt der Malgasche: Er schimpft den Russ vom Dach herunter.

Da alles Essbare sofort von den Ratten aufgefressen wird, ist man genötigt, es aufzuhängen, und zwar an einem ankerartigen, mit einer abgerundeten Platte versehenen Holz, über welches die Nager nicht herunterklettern können. Bei den Betsimisaraka und Bezonazano habe ich leise Anfänge einer Innendekoration in Form von eingewebten Mustern und aufgenagelten, gebeizten Bambusplatten gefunden, am Mangoro flechten sie die besseren Hütten aus abwechslungsweise hellem und dunkelm Bambus, ganz selten trifft man auf den Holztüren rohe Schnitzereien, meist nur schematische Andeutung eines Ochsen oder Menschen.

Der Herd ist auch hier der heilige Mittelpunkt; das Haus ist nach bestimmten, durch uraltes Herkommen geheiligten Massen gebaut und orientiert, und zwar so genau, dass es zugleich als Sonnenuhr dient. Ich füge eine Tabelle der Zeitbestimmung bei, welche dies erläutern mag:

Mitternacht	12^{00}	Uhr
Froschquaken	2^{00}	«
Hähneschrei	3^{00}	«
Morgen und Nacht	4^{00}	«
Krähenschrei	5^{00}	«
Heller Horizont	5^{00}	«
Rötlicher Osten	5^{15}	«
Farbe des Viehs ist erkennbar	5^{30}	«
Fleissige Leute stehen auf	5^{30}	«
Tagesanbruch	6^{00}	«
Tau fällt	6^{15}	«
Das Vieh wird ausgetrieben	6^{30}	«
Frost am Munde	6^{45}	«
Ueber »the purlin«	9^{00}	«
Um die Ecke des Daches	12^{00}	Uhr Mittags
Tag kommt über die Schwelle	12^{30}	«
Tag weniger ein Schritt	1^{00}	«
Sonne am Reisstossplatz	2^{00}	«
Am Hauspfosten	2^{00}	«

Am Platz, wo das Kalb angebunden wird .	3^{00}	Uhr
Am Hühnerstall	4^{00}	«
Die frische Kalbin kehrt heim	4^{30}	«
Das Vieh kehrt heim	5^{30}	«
Sonne tot	6^{00}	«
Die Hühner kehren heim	6^{15}	«
Ecke des Reistopfes im Düstern	6^{45}	«
Anfang des Reiskochens	7^{00}	«
Essen	8^{00}	«
Ende des Essens	8^{30}	«
Man geht zu Bett	9^{00}	«
Alles geht zu Bett	9^{30}	«
Gewehrfeuer	10^{00}	«
Mitternacht	12^{00}	«

Ein Reis kochen = $^1/_2$ Stunde

Eine Heuschrecke rösten = ein Moment.

Welch tiefes konservatives Gefühl nur kann den Ausdruck geprägt haben: 6^{45} = Ecke des Reistopfes im Düstern. Generation nach Generation wuchs in der genauen Befolgung lokaler Tradition auf, und selbst der streifende Räuber hat gewissermassen seine Normen: 10 Uhr = Gewehrfeuer.

Riehl sagt einmal: Aus dem Individuellen, auf der Grundlage der Wissenschaft vom Volke nur kann die soziale Politik aufgebaut werden. Aber der französische Beamte steht dieser »Realität des Volkslebens« ahnungslos gegenüber. Häufig verletzt er, ohne es zu wollen, durch eine Polizeiverordnung tief eingewurzelte und berechtigte Gefühle. Reformen sind — wie eine Operation — stets schmerzlich. Aber es ist am Ende ein Unterschied, ob ich mir meinen kranken Zahn vom Dorfbadergehilfen oder von einem wissenschaftlichen Zahntechniker ausziehen lasse. Und in der sozialen Zahnzieherei sind leider viele — wie Dreher im »Jägerblut« sagt — »medüzünische Leuen«.

Die Hausfrau verfertigt am Webstuhl bunte Lambas, flicht Matten und Schachteln, kocht oder — frisiert sich, denn in keinem Land wohl gibt es so komplizierte Frisuren wie in Madagascar. Am Samstag nachmittag finden sich gewöhnlich ein paar Nachbarinnen zusammen, um das komplizierte Gebäude zu erneuern. Jeder Stamm hat seine mehr oder minder kunstvolle Mode, die Hunderte von Zöpfchen zu verflechten, aufzustecken und einzurollen. Im Süden tragen Männer und Frauen

Verschiedene typische Haarfrisuren. Die Frau mit dem offenen Haar trauert.

eine Art von Haarknöpfen, die so reichlich mit weissem Fett eingeschmiert werden, dass die jungen Schönheiten oft an die gepuderten Marquisen des 18. Jahrhunderts erinnern. Nur bei Trauer wird das Haar allgemein zerzaust und offen getragen. Als Haarschmuck dienen im Süden mit Messingnägeln verzierte Brettchen, silberne Ringe und bei den Sakalaven verzierte Krokodilszähne.

Der Mann bestellt das Reisfeld; seine eigentliche und Lieblingsbeschäftigung aber ist, unter einem Baum zu sitzen, sein Vieh zu zählen und Luftschlösser zu bauen.

Die Haustiere sind es im sprichwörtlichen Sinne: sie leben so weit als möglich im Haus: Hühner, Enten, Gänse und Perlhühner betrachten die Hütte als ihr angestammtes Dominium; der Hund hat selbstverständlich seine Ecke. Es gibt kaum etwas jämmerlicheres und feigeres als den richtigen Malgasche-Köter. Halb Schakal, halb Regenwurm, mager, krätzig, verhungert, trottet er um das Dorf, irgend etwas Geniessbares aufzutreiben; stösst er unversehens auf die herankommende Filanza, so reisst er heulend kilometerweit aus. Das Vieh wird abends dicht gedrängt in kleine Pferche gesperrt, wo es meist knietief im Schlamm steht, die Kälber aber bindet man unter dem Hause an. Auf die Zucht wird keinerlei Fürsorge verwendet. Versuche einzelner colons mit europäischen Stieren haben Resultate nicht ergeben; überhaupt erkranken beinahe alle importierten Tiere an Osteomalie, wie es scheint, infolge mangelnden Kalkes in der Nahrung. Die Kühe haben ganz unentwickelte Euter und geben wenig Milch. Im Süden und Westen findet sich gutes Schlachtvieh (bis zu 700 Kilo lebendes Gewicht), der ziemlich bedeutende Export ist jedoch aus verschiedenen Gründen (Tuberkulose, Ausfuhrzoll, Einfuhrschwierigkeiten in Afrika und mangelnde Dampferverbindungen) wieder sehr zurückgegangen. Schweine, Schafe und Ziegen werden stellenweise als Haustiere gehalten. Zu den Haustieren möchte ich ferner zählen: Flöhe, Wanzen, fingerlange Schwaben (Cancrelas genannt), Spinnen, Skorpione und Ratten. In einzelnen Teilen des Landes finden sich in den Hütten zahlreiche zierliche Springeidechsen, die unter dem Ungeziefer wacker aufräumen, und in Beparasy und Tulear hatte ich zahme Chamäleons.

Nach den offiziellen Angaben besitzt Madagascar rund zwei Millionen Hornvieh, 246 000 Schafe, 70 000 Ziegen, 160 000 Schweine, 90 Pferde und Maulesel und Esel.

Dagegen dürfte der Viehexport in den besten Jahren (1902, 1903) 50 000 Stück nie überschritten haben. Das Stück zu etwa 80 Frcs. franko Bord gerechnet, repräsentiert dies einen Exportwert von 4 Millionen Frcs., und bei 15 Frcs. Ausfuhrzoll pro Kopf ca. 750 000 Frcs. Zolleinnahmen. Zurzeit taxiere ich den Export auf nicht mehr als 4000 Stück maximum.

Die Kleidung des Malgaschen besteht im allgemeinen aus zwei oder mehreren viereckigen Tüchern, Lambas genannt, welche togaartig um den Leib geschlagen werden. Darunter trägt er noch ein schmales Lendentuch, und auf der Wanderschaft ein grösseres, zusammengedrehtes, in dem der Reisvorrat usw. aufbewahrt wird. Das obere Lamba ist weiss oder farbig, häufig mit bunten, aufgedruckten Dessins. Im Süden, bei den Baras, ist die Grundfarbe meist dunkelblau. Bei den roheren Bergstämmen tragen noch vielfach Mann und Weib nur aus Reisstroh geflochtene, sackartige Matten. In Imerina und den Zentralprovinzen hat sich die europäische Tracht einigermassen eingebürgert, immer aber wird, selbst von den stutzerhaften jungen Gouvernementsschreibern usw., den sogenannten »fauxcols«, die Lamba über die Jacke drapiert. Die Filanzaträger bedienen sich vielfach einer Art ärmelloser Paletots aus der äusserst haltbaren Faser der Rafiapalme.

Die Frauen der Hovas und zivilisierteren Stämme haben die europäische Tracht insoweit angenommen, als sie beinahe durchweg Rock und Mieder tragen, stets aber auch darüber die weisse Lamba. Im Innern und bei den Sakalavas dagegen werden zwei bis drei bunte Lambas unter den Armen durch um den Leib gewickelt und nach innen etwas eingerollt, während ein Zipfel frei bleibt, über die Schulter fällt oder über den Kopf gezogen wird. Nur in ganz abgelegenen Bergdörfern im Süden tragen auch die jungen Mädchen die Brüste frei, und selbst da herrscht häufig die Sitte, sie durch ein schmales, verziertes Strohband flach zu drücken. Dagegen hüllt sich die feine Ramatoa in der Hauptstadt in hellblaue oder rosa Brokatgewänder, trägt weisse Stiefelchen und Spitzenschirm. Bei den Belsimisarakas und speziell in Nosibé findet man die wunderbarsten Hutgebilde — europäischer Provenienz mit Blumen und Schleifen —, im allgemeinen aber begnügt sich die Frau mit einer sorgfältigen und gefälligen Frisur.

Die Männer bedienen sich in den Zentralprovinzen gern eines breitkrämpigen Strohhutes, anderweitig einer Strohkappe, die bei den Betsileos in hübschen Mustern bestickt wird. Im Innern (Süden) tritt an Stelle der Kopfbedeckung die in mehr oder minder kunstvollen Zöpfen und Knollen gelegte und stets reichlich mit weissem Fett eingeschmierte Haartracht. Die Füsse bleiben beinahe immer nackt, Sandalen werden von den Trägern nur auf sehr steinigem Terrain vorübergehend angelegt.

Die Reinlichkeit ist in den zivilisierten Teilen ebenso gross wie der Schmutz in den andern. An einem Samstag sieht die Umgegend von Tananarive aus, als ob frischer Schnee gefallen sei: Tausende von frisch gewaschenen Lambas bleichen auf allen Fluren für den Feiertag.

* * *

Die Hauptnahrung des Eingeborenen bildet der Reis. Er wird in eisernen Kesseln gewöhnlich zweimal aufgekocht und ziemlich trocken genommen. Als Zutaten dienen die Reisbrühe, allerlei bittere, sauerampferartige Blätter, »brèdes« genannt, roter Pfeffer, Chilies, Huhn, kleingeschnittenes Fleisch, getrocknete Fische, Früchte usw. Ochsenfleisch wird im Verhältnis zu den riesigen Viehbeständen wenig genossen: der Malgasche zieht es im allgemeinen vor, seine Herden zu zählen. Nur bei Begräbnissen und dergleichen Gelegenheiten werden Ochsen getötet, dann aber oft massenweise, und bis zum letzten Stück aufgegessen Die Bergbaras fressen sogar die Haut mit. Im Süden wird teilweise auch den Wildschweinen eifrig nachgestellt. Nichts ist dem Eingeborenen zu unappetitlich. In Ankazoabe habe ich sie das schon völlig grüne Fleisch eines gefallenen und seit zwei Tagen vergrabenen Ochsen kochen sehen — merkwürdigerweise, ohne dass es den Teilnehmern an dieser Prachtmahlzeit geschadet hätte. Quantitativ ist die Essleistung eines Trägers beinahe unbegrenzt. Meine 43 Mann assen einmal ein junges Rind innerhalb zwei Stunden völlig auf. Sobald der Reis fertig gekocht ist, wird er auf saubere, frische Bananenblätter umgestürzt, in möglichst gleichmässige Häuflein verteilt, ebenso die eventuelle Zutat, und mit hölzernen oder beinernen Löffeln oder der Hand in den Mund geführt. Zum Auslöffeln der Brühe bedient man sich meist doppelt zu-

Sakalavamädchen.

sammengelegter und ineinander gesteckter Bananenblätter. In Imerina findet man an den Wegkreuzen und Brücken häufig umherziehende Krämer mit fetten Nudeln, Schmalzkuchen und einer Art Fleischpresssack, der Lieblingsspeise der Filanzaträger.

Jedes Sumpfwasser genügt dem Malgaschen, und auf der Reise wundert man sich oft, aus wie schmutzigen Pfützen die allerdings schwer angestrengten Träger ihren Durst stillen: vier Mann eilen voraus, verscheuchen mit einer rituellen Handbewegung alles kleine Getier von der Oberfläche und trinken in langen Zügen, meist aus dem schmierigen alten Strohhut, der dann den herankommenden Trägern beim Umwechseln gefüllt übergeben wird. Alkohol aber, in jeder Form, je schärfer, je lieber, ist die Wonne jedes Eingeborenen, und man muss nur einmal den Fusel probiert haben, den der Syrer oder Chinese verzapft, um staunend zu erfahren, was ein menschlicher Magen an Aetzwirkung vertragen kann. In früheren Zeiten bereitete das Volk seinen Toaka (Rum) selbst durch primitive Destillation von Zuckerrohr oder Früchten, und die Trunksucht herrschte am Hof wie bei den Aermsten so, dass mehrmals Versuche gemacht wurden, sie einzudämmen, sogar durch Todesstrafe — aber vergeblich. Die Franzosen haben aus fiskalischen Gründen die Herstellung von Toc oder Betsa betsa beinahe ganz aufgehoben, um ihre eigenen Produkte teuer zu verkaufen. Der Verschleiss ist nur gegen eine Lizenz von 100—900 Frcs., je nach der Grösse der Ansiedelung gestattet, ausserdem unterliegt jeder Hektoliter Alkohol einer taxe de consommation von 250 Frcs.

* * *

Eine bedeutende Rolle nehmen im Leben des Malgaschen, bei gross und klein, die Spiele ein. An Wegekreuzen und Torbogen, auf den gepflasterten Zugängen der Residenz, an Richtstätten und auf den sonnigen Felsen, wo die Hütekinder liegen, überall findet man ein längliches, von allerlei Kreuz- und Querlinien durchzogenes Parallelogramm eingeritzt: es sind die Spuren des Fanorona-Spielens. Kinder und Greise, hoch und niedrig pflegen es, und als Radama I 1810 auf der Ebene Imahanasina die Stämme zur Krönung versammelte, wurden sie um das Zelt nach dem Muster des Spielbrettes aufgestellt. Die Tradition erzählt sogar von einem König, der sein Reich verlor, weil er

Hovatypen. (Einem Diebe wird das Halseisen angeschmiedet.)

beim Angriff des Feindes sein Spiel nicht unterbrechen wollte; und heute noch geht ein Sprichwort: 3 gegen 5 und verscherze das Reich. Das Spiel wird auf nebenstehender Figur mit 22 gegen 22 Steinen gespielt, und wie beim Damspiel kommt es darauf an, allmählich die Steine des Gegners zu nehmen, allein in der Praxis scheint es sehr kompliziert und schwierig zu sein und ich höre, dass die guten Spieler immer seltener werden.

Der steigende Steuerdruck, die Zwangsarbeit und die härteren Lebensbedingungen erlauben der jetzigen Generation nicht mehr ihr volles Mass von Faulenzertum, und selbst wenn er nichts zu tun hat, zieht es der Malgasche vor, nicht unnötig in den Weg des Funktionärs zu kommen, sondern bleibt in seiner Case und säuft oder schläft.

Eines der beliebtesten Kinderspiele ist Rasarindra, eine Art Fuchs und Gans. Die Reime sind meist ebenso sinnlos wie bei uns, z. B. »Tor des goldenen Fürsten, dreimal kommen wir herein, wie ein Kleid, 1000 Weber mögen den Webstab. Dian — tandraka — Igel.« — Schritte, alle fassen sich an, bücken sich singend und ahmen die Bewegung eines Igels nach.

Bei einem »Aussätzigen-Spiel« beugen sich am Ende alle zur Erde und sprechen: »Horch, o Grossvater, unter der Erde, ich bin kein Aussätziger, denn nur die in Maméhana sind wirklich aussätzig.« Dann spucken sie aus und sagen: Puah!

Nach den Sternen werfen sie ein wenig Schafdung und singen das Liedchen:

»Schafdung wollen wir braten,
Samen von Kürbis und Tomaten,
Gurken voll von Schmeichelei,
Geschmeichelt von solcher Rederei,
Soll sterben, wer übles Geschick hat.«

Ein anderes ist Petapetaka Inénibe (halte dich an Grossmama). Diesen geistvollen Spruch kräht so eine Kinderbande drei Stunden lang fort, wenn man sie nicht zum Teufel jagt, oder auch:

Kondogo dahy,
Kondogo Rambita,
Kondogo dahy.

* * *

Da Malgaschen ihre Kinder nie züchtigen oder verweisen, sind sie unleidlich und kreischen und heulen beim geringsten Anlass; ich habe nie widerwärtigere, frechere und feigere Bampsen gesehen als speziell in Tananarive. Mit zehn Jahren sind sie schon ausgereifte Spitzbuben, und mit vierzehn betreiben sie das ehrbare Louishandwerk mit rührender Unverfrorenheit. Dazu kommen noch die Mischlinge in allen Schattierungen, die noch frecher sind als die normale Sippschaft; weitaus das schlimmste Kontingent aber stellen die Missionszöglinge, bei denen man nie weiss, was man mehr bewundern soll: ihre Heuchelei, ihre Faulheit oder ihre Unverschämtheit. Die nächste

Ramatoa.

Generation wird eine schöne Musterkarte von öligen Schuften abgeben. Bei der weiblichen Jugend herrscht im allgemeinen Einstimmigkeit in der Wahl eines Lebensberufes, und damit komme ich zu einem gewichtigen Kapitel, zum Ramatoatum.

Die Ramatoa vereint meist die Stellung einer »Maitresse« mit der einer Haushälterin. Ich sehe von den in Seide und Brokat gekleideten Ramatoas einiger Esel in Tananarive ab, die als »grandes cocottes«, mit weissen Schuhen und Spitzenjupons und Sonnenschirmen in ihrer Filanza durch die Strassen paradieren und bis zu 500 Frcs. per Monat beziehen.

Die Ramatoa ist eine leidliche Haushälterin, kontrolliert die Boys, näht Knöpfe an, kümmert sich um das Menu und macht sich im allgemeinen bei Tag und bei Nacht nützlich. Besonders die Betsimisarakas sind vorzügliche und genau rechnende Hausfrauen, dagegen haben sie einen sehr schlechten Charakter, sind zänkisch, namenlos eifersüchtig, und dann gleich mit Schere und Gift zur Hand; elles ont le caractère féroce. Punkto Treue steht die Ramatoa meist auf dem Standpunkt »Treue ist, wenn

Ramatoa.

kein anderer kommt«, und hält es mit jener Französin, welche meinte: La galette et l'absence sont les deux vertus primordiales de l'homme. Zahlreich sind die älteren Dueñas, die gegen eine klingende Belohnung bereit sind, ein Briefchen oder eine Botschaft zu überbringen; besonders wenn die Doña aus einer »andréana« Familie (vornehme) ist, pflegt sie sich etwas zu zieren und verlangt gewöhnlich, dass ein formeller Fanikin (Kontrakt) abgeschlossen werde auf bestimmte Zeit. Die Ramatoa ist eine anerkannte Institution; sie erscheint nicht gerade offiziell, aber selbst

in den Residenzen der unverheirateten Gouverneure spielt sie eine Rolle, und bei dem Rennen in Tananarive sitzen die Dämchen einiger hoher französischer Beamten stolz geputzt und schmuckbehangen in der zweiten Tribüne; selbst im Parkett des Theaters tauchen sie manchmal auf. Klatsch und Intrige sind der Ramatoa Lebensbedürfnis; Butos, Köche und all das braune Volk, das sich an einen malgaschischen Haushalt anklammert, Tanten, Wäscherinnen, Sippen, Magen und Gevattern, alles, was zwecklos im Hof herumlungert, auf den Stufen sitzt, lautlos durch die Zäune schlüpft oder daumendrehend vor offenen Fenstern steht, all das verliert kein Wort und keine Bewegung des Vasahas, hundert neugierige Blicke folgen ihm hinter Matten und Jalousien, verhüllte Gestalten verschwinden bei seiner Annäherung hinter Türspalten; aus Dachluken spähen ihm scharfe Augen nach, auf Hintertreppen und Durchgängen eilen ihm neugierige, flinkfüssige, gerissene Jungen voraus — wem es gelingt, ein Geheimnis zu bewahren, der muss es schon sehr geschickt anfangen. Will man aber selbst etwas eruieren, so verfällt der eben noch so gerissene Junge in Blödsinn, — »Ascha« (ich weiss nicht) ist alles, was er allenfalls herausknurrt, und wenn ein Eingeborener einmal »Ascha« gesagt hat, kann man es ruhig aufgeben. Aber was fünf Dollar und eine alte Malgaschin nicht aufklären, das ist überhaupt nicht aufzuklären.

Der Malgasche lügt von Natur aus, er lügt unbewusst, um des Lügens willen, auch da, wo er keinen bestimmten Vorteil davon hat, er lügt zum Vergnügen, aus Furcht, in dubio, vor allem aus Misstrauen, und wo er einmal nicht lügt, sagt er noch lange nicht die Wahrheit. Vor Gericht, dem schlagendsten Beweis gegenüber, bleibt er bei seiner noch so unglaublichen Räubergeschichte: »Also, alle haben falsch geschworen, und nur du sagst die Wahrheit?« — »Jawohl!« — »Aber das Gegenteil ist klar bewiesen!« — »Ja, wenn es das Fanjakana (Obrigkeit) so will, kann ich nichts machen.« — »Es handelt sich nicht um das, was das Fanjakana will, sondern du sollst sagen, wie es war!« — Schweigen, Achselzucken: »Aa — scha!« Man lasse sich nie durch die scheinbare Harmlosigkeit oder Dummheit eines Malgaschen einlullen — das sind gerade die gefährlichsten. In Beforonona war im Hotel als Boy ein wahres Prachtexemplar von Blödigkeit: dick, faul und verfressen; der Kerl hatte auf den Goldwäschereien einen ganz raffinierten Trick angewendet,

um das Gewicht zu fälschen, indem er gestohlenen Kupferdraht fein feilte und dem Goldstaub beimengte! Beinahe nie gelingt es bei einem Diebstahl, die geraubten Gelder wieder zu bekommen: stoisch lässt sich der Dieb auf fünf Jahre abführen, aber ein Versteck verrät er nicht.

* * *

Die ursprüngliche Form der Eheschliessung bei den Malgaschen dürfte wohl allgemein die aus der Raubehe hervorgegangene Kaufehe gewesen sein. E. O. Mac Mahon erwähnt, dass bei den Sakalava Frauenraub noch im Jahre 1889 üblich war, und dass Polygamie bestand. Die gewöhnliche Zahl war zwei bis drei, Häuptlinge hatten bis zu dreissig Frauen. Der alte Bara-Häuptling Amponimerina, den ich in Ankazoabo besuchte, hatte ca. 50 Frauen in seinem Haus. Von den Betsimisaraka erzählt Sibree, dass bis zu zwölf Frauen auf einen Ehemann kommen.

Mit den Eltern der Braut wird kontraktlich ausgemacht, wieviel Geld resp. Ochsen der Freier zu erlegen hat. Danach singt der älteste Anwesende eine Inkantation an den männlichen und weiblichen Schöpfer und die Ahnen. Nach vierzehn Tagen bringen die Neuvermählten den Eltern der Braut ein Kalb, das: Diafó-taka = Dank dafür, dass sie als Kind auf dem Rücken getragen wurde. Bei den Hovas nennt man dies Solom-babena. Mit der Treue nehmen sie es nicht genau. Den Wöchnerinnen ziehen sie eine grosse Kappe über den Hals und unterhalten in der Hütte starkes Feuer, auch werden alle Speisen sehr heiss gereicht. Die Blätter, auf denen sie ihre Nahrung verzehrt und die Exkremente des Kindes werden sieben Tage aufbewahrt und dann verbrannt. Mit der Asche schmieren sie ihre Stirn und die Backen ein. Nach vierzehn Tagen bekommt sie ein Bad mit Zitronenblättern, darf aber während der begleitenden Gelage nur ein Huhn essen.*) Bei den Hovas haben sich die Gebräuche wesentlich verfeinert.

Die Scheidung liegt meist in dem Belieben des Mannes. Doch muss er je nach den Umständen einen Teil des Heiratsgutes

*) Nach Bericht eines Eingeborenen von Sibree.

herausgeben resp. erhält er einen Teil des an die Eltern bezahlten Geldes zurück.*) Bei den Tanala durften Prinzessinnen sich mit Hovas verheiraten, hatten aber das ausschliessliche Scheidungsrecht.

Will sich bei den Bezanozanos ein Mann verheiraten, so sucht er unter seinen Verwandten einen redegewandten und mit der beiderseitigen Familiengeschichte wohl vertrauten Mann als Brautwerber. Dieser geht in das Brauthaus und spricht: Dies ist die Botschaft des N. N., er will ein Mädchen aus dem Hause X. als Gattin, nicht als Konkubine, sondern um ein Haus zu gründen und Kinder zu erzeugen, Reichtum zu erwerben und zu teilen usw. Die Familie, falls einverstanden, antwortet: Wie könnten wir uns weigern, denn es ist ja N. aus dem Hause N., der sie begehrt. Wir sind ja eine Familie, danken auch, dass er sie nicht bloss als Konkubine haben will usw. Bemerket aber wohl, dass alles mit ihr in Ordnung war, wenn sie unser Haus verlässt, und sollte es zur Scheidung kommen, sollt Ihr nicht ihre Hände abschneiden, ihre Füsse brechen oder ihre Augen ausstechen. Darauf wird der Kontrakt geschlossen mit dem Vorbehalt: Wenn es zur Scheidung kommen sollte, wollen wir es bezüglich des Eigentums bei den drei Stapeln Feuerholz bewenden lassen. (Kitay telo andalana, ein in Imerina bei Heiraten üblicher Ausdruck, bedeutet, dass ein Drittel der Frau, und zwei Drittel dem Manne zufallen sollen.) Bevor der Jüngling seine Braut definitiv abholt, muss sie jedoch ihre Reize im Wettbewerb mit den andern Dorfschönen öffentlich bewundern lassen. Diese Zeremonie nennt man Ampitahaina = Vergleichung. Die Freunde der Braut werden im neuen Hause mit Rum bewirtet; die junge Frau behält Hochzeitskleid und -schmuck eine volle Woche an.

Im allgemeinen bekommt die Frau bei der Scheidung das ausbedungene Drittel nicht, daher spart sie auch selten, sondern verkauft Reis aus den Vorräten, um sich Schmuck und dergleichen anzuschaffen. Mangel an Nachkommenschaft führt bald zur Scheidung.

Die Frauen der Bezonazanos verstehen das in Imerina gebräuchliche Weben und Spinnen nicht, flechten aber gute Matten und Körbe. Andere helfen den Männern beim Lastentragen oder

*) Davidsohn, nach Eingeborenen-Berichten.

verkaufen kleine getrocknete Fische, die sie in den Reisfeldern und Sümpfen mit Reussen aus geflochtenem Papyrus fangen.

Wenn der Ehemann das Haus vollendet hat, ist es Aufgabe der Frau, es einzurichten, d. h. mit Matten zu tapezieren. Auch soll das mittlere Gestell über dem Herd voll von Reservematten sein, jede aufgerollt und mit einer Kappe versehen, um Staub und Russ abzuhalten. Ebenso hat sie alle Gefässe anzufertigen und mit Kappen zu versehen. Die Jungfrau pflegt für ihr Lager dreissig Matten in Reserve zu halten, die Ehefrau zwölf bis zwanzig; sie werden nie aufgerollt, ausser wenn sie den Mann verlässt.

Eine feine Matte, Jebo genannt, ist für das Lager des Gatten, eine, Tambilahy, für seinen Platz an der Ostseite des Feuers reserviert. Eine dritte für das Ehebett (Ihiroatrütsy) gehört nur für den Mann und seine Frau.

Auch bei den Sakalava wird die Werbung durch eine Besprechung zwischen dem Brautwerber und Brautvater eingeleitet. Die Hochzeit findet im Hause des Bräutigams statt, wohin die Braut von Gefährtinnen geleitet wird. Die Gäste sitzen beim Schmaus im Halbkreis um das schweigende junge Paar bis zum Einbruch der Dunkelheit. Nach dem Hochzeitsfest muss der Ehemann den Eltern der Braut Geschenke geben, um sich das Anrecht auf das erste Kind zu sichern. Die Sprichwörter beschäftigen sich viel mit der Ehe: Nichts ist besser als eine gute Ehe. — Heirate reich. — Erzwungene Heirat ist unerträglich. — Heisse Liebe erkaltet bald. — Schöne Frisur hält die jungen Leute fest. — Er ist so verliebt, dass er nicht merkt, wenn die Sonne untergeht. — Die Ehe ist wie das Austeilen eines Ochsen, der eine bekommt den Höcker (das fetteste Stück), der andere das Knie. — Er muss heim, er hat eine junge Frau. — Der Mann soll taub, die Frau blind sein. — Schwer zu befriedigen, wie eine böse Schwiegermutter. — Die Ehe ist eine laufende Schlinge. — Eine Frau, von der man sich scheiden will, hat Fehler genug.

Unfruchtbarkeit wird als Unglück betrachtet: Wie die kinderlose Frau: niemand ist da, wenn es ihr mangelt, niemand, wenn es ihr gut geht. — Die Kinderlose spart für andere Kinder. — Sei nicht heftig in der Schwangerschaft, sonst hast du einen kinderlosen Mann. — Gut ist, sich ein Kind wünschen und einen Sohn bekommen. — Eine liederliche Mutter — ein

verkrüppeltes Kind. — Kinder unter der Pflege der Grossmutter — ihr Leib wächst, aber nicht ihr Verstand. *)

* * *

Trotz der unhygienischen Zeremonien erfolgt die Geburt, wie bei den meisten Naturvölkern, meist leicht, dagegen ist die Sterblichkeit in der ersten Zeit eine sehr hohe, infolge ungenügender Pflege und Kleidung und Ernährung. Bei kaltem Regen sieht man Säuglinge häufig nackt im Freien liegen. — Nach der Geburt wird die Nabelschnur in das Feld geworfen, falls das Kind Hova ist; ist kein Grundbesitz da, in den Fluss Malitana (Tanala). Dauert die Geburt lange, so gibt man der Mutter Blätter, die der Wind von den Bäumen geweht hat, zu essen; Prinzessinnen bleiben bis zu drei Monaten im Wochenbett. Während der ganzen Zeit werden Gelage gefeiert.

Die Beschneidung wird allgemein ausgeübt. Befällt das Kind eines Tanalaprinzen während der Zeremonie ein natürliches Bedürfnis, so verliert es seinen Rang und heisst »Kind des Messers« (zanak antsy). In alter Zeit trug ein Krieger das Kind auf den Versammlungsplatz, und ein versteckter Speerträger musste seine Lanze auf ihn schleudern. Traf der Speer den Mann, ohne das Kind zu verletzen, so verlor es seinen Rang (zaza latsaka), wurden beide getroffen, so hatte es weiter keine Bedeutung, blieben aber beide unverletzt, so galt es als Beweis für die fürstliche Abkunft.

Vor der Beschneidung durfte die Mutter weder im Bett noch im Gehen essen, auch war ihr getrocknetes und gefallenes Fleisch verboten. Die Operation wurde mit einem krummen Messer von den Zauberern ausgeführt, die Wunde wuschen sie zuweilen mit Milch.

Um das heranwachsende Kind kümmert sich niemand. Neuerdings verbreiten zahlreiche Schulen, hauptsächlich in Imerina und Betsileo, eine gewisse Bildung, zumal die Kenntnis der französischen Sprache, des Lesens und Schreibens. So schön nun Volksbildung anderweitig sein mag, so wenig taugt sie in Ländern, wo der Weisse auf die manuelle Arbeit des Farbigen angewiesen ist. Das einzige Ideal des Malgasche-Schuljungen ist, als dereinstiger niederer Regierungsfunktionär zu faulenzen und

*) J. A. Houlder. Ant. Annual, II.

seine Brüder auszurauben und zu bedrücken. Die französischen Lehrbücher sind ferner mit ihren egalitären Tendenzen gänzlich unpraktisch für Eingeborene, und in den geistlichen Schulen wird ihnen anderseits der krauseste Unsinn, Wundergeschichten, Heiligenlegenden und die Verachtung der freimaurerischen Republik gelehrt. Das Resultat aus diesem Kräfteparallelogramm ist die komplette Wurstigkeit des Jungen gegen alles und jedes, ausser Geld, Weiber und Schnaps, bis an sein seliges Ende.

* * *

Baragrab im Süden.

Dieses letztere allerdings beschäftigt den Malgaschen schon während seines Lebens bis zu einem gewissen Grade, insofern er, wie der richtige Wiener, mit dem er annähernd auf gleicher Kulturstufe steht — stets darauf bedacht ist, sich eine »schöne Leich'« zu sichern. Die einzige wirklich angestrengte Arbeit, die ich z. B. im Innern des Südens von den faulen und rohen Bergstämmen habe verrichten sehen, bestand in dem meilenweiten Herbeischleppen gewaltiger Steinblöcke und -platten für die Grabmäler.

In Tananarive und den umliegenden heiligen Städten findet man zahlreiche sauber gearbeitete granitene Grabkammern mit mehreren Etagen und massiv steinernen Türen. In feine Tücher — Lamba mena — gewickelt, mit Piastern und Schmuck behängt, ruhen hier die Gebeine der Väter, und es galt als heilige Pflicht, diese Stätten zu schützen und zu pflegen. Neuerdings verfällt auch diese Sitte, Gras wuchert über die verlassenen Monumente, wenn sie nicht von ihren spekulativen Besitzern als Baumaterial an die Unternehmer verkauft werden, und selbst die

heiligen Gräber Rainilaiarivonis und der Könige sind mehrmals von Dieben heimgesucht worden.

Bei den Stämmen des Innern sind die Begräbniszeremonien überaus verschieden und variieren von dem kompliziertesten Rituell bis zur einfachen Aussetzung im Walde. Ganz gleichmässig und einheitlich ist nur die auf das Begräbnis folgende Besoffenheit der Leidtragenden. — In früheren Zeiten bildeten die endlosen Leichenfeierlichkeiten der Vornehmen eine willkommene Gelegenheit zur Aussaugung und Bedrückung des Landes. Ich lasse im folgenden den von Reverend J. Pearse aus einem Eingeborenen-Manuskript wörtlich übersetzten Bericht über die Zeremonien beim Begräbnis des Rajoakarivony, Ehren-Adjutant des Premierministers, Prinz des Fandrastammes, folgen. Er starb zu Fianarantsoa am 17. Dezember 1891.

»Von Sonntag nachts, als er in Fianarantsoa starb, bis zum Eintreffen der königlichen Botschaft. Sobald das Leben entflohen war, war dies das erste, was geschah: Jene, die man »olom-pàdy« (Taboo-Leute) nennt, kauerten sich nieder, mit ausgestreckten Füssen, und auf diesen (den Füssen) wurde der Leichnam gebadet, nicht jedoch mit Wasser allein, sondern zuerst mit Wasser und dann mit Taoka (Rum). Olompady, spezielle Sklavenkaste für Adelige aus Ambatoreny aus dem Clan Redia, vererben sich nicht im Todesfall; bei ganz grossen Herren, wie im obigen Fall, waren es Freigelassene.

»Es gibt deren vier Klassen, nämlich:

1. Wächter des roten Hauses (die königlichen Gräber);
2. solche, die das Blut und die Nägel der Vornehmen essen;
3. Wächter der Kialo hazo (Pfosten auf geheiligter Stätte);
4. solche, auf denen der Leichnam der Vornehmen gebadet wird.

»Die Olompady, welche das Blut und die Nägel essen, werden aus den Tsianolonkafa genommen und werden dann Ramanza (blaues Blut). Denn wenn die Vornehmen ihre Nägel schneiden, so werden die Abfälle, selbst die kleinsten, sorgfältig gesammelt und den Ramanza zum Essen gegeben. Sind die Stücke zu gross, so werden sie zerkleinert, bis sie von den Olompady verschluckt werden können. Und wenn sich zufällig ein Vornehmer verletzt, beim Gehen, Nägelschneiden, oder den Fuss verletzt, so beeilt sich der Olompady, so lange das Blut aufzusaugen, bis es gestillt ist. Hohe Adelige lassen die Olompady

nur selten von ihrer Seite, und sollten sie abwesend sein, so werden die Nägel sorgfältig gesammelt und das Blut aufgefangen, um es den Olompady zu geben.

»Bäume, deren Holz für die königlichen Särge verwendet wird, müssen bewacht werden — hazo fady. Nur die Wächter dürfen die dürren Aeste sammeln, andern brächte es Unglück. Südwestlich von Ivohistesahy ist so ein kleiner Hain mit grossen Bäumen, sie lieferten das Holz für die Leiter, auf der die Leiche Rajoakarivony's auf den steilen Felsen von Ivohilsisaky gebracht wurde. Und nach der Bestattung dürfen nur die Olompadys die Leiter berühren, andern würde es Unglück bringen.

»Die Olompadys, auf deren Füssen der Leichnam gewaschen wurde, haben mit den lebenden Adeligen nichts zu tun. Sind sie verheiratet, so liegen Mann und Mann je mit dem Kopf an den Füssen des andern, auf dem Magen, und ihre Gefährten legen den Leichnam auf sie und waschen ihn. Rajoa hatte jedoch eine Abneigung gegen Weiber, deshalb wurden auch nach seinem Tode alle Arbeiten von Männern verrichtet. Als er eingekleidet war, verbrachte man ihn nach Masandralony. Am Montagmorgen einigten sich die Häuptlinge und Verwandten auf folgenden »Bulletintext«, bis die königliche Botschaft ankäme: »Der Prinz sei manáránarána« (kühl, niedrige Temperatur) und »sei in Behandlung« (mitrambo). Da er nämlich einer der vornehmsten Fürsten südlich des Matsiatra-Flusses war, durfte er nicht als tot gelten und betrauert werden, ehe die Königin in Antananarive benachrichtigt und ihre königliche Botschaft eingetroffen war. Deshalb weinte auch seine Witwe nur im geheimen und ging zu den Festlichkeiten, Gesang, Tanz und Rumgelagen, die die Fürsten veranstalteten, als ob Rajoa lebte.

»Am Dienstag wurde der Sarg auf eine Steinplatte gestellt und man führte einen Lieblingschor des Rajao auf, wobei die Frauen mit vier Fingern die Trommel schlugen. An den folgenden Tagen schwoll der Leichnam an und begann zu riechen. Da verschlossen die Verwandten und die Olompadys das Haus und nahmen Riemen aus Ochsenhaut und schnürten die Leiche fest zusammen; dann nahmen sie ihn heraus und legten ihn auf die Olompadys und pressten ihn darauf so lange, bis reichlich Flüssigkeit abging. Dann stellte man ihn aufrecht an den Hauspfosten und schnitt in jede Sohle ein Loch, damit die Flüssigkeit abziehen könne in einen irdenen Topf, und

es ging davon nichts verloren. Dies wurde für später aufbewahrt, und daraus entstand eine Eidechse, Fonany, welche als Inkarnation des Fürsten gilt: Das Wasser, in dem der Topf steht, und worin die Eidechse heranwachsen soll, ist streng taboo. Dabei durfte niemand zusehen, alle Türen und Fenster mussten geschlossen bleiben, und wer sich ertappen liess, den steinigten die Olompadys zu Tode. In diesem Falle wird der Topf bei Nacht weggebracht. Und das Auspressen wird täglich fortgesetzt, bis die Leiche ganz trocken ist und man sagen kann: Jetzt ist der Prinz ein Fanany. Am 16. April wurde der Königin offiziell von dem Tode Mitteilung gemacht, aber da das Schreiben nicht vom Gouverneur gegengezeichnet war, musste eine zweite Ausfertigung abgehen, und man liess sie in Tananarive lange ohne Antwort. Während der Zeit gab es fortwährend Feste und Schmausereien, wobei die Ochsen von den »edeln Schlächtern« mit Speeren, nicht mit Messern getötet wurden. Von dem Fett des für die Trauerfamilie reservierten Ochsen wird ein im »Silbernen Haus« (Grabstätte) aufgehängtes »ewiges Licht« gespeist. Alle Waffen wurden mit beigesetzt, nur das Schwert wurde bis zum Eintreffen der königlichen Botschaft dem Oberrichter in Verwahrung gegeben. Unter zehn verschiedenen Vorwänden wurde die ganze Zeit über Rum getrunken, z. B. »um die Schüchternheit der Tänzer zu besiegen«, oder »als Stärkung für die Leute, welche mit den Ochsen ringen, ehe man sie schlachtete«. Nicht einer in den Tausenden blieb nüchtern. Die Antwort aus Tananarive liess aber so lange auf sich warten, dass die Reisernte darunter zu leiden hatte, und so erliessen die zwei Stämme Zafimahanivo und Lavahala eine Proklamation, einstweilen auf zweieinhalb Monate Leute zur Ernte zu schicken.

»Von dem Eintreffen der königlichen Botschaft, 31. August 1892, bis zur Abreise der Leiche von Masandralony in verschiedene Dörfer. Die königliche Instruktion lautete während des Begräbnisses: 16 Kanonenschüsse und 1000 Musketenschüsse (ausser dem, was seine Leute auf eigene Faust verpulvern möchten). 100 Ochsen sollten geschlachtet und 400 Dollar von den Sandraleuten bezahlt werden. Dazu stets zwölf Mann Musik, Ehrenwache unter einem Offizier von »elf Ehren« und 100 Mann bei der Aufbahrung, und eine aufgeschirrte Kanone.

»Als die königlichen Botschafter ankamen, wurde Rajoa offiziell für tot erklärt, worauf allgemeines Wehklagen im Land

ausbrach und die Landestrauervorschriften bekannt gegeben wurden. Und die königlichen Beamten sahen streng auf die Durchführung und misshandelten viele, die nicht genau folgten. Die Orgien aber dauerten weiter bis zum nächsten Freitag, während der Katafalk angefertigt wurde.

»Das Begräbnis fand ordnungsgemäss statt, aber da die Sandraleute 400 Dollar zu zahlen hatten, mussten sie alles verkaufen zu billigen Preisen: einen Ochsen für 1 Dollar, und 6 Shilling wurden als Zins pro Monat und Dollar gefordert (!!), was viel Elend brachte.

»Die Rundreise bis 30. September 1892.

»Der Leichnam zog nun durch das Land und wo er hinkam, wurden alle Zeremonien wiederholt, wobei es an der Baragrenze zu einem grossen Raufhandel und Messerstecherei kam, und alles davonlief, bis auf die Familie und die Soldaten, die sich nun in die Ochsen teilten.

»Von der Ankunft in Ivohitsisaky bis zur Beisetzung, 17. Dezember 1892.

»Am 24. Oktober traf die Prozession in Ivohiatsinaky ein; vierzehn Tage vergingen mit dem Fällen des heiligen Baumes, eine Woche dauerte der Transport in das Dorf, weitere vierzehn Tage die Vollendung der Leiter. All die Zeit wurden wieder Ochsen und Geld von den Sandras beigetrieben.

»Eine königliche Proklamation ernannte sodann die Witwe Ranaro als Nachfolgerin in der Regierung. Nun kam die eigentliche Beisetzung. Einer der Olompady wird an einem Seile bis zu der grossen Höhle in der grossen Felswand hinaufgezogen, zusammen mit einem gefesselten Ochsen, dem er vor der Oeffnung der Höhle den Hals abschneidet und den Eingang damit bespritzt. Darauf ziehen sie ihn ganz hinauf und versehen ihn mit neuen seidenen Tüchern und lassen ihn wieder hinab. Er ersetzt die alten Grabtücher, in die er sich einhüllt und wieder heraufkommt. Mittlerweile wird die Leiter zusammengesetzt; (natürlich) stimmte es nicht mit der Länge, und man musste noch etwas ansetzen. Endlich wurde die Leiche unter Musik und Salven beigesetzt mit Waffen, Rum usw., und eine Proklamation entliess die Leute aus der Trauer und in die Heimat.

»Der königliche Clan aber trat zusammen und betete: Höre, o Herr, o Schöpfer und Ihr Ahnen, Ihr habt Rajao zu Euch

genommen, wir konnten es nicht hindern. So ist er bei Euch, segne uns, die Zurückbleibenden. Und du, o Heiliger, segne uns bei Tag und Nacht; sende uns toc und Ochsen und viel Reichtum; denn du bist ein Gott, und komme nicht zu uns, denn nun bist du ein Gefährte des Dahingeschiedenen.

»Und dies ist die Zeremonie mitsiobolo: Ochsenschlachten zum Zeichen der beendeten Trauer, der Ahnen Segen erbitten und den Geist Rajaos austreiben, dass er nicht länger unter den Lebenden verweile.«

Fandréana.

Die Malgaschen berechnen die Zeit nach Mondjahren, d. h. ihr Jahr ist elf Tage kürzer als das europäische. So fiel Neujahr im Jahre 1864 auf den Monat März, und bis 1883 wurde es jedes Jahr um elf Tage früher gefeiert, so dass im Jahre 1897 es wieder auf März gefallen wäre nach 33 Jahren europäischer und 34 Jahren malgaschischer Zeitrechnung: aber als Ranavalona 1883 den Thron bestieg, wurde dies geändert und Neujahr jeweils am 22. November, dem Geburtstag der Königin, gefeiert.

Der Tradition nach stammt das Fest aus der Zeit Balambos, einer der alten Könige von Imerina, der vor ungefähr dreihundert Jahren regiert haben soll; wahrscheinlich ist es aber viel älter.

Fünf Tage vor dem Fandréana war es verboten, ein vierfüssiges Tier zu töten. Am ersten Feiertag empfing die Königin Deputationen, welche ihr Holz und einen Silberdollar brachten; am Abend des nächsten Tages wurden besonders von den Kindern überall brennende Heubündel auf Stöcken herumgetragen unter dem Ruf: »Haremdrina ê, Haremdrina, Haremdrina ê!« und auf Meilen im Umkreis sah man überall die Lichter tanzen.

Dasselbe wiederholte sich am nächsten Abend, begleitet von Kanonensalven, während man das feierliche Bad der Königin zurichtete. Zahlreiche Gäste füllten einen reich geschmückten Saal des Palastes, in der nordöstlichen (heiligen) Ecke sass die Königin erhöht unter einem purpurnen Schirm, die Krone auf dem Kopf, umgeben von ihrer Familie. Westlich von der Königin waren kleine Herde aufgebaut, um Reis und andere Kost

5*

zu kochen; die Gefässe waren alle Erbstücke und wurden nur zu diesem Zweck benutzt.

Mittlerweile war hinter einem purpurnen Vorhang, den Hofdamen hielten, das silberne Bad gerichtet worden, und die Königin wurde dahin geleitet. Nach einigen Minuten erschien sie wieder, während die Kanonen donnerten, mit feuchtem Gesicht und Haar unter dem Gebet: »Gesegnet, gesegnet sei der Schöpfer und Herr, mögen wir alle 1000 Jahre ohne Trennung erreichen!«

Alle Anwesenden antworteten: »Trarantitra!« (Erreichet hohes Alter!)

Darauf durchschritt die Königin die Menge, ein Horn mit warmem Wasser in der Hand, und besprengte die Gäste.

Bei den folgenden christlichen Königinnen Ranavalona II. und III. wurden Hymnen gesungen und vom königlichen Hausgeistlichen ein Gebet gesprochen.

Es folgte nun die Bewirtung mit Reis, Honig und Fleisch, Jaka genannt, das ein ganzes Jahr aufbewahrt war. Man ass mit Löffeln aus Bananenblatt.

Die verschiedenen Häuptlinge und Vornehmen brachten sodann den Hasina (den Silberdollar), in späterer Zeit pflegte der Premierminister zum Schluss die Thronrede zu halten und seinen Standpunkt zur jeweiligen politischen Lage zu erörtern.

In dieser Nacht galt es für jede Hausfrau als Pflicht, bei ihrem Manne zu schlafen, anderweitig konnte er sich sofort scheiden lassen. In den nächsten Tagen ist überall Schlachtfest und jedermann schickt Freunden und Bekannten Fleisch; in der Residenz finden Opfer statt, und über jede Tür wird ein Rohr aufgehängt, das in Blut getaucht ist, wie man in Bayern »C. M. B.« (Caspar, Melchior, Balthasar) an die Türen schreibt. — In ähnlicher Weise bestreichen die alten Juden die Schwelle mit dem Blut des Passahlammes. Auch die Kinder hatten ihre besonderen Feste. Nunmehr ist an Stelle des Fandréanas das französische Nationalfest des 14. Juli getreten.

Eine andere originelle Zeremonie ist der Abschluss einer Blutbruderschaft zwischen hohen Persönlichkeiten; jetzt verschwinden diese Gebräuche allmählich. Nur im Süden und Westen, speziell bei den Baras und Sakalaven, findet man sie noch lebendig mit allen alten Traditionen. Gewöhnlich legen beide Parteien Hand an einen Speer, dessen Spitze in ein Gefäss mit Blut, Mist, ge-

köpften Heuschrecken und Gras taucht. Die hohen Kontrahenten fügen dann je ein kleines Stück blutiger Haut aus der Herzgegend hinzu, rezitieren ein Freundschaftsversprechen und essen dann die Hautstücke ihres Partners auf, wobei reichlich auf Trommel und Pauken losgeschlagen und tüchtig getrunken wird.

Der Besitz.

Wo sich in Madagascar aus den roheren Traditionen des Räuber- und Hirtenlebens sesshafte Gruppen entwickelt haben, begegnen wir stets einen sehr konservativen, zäh, ja eigensinnig am Hergebrachten festhaltenden Gesinnung. Das Ueberwiegen des Feldbaues hat speziell in den Zentralprovinzen eine relative Kultur geschaffen: die friedliche Beschäftigung ermöglichte eine Konsolidation, der durch jeweilige Konvention geschaffenen Verträglichkeits- und Umgangsformen. Der Grundbesitz selbst, ursprünglich jedenfalls kommunistisch (bei den Hirtenvölkern) entwickelte sich zum Privateigentum, und die Eigentümlichkeiten der lokal nötigen Irrigation müssen schon sehr früh ein ziemlich kompliziertes Wasserrecht geschaffen haben. Der fruchtbare Boden lieferte selbst bei nicht intensiver Arbeit immerhin reichlichen Ertrag, und man kann sogar angesichts der geräumigen Wohnhäuser und Gärten von einem gewissen Luxus der Bewohner Imerinas sprechen. Sklaven und Herden ergänzten den ländlichen Besitz. Die wenigen Bedürfnisse wurden im Hause angefertigt, und Bargeld dürfte im allgemeinen auf dem Land selten gewesen sein. Noch 1902 fand ich bei den Baras des Südens Distrikte, in denen Geld so gut wie unbekannt war und der ganze Handel sich auf das Tauschgeschäft beschränkte.

In den Städten gab es wohl unter den Vornehmen Leute mit grösserem mobilen Kapital, allein auch diese scheinen — wie heute noch in Indien — ihr Vermögen stets möglichst verborgen zu haben; die Habsucht des Hofes und der Günstlinge war zu gefährlich.

Wir können im allgemeinen annehmen, dass in dem zivilisierteren Teil Madagascars — der mittlere Osten — individueller ländlicher Besitz mit stark konservativer Gesinnung vorherrschend war, gegenüber dem kommunistischen Herdenbesitz im Süden

und dem mehr oder weniger unstäten, traditionslosen, nomadenhaften Räuberwesen des westlichen Sakalavas.

* * *

Der Reis ist die hauptsächlichste Nährfrucht Madagascars und gedeiht qualitativ wie quantitativ vorzüglich. Das Feld muss vor der Saat gut durchgearbeitet werden; in Imerina und den Zentralprovinzen geschieht dies mit anerkennenswertem Fleiss. Gewöhnlich stechen zwei Mann mit Angadys gleichzeitig die langen schmalen Schollen aus (wie Torfstecher) und schichten sie in Stapel, so dass die Luft längere Zeit gut durchstreichen kann. Nach dem Wiedereinfüllen wird das Feld unter Wasser gesetzt und der Reis aus den Saatbeeten, sobald er ca. 20 cm hoch gewachsen, in die eigentlichen Aecker ausgesteckt. Mit zunehmender Reife sinkt der Wasserstand, und es gilt nun, die Frucht vor den Vögeln und sonstigen Räubern zu bewahren. Ueberall sieht man kleine Bambusgestelle mit nackten, braunen Kindern; sie ziehen die Schnüre der Klappern und Vogelscheuchen, erlegen wohl auch die Räuber mit der Schleuder.

Den reifen Reis pflücken die Weiber in Körbe, um ihn später auf glatten Lehmtennen mit Stöcken auszudreschen. Zur Aufbewahrung dienen eigene Reishäuschen; vor dem Gebrauch wird er durch Stampfen in hölzernen Mörsern enthülst und durch Schütteln auf einer flachen Platte gereinigt. Bei den Bezanozanos, Tanalas und ähnlichen, weniger zivilisierten Stämmen gilt die Feldarbeit als erniedrigend. Die Durcharbeitung der Felder wird durch die Herden besorgt. Mit wildem Gebrüll treiben sie die armen, im Schlamm wehrlosen Tiere wieder und wieder durch den metertiefen Lehm, unbarmherzig mit schweren Peitschen und Stöcken einhauend. Ist das arme Vieh gänzlich erschöpft, so drehen sie die Schwänze, um es durch den Schmerz vorwärts zu treiben, oder zerdrücken die Schweifknorpel zwischen Hölzern. Häufig gehen Tiere dabei zugrunde und werden dann sofort aufgegessen. Man kann sich kaum etwas Roheres vorstellen, als solch eine Herde nackter, mit Lehm überzogener Bursche, halbtoll von Rum und Grausamkeit. Gewöhnlich endet das Saatfest mit einer Orgie und obligater Schlägerei.

Noch einfacher ist das von den Bergtanalas, Baras und andern Gebirgsstämmen angewandte Bestellungssystem: Sie

brennen einfach den Wald nieder und erzielen auf dem jungfräulichen Boden vorzügliche Ernten. Bei der nächsten Saat wird ein neues Stück angezündet. Im Grunde seines Herzens ist übrigens der Bauer überall ein Waldverwüster, und in Madagascar so gut wie bei uns, muss die Regierung durch strenge Gesetze Einhalt gebieten.

Eine der wenigen wirklich anerkennenswerten Leistungen der Malgaschen sind ihre weitläufigen Bewässerungsanlagen. Meilenweit wird der Bergquell in kleinen Kanälen und Rinnen, jeder Ausbiegung der Terrainkurven folgend, in die obersten Hochtäler geleitet. Von Terrasse zu Terrasse fliesst er, genau geregelt und berechnet bis zu den weiten Feldern der Ebene. Gegen Abend, wenn die Sonne in den überschwemmten Beeten reflektiert wird, sehen die Berge aus, als hätte man Hunderte von gigantischen Spiegeln der Grösse nach übereinander geschichtet.

Der Reis ist beinahe durchweg von sehr guter Qualität.*) Die Behauptung der französischen offiziellen Publikationen dagegen, dass es in kurzer Zeit möglich sein werde, im grossen zu exportieren, ist falsch. Zu Zeiten können grosse Firmen ein Geschäft machen, indem sie gelegentlich Reis von einem Punkt der Küste nach einem andern schicken, allein der Transport von den meisten Plätzen des Innern nach der Küste verteuert die Ware schon so, dass sie mit dem importierten Saigonreis nicht mehr konkurrieren kann. Selbst wenn die Bahn je bis Tananarive fertig gebaut werden sollte, könnte sie eben nur die unmittelbar anliegenden Striche bedienen. Abgesehen davon, geht überhaupt der Feldbau und die Lust zu ländlicher Arbeit bei den zivilisierteren Eingeborenen mehr und mehr verloren, und die roheren Stämme des Innern denken nicht daran, mehr zu bauen, als sie absolut bedürfen.

Sie ziehen es vor, Manioc zu bauen, der viel weniger Sorgfalt erfordert, oder sich von allerlei Wurzeln und Knollen des Waldes zu nähren. Auch Jagd und Fischerei sagen ihrem Geschmack mehr zu als Feldarbeit. Beinahe überall kann man

---

*) Reis-Preise 24. Juli 1905, Markt Tananarive:

Weisser Reis I. Qualität . . .	per 100 kg	18.—	Frcs.
Weisser Reis II. Qualität . . .	» 100 »	18,—	»
Rosa Reis	» 100 »	14,—	»
Roter Reis	» 100 »	12,—	»
Paddy (nicht ausgehülster Reis) .	» 100 »	7,40	»

an den Spuren alter Kulturen erkennen, dass ehemals die Bebauung eine viel intensivere gewesen sein muss.

Der Gedanke, dass der Eingeborene sich irgendwie ernstlich mit der Seidenzucht oder Baumwolle beschäftigen würde, — wie im Annuaire stets angeführt ist — nötigt jedem Kenner des Landes nur ein Lächeln ab.

* * *

In frühester Zeit dürfte bares Geld nur als Schmuck einen gewissen Wert gehabt haben, Barakönige trugen noch zu meiner Zeit Goldstücke im Haar.

Bei den Hovas entwickelte sich ein entschiedener kommerzieller Instinkt. Wechselkurs, Wucher, Agio waren bekannte Begriffe. Da lokale Scheidemünze nicht existierte, zerschnitt man die Silberdollar in kleine Stücke, und die Ungenauigkeit des zerhackten Geldes führte zu allen möglichen Manipulationen.

Dass es natürlich bei Geschäften, wo jede Summe zweimal abgewogen werden musste, nicht ohne Streit und Geschrei abging, ist natürlich. Jetzt ist alles gehackte Geld eingezogen, und die offizielle Währung Madagascars ist die französische. Banknoten und Gold sind jedoch selten, als Einheit gilt das 5 Francsstück (Piaster, Dollar), malgarisch: ariary, aus dem Spanischen el real. Im Volke lebten jedoch die alten, auf Zerschneidung des Silberdollars beruhenden Bezeichnungen. Die folgenden Beispiele sind einem Artikel des Gelehrten Rev. Baron, Herausgebers des Antananarivo Annual, entnommen.

Voamena = $^1/_{24}$ eines Dollars = two pence, heisst wörtlich rote Frucht oder Bohne. In Indien werden die Samen von Abrus precatorius L. von den Hindu-Juwelieren und Apothekern als Gewicht benutzt, unter dem Namen Rett oder Rati. (Das Karat war ursprünglich die Bezeichnung für den Samen der abyssinischen Korallenblume [Erythrina abyssinica], eine Verwandte von Abrus precatorius.) Ilavoamena = $^1/_{48}$ Dollar = 1 penny. Ila heisst die andere Seite einer Sache, der Kamerad, die korrespondierende Hälfte. Da Voamena eine Bohne, so zerfällt sie in zwei Hälften.

Lasiray = ila, abgekürzt sy und ray, iray = $^1/_2$ und 1 voamena = 3 pence.

Roavoamena = 2 Vo. = 4 pence.
Lasiroa = 2 und ½ Vo. = 5 p.
Lasitelo = 3 und ½ Vo. = 7 p.
Venty = 4 Samen = 8 p.
Lasiventy = venty und ½ darüber = 9 p.
Iraimbilanja = 10 p. = 1 Franc.

Der französische Soldat und colon hat diese Form (reinbulanz' gesprochen) in »reine blanche« abgekürzt, mit bezug auf die säende Figur (la semeuse), des Medailleurs Roty auf den neuen Francsstücken. Im Innern wollen die Eingeborenen diese neue Münze häufig nicht annehmen.

Varirayventy = vary-reis, ray = 1 = 1 Korn unenthülster Reis. Variroaventy = vary-reis, roa = 2 = 1 Korn unenthülster Reis, und so fort bis 9. Dies heisst eranambatry = erany-voll ambatry (der Same von Cajanus indicus). Eine volle Hülse wiegt ein Drittel von two pence in Silber = 9 Reiskörnern.

Die höheren Wertbezeichnungen scheinen aus dem Arabischen zu stammen.

5 Fr. = 1 Dollar = Ariary = ar rial = real (Spanisch);
½ Dollar = loso. Arabisch nusf = ½;
¼ Dollar = Kirobo = Ki (Malgasche) und roba = ¼ (Arab.);
60 Centimes = 6 pence heisst sikajy = aus dem Italienischen scudi ins Arabische übergegangen.

Auch die Geldwage der Malgaschen, mizana, entspricht dem arabischen mizanum = Gewicht. Der Monatsname Adi-mizana = al-mizana entspricht der Wage im Sternenkreis.*)

Die Löhne differieren je nach der Gegend und geleisteten Arbeit; im allgemeinen zahlt man für Träger und Arbeiter 1,20 bis 1,50 Frcs. pro Tag, am Lande von 0,50 bis 1,50 Frcs., Zimmerleute und gelernte Arbeiter bis zu 2 Frcs.; Botos (Diener) 20—25 Frcs., Köche 30 Frcs. pro Monat, inkl. Nahrung. Auf meiner Expedition nach dem Süden dürften sich meine Filanzanaträger während eines Jahres ca. 300 Frcs. pro Kopf erspart haben.

Der Zwischenhandel liegt in den Städten in den Händen der Hovas, Inder, Griechen, Chinesen und Levantiner. Durch die scharfe Konkurrenz war das Kreditwesen zu einer unsinnigen

*) Rev. L. Dahle, Ant. Annual I, 2—3.

Höhe angewachsen; allein eine Reihe sehr gründlicher Falliten von 100 000 bis 300 000 Frcs. hat die grossen Firmen nun doch etwas vorsichtiger gemacht; das ausständige Kapital steht aber noch immer bei weitem nicht im Verhältnis zu der Solvabilität der Zwischenhändler. Es ist jedoch sehr schwer, darin Wandel zu schaffen, da es nie möglich sein wird, fünf französische Kaufleute zu gemeinsamen Handeln zu bewegen. Der Versuch scheitert immer an Kurzsichtigkeit, Neid oder Bummelei. Es gibt ja einzelne grosse Hovahändler in der Hauptstadt, welche vollen Vertrauens auch in grossen Geschäften würdig sind, aber im allgemeinen ist Vorsicht sehr am Platz.

* * *

Aus der Vereinigung verschiedener Familiengruppen entsteht das Dorf. In den meisten Fällen wird es aus hygienischen und fortifikatorischen Gründen auf einer dominierenden Berghöhe angelegt, sehr häufig mit tiefen Gräben (bis zu 20 m), Steinwällen oder 3—4 m hohen, manchmal (bei den Bara des Südens) doppelten und dreifachen Kaktushecken befestigt. Die schmalen Zugänge schliesst ein Tor aus starken Balken ab; zur Seite werden oft zwei bis drei schachbrettartig hintereinander stehende ¾ mannshohe Felsplatten eingerammt, zur Deckung der speerbewaffneten Verteidiger.

Die Hütten sind unregelmässig verteilt; an der Peripherie liegen die Viehkraals und Reismagazine; im Zentrum wachsen oft alte Mangobäume, und vor dem Haus des Dorfchefs steht ein spitzer Pfahl mit einem Stückchen Ochsenhaut.

In den grösseren Ansiedelungen pflegen die einzelnen Anwesen durch saubere Lattenzäune abgegrenzt zu werden.

Drei bis vier Dörfer, meist im Talbezirk, bilden einen Clan, oft mit besonderen Eigenheiten, Abzeichen und Zauberformeln und meist mit einer mehr oder minder vererbten Feindschaft zu den Nachbarclans. Die früher häufigen Blutfehden und Vendettas verschwinden allmählich und beschränken sich auf Vieh- und Maniocdiebstähle.

Der Stammesverband ist im allgemeinen locker; nur bei den Baras und Sakalavas finden sich straffer zentralisierte Gruppen mit Häuptlingen aus alten Familien, so Amponimerina in Anka-

zoabe und Rapipi bei Tulear. Auch in Fianarantso besitzt Ratovonono, ein Abkömmling der alten Betsileoprinzen, viel Einfluss.

In den drei bisher beschriebenen Stufen des Individuums, der Familie und des Dorfes wirken, um einen Ausdruck Riehls zu gebrauchen, die Mächte des sozialen Beharrens. Kulturell schliesst gewissermassen mit ihnen das antike Madagascar ab.

Ich möchte im weiteren versuchen zu entwickeln, wie sich in neuerer Zeit unter dem Einfluss der Städte, der Fremden und des zentralisierenden Staates eine starke Wandlung vollzogen hat.

4. Kapitel.

Die Elemente der sozialen Zersetzung.

Mit dem Grund und Boden seiner Insel war der Malgasche durch seine ganze historische Entwickelung auf das engste verwachsen. Ackerbau und Viehzucht bildeten die Pfeiler seiner wirtschaftlichen Existenz. Die Topographie des Landes bestimmte die Entwickelung der Clans und Stämme. Aus der Interessengemeinschaft der grösseren Grundbesitzer erwuchs allmählich, durch Verwandtschaft und Verbrüderung gestärkt, eine lokale Oligarchie, deren fähigste Mitglieder bald die erbliche Vormacht an sich brachten.

Aber auch diese lokalen Zaunkönige wurden in dem geographischen Zentrum der Insel, zugleich dem relativ gesündesten und regsamsten Teil, bald von der Hovahegemonie aufgesogen.

Auf den Baum dieser streng bodenständischen Entwickelung durfte ein fremdes Kulturreislein nur mit grösster Vorsicht gepfropft werden. Es geschah aber gerade das Gegenteil.

Mit der französischen Okkupation trat im Gegensatz zu der früheren streng konservativen Tendenz ein starkes Element sozialer Zersetzung ein.

Die Königsgewalt sank in den Staub. Zahlreiche Andrianas büssten Macht, Einfluss und Vermögen ein. Den unteren Klassen war die Möglichkeit eröffnet, manchmal durch Intelligenz, meist aber durch Verrat oder Kriecherei den neuen Machthabern sich bequem, nützlich, ja unentbehrlich zu machen, zu Amt und Würden zu gelangen und sich zu bereichern. In den Zentralprovinzen wenigstens blühte bis zu einem gewissen Grad der Handel auf, dessen Gewinn mobiler und leichter zu verbergen war als der

aus ländlichem Besitz. Der Druck des Fokolona ruhte naturgemäss mehr auf dem sesshaften Reisbauern. Wenn er die Bestellung seiner Felder versäumt hatte, war die Ernte verloren, und konnte er die Steuer nicht zahlen, so nahm man sein Feld. Als Händler oder Lastträger, als Handwerker oder Handarbeiter konnte er jederzeit verdienen, war schwerer zu kontrollieren und weniger den Launen seines Lokaltyrannen ausgesetzt. Besonders in der ersten Zeit der Okkupation kam viel Geld ins Land, das bei dem leichtlebigen Volk Ausschweifung und Genusssucht förderte. Die Quellen versiegten bald; aber die Gewohnheiten blieben. Viele der alten Frohnen und Lasten beruhten auf unvordenklichem Herkommen, waren örtlich und zeitlich genau eingeteilt und lagen wie ein relativ bequemes Joch auf verhärteten Schwielen. Sie verschwanden, um neuen Anforderungen und Bedrückungen Platz zu machen, die den meisten unverständlich waren und nach eingeborenen Begriffen vielfach nicht auf den richtigen Schultern lasteten. Ein gewisses Gefühl sozialer Unsicherheit trat an die Stelle alten Stände- und Klassenbewusstseins. Die Basis des wirtschaftlichen Lebens schien verschoben. Da schien es vielen immer noch klüger, das irgendwie Erworbene rasch zu verjubeln, als es plötzlich unbekannten Gewalten anheim fallen zu sehen. Mehr und mehr wuchs ein vagierendes Proletariat heran, gewohnt, von Tag zu Tag zu leben, omnia sua secum portans. In den Kanzleien und Dolmetscherbureaus sassen als Hilfsarbeiter eingeborene Emporkömmlinge, entschlossen, ihre neue Macht rücksichtslos zur Befriedigung ihrer Hab- und Herrschsucht auszubeuten.*) Und an ihren Schössen klebten die ganzen Sippen und Magen bis ins zehnte Glied. Mehr noch als durch ihre Handlungen schadeten sie durch ihr Beispiel.

Auch die Begriffe über den Europäer modifizierten sich. Bisher kannte ihn der Eingeborene meist nur in vereinzelten und meist recht respektablen Vertretern. Das prädominierende englische Element war ihm als ziemlich einheitlich, reserviert und sehr vermöglich erschienen. Es stand mit den angestammten Herrschern auf leidlich gutem Fuss.

---

*) Ich verweise wiederum auf den französischen Regierungsanzeiger, Zirkular vom 20. Dezember 1899: Circulaire parue au Journal Officiel du 20 décembre 1899, page 3.869 »Telle est aujourd'hui la situation de l'Imerina où les réquisitions de toute nature, les convocations de prestataires deviennent pour nos intermédiaires gouverneurs et mpiadidys prétextes à vexations ruineuses et fréquentes«.

Nun kamen neue Machthaber und in ihrem Gefolge vielfach zweifelhafte Elemente, die alles mit Spott überschütteten, was bisher heilig war. In ihrem Privatleben spielten öffentliche Mädchen, in ihrem öffentlichen Amt Privatangelegenheiten die Hauptrolle. Trunk und Streit war an der Tagesordnung, von der nächtlichen Ordnung ganz zu schweigen. Politische, religiöse und geschäftliche Intrigen entspannen sich um die Futterkrippe, und jede Ramatoa erzählte staunenden Gevatterinnen, dass auch der Vasaha in Ränken und Hinterlist ein Virtuos genannt werden müsse. Griechen, Syrer und Levantiner, der Abschaum des Mittelmeeres, drückten das Niveau des Vasaha um ein bedenkliches.

Das bei Malgaschen an und für sich bescheidene Quantum moralischen Sinnes ging unter diesen Umständen so gut wie völlig zugrunde.

Ein weiteres Element der Zersetzung bietet die zunehmende Vermehrung der Mischlinge. Nicht nur die Kinder von Europäern und Hovas oder Betsileos oder Betsimisarakas, sondern auch die Abkömmlinge der Levantiner, Inder und Chinesen dünken sich mehr als die reinen Malgaschen. Leider erben sie jedoch meist von beiden Seiten nur die schlechten Eigenschaften; die Mestizen dünken sich zu gut für jede manuelle Arbeit und drängen nur zu jenen Berufen, die ihnen bei möglichst geringer Tätigkeit ein otium cum dignitate zu verheissen scheinen: den niederen Beamten- und Polizeistellen. Denn hat ein eingeborener Funktionär nur 50 Frcs. Gehalt, so versteht er es, sich indirekt durch Bedrückung und Bestechung noch 150 Frcs. dazu zu verdienen. Gerade die Dolmetscher z. B. sind im hohen Grade käuflich und drehen die Aussagen stets zugunsten der jeweils besser zahlenden Partei. Das Rechtsgefühl des einfachen Mannes steht dem wehrlos und verbittert gegenüber, am Ende aber greift er eben auch in den Säckel.

Vom Creolen vermag der Malgasche moralisch auch nicht viel zu lernen; seine geschlechtliche Gier schont häufig das zarteste Alter nicht, und das Ramatoatum bringt natürlich ebenfalls eine gewisse Demoralisation mit sich, weniger durch die Sache an sich, als durch den Einfluss des Weibes auf die Bevorzugung ihrer Angehörigen oder Klienten, manchmal sogar auf die amtlichen Geschäfte. Das »Echo de Madagascar« schreibt über diesen Punkt unter der Spitzmarke: »Maitresses Indigènes«.

»De tout temps en Cochinchine, en Annam et au Tonkin, des circulaires nombreuses interdirent aux fonctionnaires français de loger leurs maitresses indigènes dans leur résidence officielle.

»Ces défenses avaient leur évidente raison d'être. Nos gouvernants savent, dès longtemps, quels dangers ces femmes du pays peuvent faire courir à notre domination par leurs agissements. En dehors, en effet, des manques visibles de tenue que l'introduction, à demeure, d'une femme illégitime dans un bâtiment de l'état implique chez le fonctionnaire, les concussions (ignorées de leurs amants) auxquelles se livrent ces femmes, abusant de la situation du Français avec qui elles vivent, déconsidèrent et font détester notre administration.

»Les fonctionnaires indigènes eux ne peuvent prendre femmes ou concubines dans la région où ils exercent leurs fonctions.

»Il n'en est pas de même à Madagascar, où cette mesure salutaire serait bien accueillie. Mesdames les déléguées d'autorité étant d'une façon générale les véritables maîtres du village mis en coupe réglée, où de nom, règnent leurs époux.«

Die Verbreitung der geschlechtlichen Krankheiten wird so gut wie gar nicht überwacht und zieht ihre verderblichen Kreise immer weiter; in vielen Distrikten tritt zu der erblichen Belastung mit allerlei Krankheiten ein durch Misswirtschaft und übermässigen Steuerdruck erzeugter akuter Notstand. Ihn zu lindern, greift der Malgasche zu den letzten Mitteln, zum Verbrechen, ja selbst Aufruhr. So sehen wir, dass die Zivilisation für den Malgaschen ein Danaergeschenk war. Sie hat zwar vorübergehend höhere Bedürfnisse geschaffen, aber nirgends das sittliche Niveau gehoben oder den Grund zu einer wirtschaftlichen Besserung gelegt. Diese muss in letzter Linie stets auf Arbeit beruhen, und zwar in einem Lande wie Madagascar auf der Bebauung des Bodens. Gerade das Gegenteil aber ist der Fall. Die Feldarbeit wird verachtet und verlassen, die Ernten gehen zurück.

In einzelnen selbstbewussten Bauerngemeinden des Rheinlands schmücken sie ihre Heiligenfiguren an Festtagen mit Bauernkleidern. Der Malgasche würde ihnen einen galonierten Beamtenkittel anziehen. »Le fonctionarisme, voilà l'idéal!« Aber von Beamten kann ein Land nicht leben. Kein Franzose geht in die Kolonien, um dorten dauernd zu bleiben und Kulturwerte zu

schaffen. In ihm spuken noch die alten Doradomärchen. Auf der Ausreise sagte mir ein colon: »Pah, il faut faire son million en 5 ans! Alors on va rigoler à Paris.« Und so denken die meisten.

Falls nicht — was äusserst unwahrscheinlich — ein radikaler Systemwechsel eintritt, dürfte es mit der sozialen und wirtschaftlichen Entwickelung Madagascars bald rasch bergab gehen. Man könnte mir den Vorwurf machen, persönlich zu schwarz zu sehen, ich füge daher französische Urteile an:

»Mais la situation économique de Madagascar est autrement inquiétante qu'une tentative de rébellion qui finira par être réprimée. Il règne là-bas un malaise général á toute la colonie, une crise commerciale et agricole dont se ressentent tous les immigrants qui, sur la foi de statisques et de renseignements eronnés, sont venus chercher fortune dans la grande île africaine.

»Le gouvernement a fait ce qu'il a pu en engageant des dépenses mêmes excessives pour la construction du chemin de fer de Tamatave, les lignes télégraphiques, les routes (?!!!) etc., et pourtant cela ne suffit pas, car le commerce et la colonisation agricole réclament une liberté d'allure, une indépendance relative qui leur font absolument défaut dans un pays neuf surchargé d'une administration, elle-même empêtrée dans un maquis de réglements souvent contradictoires et dans les errements d'une écœurante routine. A la chambre française, un député, M. Hubert, au cours d'une interpellation sur Madagascar, ne s'est montré satisfait de rien de ce qui a été fait dans cette colonie, de sorte qu'après ce qu'il a dit des divers chapitres examinés par lui, il a pu conclure en ajoutant: »le riz n'existe plus comme denrée exportable, la soie pas davantage, de sorte que le chemin de fer, quand il sera terminé, n'aura que des troupes et des fonctionnaires á transporter.«*)

Weit grösseren Schaden aber als alle Missgriffe der Lokalverwaltung hat ein Dekret des Kolonialministeriums in Paris vom 3. Juni 1905 angerichtet. Es untersagte kurz und bündig jedes weitere Prospektieren nach Gold und Edelsteinen und die Ausgabe von diesbezüglichen Erlaubnisscheinen. Ich muss hier etwas weiter ausholen.

---

*) Auszug aus »l'Avenir du Tonkin«.

5. Kapitel.

Die Goldfelder.

Der Goldreichtum Madagascars war schon alten Reisenden bekannt. Seit der französischen Okkupation betrug die Ausbeute (nach dem Annuaire):

1897	79 Kilo	(1 Kilo = ca. 3300 fr. Goldwert und ca. 1000 fr. Reinprofit für den Minenbesitzer.
1898	125 Kilo	
1899	387 Kilo	
1900	1114 Kilo	
1901	1045 Kilo	
1902	1295 Kilo	
1903	1910 Kilo	
1904	2485 Kilo = ca. 8,090,560 Frh.	(= 2,485 Mill. fr für die Besitzer.

Die Goldfelder sind beinahe ausschliesslich alluvional und wurden bisher in sehr primitiver Weise durch Handwäscherei ausgebeutet, wobei zirka die Hälfte des vorhandenen Goldes verloren geht. Die Minengesetzgebung von 1902 war vernünftig, und die Beamten, besonders der Chef, Kapitän Mouneyre, taten ihr möglichstes, um den Prospekteur zu fördern. Da kamen im Jahre 1904 aus dem Süden Nachrichten von fabelhaften Goldfunden. Etwas später entdeckte die Société d'Anasaha in der Nähe der Bahn, bei Belaitra, sehr bedeutende und reiche Quarzgänge, sogenannte Filons, welche sie im Gegensatz zu den bisherigen primitiven Methoden bergmännisch abzubauen beschloss. Im Mai 1905 waren dort schon mehrere hundert Meter Schächte

und Galerien fertig gestellt. Der übliche Boom trat ein. An der Lyoner Börse entwickelte sich eine wilde Spekulation in den Werten der oben genannten Gesellschaft, die von 200 auf 12 000 stiegen. Von Südafrika brachte jedes Schiff zahlreiche Goldsucher, Minenleute und Ingenieure. Die grossen Johannisburger Häuser sandten ihre Vertreter. Die meisten dieser Leute brachten reichliche Geldmittel, Werkzeuge und vor allem Sachkenntnis mit. Eine Gruppe installierte mit einem Aufwand von ca. einer halben Million einen Flussbagger auf der Tsiribina. Die Geschäftsleute und colons rieben sich die Hände. Endlich schien es, als ob für das Aschenbrödel Madagascar auch einmal bessere Tage anbrechen sollten. Da erwachte die Regierung: Was? Es gibt Gold? Es sollen Privatleute grosse Geschäfte machen? Am Ende gar Ausländer reich werden? — Das gibt's nicht. Das Madagascar ist ja die reinste Henne mit den goldenen Eiern: rasch, drehen wir ihr den Hals ab!

Und so erschien zur Wut und Entrüstung aller Goldleute das verhängnisvolle Dekret vom 23. Juni 1905.

Die unglaubliche und ungesetzliche Massregel rief selbst in Madagascar einmütigen Protest hervor, mit dem Erfolg, dass den Prospekteurs die Erlaubnis zum Goldsuchen und Piquetsetzen wieder erteilt wurde und das Minenamt die Piquets registrierte, aber nur, um die Priorität der Funde festzustellen.

Dagegen blieben alle weiteren Entscheidungen in der Schwebe, und am Horizont drohte das Gespenst einer unerschwinglichen Besteuerung.

Eine Lokalzeitung schreibt:

»L'Havas nous expédiait il y a quelques jours un câble qu'il convient de reproduire.

Paris, 14 septembre, 6 h. 40 soir.

Le prochain régime minier de Madagascar distinguera les mines alluvionnaires et les mines filonniennes. Les premières paieront un droit de 5 % ad valorem sur l'extrait brut, plus un droit annuel de deux francs par hectare; les secondes paieront deux cents francs par hectare; et, probablement, 10 % ad valorem. Le Gouverneur sur l'avis du conseil de la Colonie classera les mines filonniennes.

»Ce décret, dit l'Agence Havas, assurera dans l'avenir des résultats considérables au budget.

»Résultats considérables« . . . Traduisez lourdes charges, redevances énormes, taxes excessives pour le prospecteur.«

Der Vertreter der einflussreichen Zeitung »Le Matin« begab sich zum Kolonialminister Clémentel, und unter dem 23. Juli schreibt dieses Blatt:

»Le ministère des colonies a déclaré qu'en effet, dès que le département eût été prévenu, tout abord indirectement de la découverte de filons d'or à Madagascar, où jusqu'ici l'exploitation avait été purement alluvionnaire, il donna l'ordre au gouverneur général de suspendre la délivrance des permis de recherches, afin que la législation trop favorable du 22 février 1902 pût être revisée sous des vues plus conformes aux intérêts de l'Etat.

»C'est alors que le gouverneur, ayant mal interprété les instructions du ministère, interdit non seulement la délivrance des permis, mais encore leur enregistrement, empêchant ainsi les prospecteurs en cours de prospection de faire constater officiellement leurs découvertes et de faire valoir plus tard leur droit de priorité, mesures qui amenèrent de nombreuses pétitions des prospecteurs . . .«

Hierzu bemerkt die »Dépêche coloniale« — ich führe absichtlich stets französische Pressstimmen an, um nicht der Parteilichkeit beschuldigt werden zu können —: »Bref, il apparait que toutes ces impulsions coloniales au sujet du régime minier aboutissent aujourd'hui à un gâchis homérique.« Dasselbe Blatt schreibt anderweitig: »Il se pourrait même que le gouvernement transformât en service de l'Etat l'exploitation des mines d'or de Madagascar; le régime de la propriété du sol, dans les colonies, lui permettant de revendiquer les richesses miniéres qui peuvent y être découvertes.« Und der »Petit Courier« fasst die Geschichte der Minen zusammen in das Urteil: »inexpérience, emballement, bluff«.

Diese grundfalsche Politik und die daraus sich ergebende allgemeine Unsicherheit haben der jungen Minenindustrie Madagascars eine tödliche Wunde geschlagen, und in Johannisburg, wo man an und für sich das eventuelle Aufblühen einer Konkurrenz mit schelen Augen ansah, wurde die Parole ausgegeben: Madagascar is condemned. Niemand wird fernerhin Zeit, Geld und Gesundheit auf das Spiel setzen, wenn eine Laune eines beliebigen Ministers ihn um die Früchte seiner Arbeit bringen kann.

6*

Die Golderträgnisse des Syndicat Lyonnais sind von 80 000 Frcs. in 1904 auf 8000 in 1905 herabgegangen, der Kurs der Anteile von 12 000 Frcs. auf 1895 Frcs.! Bei den der Société Anasaha und dem Syndicat gehörigen Minen ist der Ertrag von 230 Kilo Gold in 1903 auf 196 in 1904 gefallen.

Ganz neuerdings kommt nun noch eine Hiobspost, die alles frühere in Schatten stellt. Mr. Augagneur, der neue Generalgouverneur, eine Gewaltnatur, bisher sozialistischer Bürgermeister und Alleinherrscher in Lyon, soll die Absicht haben, den Eingeborenen das Minenhandwerk freizugeben. Damit wäre natürlich die allerletzte Aussicht auf Besserung der Zustände definitiv abgeschnitten. Das neue Gesetz sieht die Möglichkeit vor, Eingeborenen das Recht auf Goldprospektion zu verleihen, erteilt dem Gouverneur die Vollmacht, nach Gutdünken von heute auf morgen einen Minendistrikt zu schliessen, vermindert den Durchmesser des perimêtre de recherche auf ein Viertel und erhöht die Besteuerung enorm.

Wenn eine Minengruppe per Monat ein Kilo Gold förderte, so kam es ihr nach dem alten Gesetz auf 2680 Frcs. zu stehen. Nach dem neuen Gesetz käme es auf 2996 Frcs. Da der Mittelwert des Goldes = 3150 Frcs. ist, so blieben früher 470 Frcs. Gewinn oder 5784 Frcs. per Jahr, jetzt 154 Frcs. oder 1992 Frcs. per Jahr. Eine Gesellschaft mit 250 000 Frcs. Kapital machte früher (alle Spesen abgerechnet) per Kilo 590 Frcs., jetzt 199 Frcs.

Unter diesen Umständen wird kein vernünftiger Mensch, geschweige ein Kapitalist, je mehr einen gebogenen Maravedi auf dieses undankbare und gefährliche Geschäft verwenden. Die Minenindustrie Madagascars ist tot und begraben.

Requiescat in pace!

6. Kapitel.

Im folgenden füge ich einige kurze Notizen über die wichtigsten Faktoren im öffentlichen Leben der Kolonie und die massgebenden Stellen in der französischen Verwaltung bei.

Der General.

Mr. Gallieni, Grossoffizier der Ehrenlegion usw., Divisionär und Oberstkommandierender der Truppen der ostafrikanischen Gruppe, General-Gouverneur von Madagascar und seinen Dependenzen, hat seinem Vaterlande schon in Tonkin und verschiedenen Posten gute Dienste geleistet. Er wurde am 28. September 1896 zum französischen General-Residenten in Madagascar ernannt und übernahm am 3. Juli 1900 die Leitung der Geschäfte als General-Gouverneur, verliess die Insel im Mai 1905 und gab am 17. September 1905 seine Demission.

General Gallieni ist ein Mann von ausserordentlichen Fähigkeiten, kühlem Urteil, gründlichem Wissen und äusserst ruhigen, verbindlichen Formen. Seine grosse Höflichkeit zeigte sich weniger in Worten als in der Art, wie er trachtet, jedem entgegen zu kommen. Ich hatte mein Empfehlungsschreiben am Samstag mittag abgegeben und angefragt, wann ich meinen Besuch machen könne. Am selben Tag um 5 Uhr erhielt ich schon die Mitteilung aus dem Kabinett, dass mich der General am Sonntag um 3 Uhr in seiner Privatwohnung empfangen würde, wo er dann einen 1½ stündigen Vortrag sehr eingehend besprach. Seine hagere, grosse Figur, das scharfe Gesicht mit dem struppigen blonden Schnurrbart und die gemessene Sprechweise erinnern

beinahe an den deutschen Generalstäbler. Aber im Grunde seines Wesens ist er durch und durch Franzose: Inwieweit er selbst oder seine nächste Umgebung an der bestehenden Misswirtschaft Schuld trägt, lässt sich schwer entscheiden. Allein man kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, dass er in Madagascar ein System des Bluffs begünstigt hat, das seinesgleichen sucht. Man wollte zu viel auf einmal, und das war vom Uebel. Eine Reihe von Unternehmungen kam de facto nie zu wirklicher Brauchbarkeit. In Tamatave z. B. wurde ein Millionenwharf gebaut, der so gut wie absolut unbenutzbar ist. Ein gefälliger Kapitän legte seinen Dampfer unter allen möglichen Vorsichtsmassregeln einmal bei ganz ruhigem Wetter auf ein paar Stunden längsseits, so dass die Photographen ihre Aufnahme für die Presse machen konnten, aber seitdem steht der Wharf wieder unbenutzt. Der Fall ist typisch. Sobald eine Angelegenheit im »Journal officiel« besprochen war, verlor sie in zwei Dritteln aller Fälle jedes weitere Interesse. Es war der Ehrgeiz strebsamer Provinzbeamten, melden zu können, »in drei Monaten seit meiner Ankunft habe ich diese Telegraphenlinie, Strasse oder Brücke fertig gestellt.« Ob dann, nachdem die obligate »lettre de félicitation« aus dem Kabinett eingetroffen war, der Telegraph funktionierte, die Strasse verfiel und die Kaimans sich auf den Trümmern der versunkenen Brücke sonnten, war völlig belanglos. Der General konnte nicht alles übersehen — man vergesse nicht, dass Madagascar so gross ist wie Frankreich, Holland und Belgien, ohne deren Verkehrsmittel.

Die Schlagworte »pacification«, »civilisation«, »progrès« schmückten jede offizielle Publikation. Zahllose arrêtés verkündeten die Geburt neuer Kulturschöpfungen. Arrêté organisant l'enseignement à Madagascar; arrêté organisant l'assistance médicale en Imerina; inauguration de l'institut bactériologique de Tananarive; inauguration de la léproserie d'Ambohidratrimo.

Auf dem Umschlag der offiziellen »Revue de Madagascar« führt ein behelmter colon vor bewundernden Eingeborenen den Pflug, und eine Postkarte zeigt ein superbes, pflügendes Ochsenviergespann; ausser auf einer oder zwei Versuchsstationen gibt es in ganz Madagascar keinen Pflug. Auf pg. 690 des Annuaire von 1904 steht: »Certaines industries ont pris un essor marqué: l'industrie des transports à l'intérieur: (die erste und eigentlich einzige bedeutende Transportfirma Pochard & Wilson hat im

Jahre 1905 fallit gemacht) les distilleries et décortiqueries — (fallierte 1905) — les industries de tabac — (schlossen ihre Etablissements infolge der Steuermassnahmen der Regierung). Dans l'industrie séricole (Seidenzucht) . . . les expériences tentées un peu partout permettent d'augurer le succès final:« Es ist nicht die leiseste Aussicht da, je ausserhalb der Versuchsstation Seide zu bekommen, und in der Versuchsstation kostet sie ungefähr das Zehnfache wie in Europa.

In einer Liste der Hauptindustriezweige figuriert z. B. in Farafangana Mr. Bouquet mit einer »Ziegelei«, d. h. er hat ein kleines Haus und einen Warenschuppen aus Handziegeln gebaut. In den Bureaus von Tananarive sitzen viele, denen es nur um rasches Avancement zu tun ist, und die, wie mir einmal einer freimütig beim Wein erklärte, »se fichaient de Madagascar comme de l'an quarante.« (Er drückte es noch etwas drastischer aus.)

Macht der General oder selbst ein geringerer Chef eine Inspektionsreise, so entstehen auf seinem Weg Potjemkinsche Dörfer, in denen festlich gekleidete Volksmengen wogen und zusammengetrommelte Schulkinder einen ad hoc frisch getünchten Schuppen füllen. Rasch abgeschnittene Bananenstämme bilden eine Allee in der Hauptstrasse — in einem Fall blieb allerdings der Inspekteur ein paar Tage länger als beabsichtigt und bemerkte zu seinem Erstaunen das plötzliche Absterben aller »Alleebäume«. Die angeborene Abneigung des Malgaschen, sich klagend an die fremden Behörden zu wenden einerseits, und die namenlose Feigheit und Angst vor der Rache des ansässigen eingeborenen Sousgouverneurs anderseits, liefert die Bevölkerung stets wieder den Bedrückungen ihrer zur Macht gelangten Brüder aus, und bei deren massloser Habgier bedeutet das meistens eine Verdoppelung, wenn nicht Verdreifachung der staatlichen Lasten. Das untergeordnete europäische Personal steht vielfach auf sehr niederer Stufe und ist sich seiner grossen Verantwortlichkeit selten bewusst.

Mit glänzenden Farben wurde in der französischen Presse Madagascar als ein friedliches, fruchtbares, reiches Land, als ein Paradies für Kolonisten hingestellt. Und als voriges Jahr endlich einige colons der Regierung in scharfen Worten ihr Elend

---

*) Ant. Ann. pag. 691.

klagten, bekamen sie die zynische Antwort: Wenn es Euch nicht gefällt, könnt Ihr ja wieder gehen!

Der General hat dieses System grossgezogen und unterstützt. Aber seine Potjemkinschen Dörfer sind ein wenig zu früh niedergebrochen, und als er die Insel verliess, hingen schon die Fetzen vom Lattenwerk.

Die Kolonien sind für die Machthaber in der Kammer lediglich eine Versorgungsanstalt für Wähler, respektive Funktionäre, und koloniale Interessen müssen stets gegen den Vorteil des Mutterlandes zurückstehen. Das »Echo de Madagascar« schreibt:

»Le rapport de M. le Gouverneur Général, au moins dans les extraits que plaçent sous nos yeux certains journaux et revues, nous démontre clairement que ce volume a été surtout rédigé dans le but unique de recueillir les suffrages métropolitains.

»C'est en somme de la colonie un tableau brillant, bien dessiné, aux coloris vifs, où tous les personnages sont bien plantés, habilement disséminés dans le superbe paysage, sur lequel planent de ci de là quelques ombres légères, oh! si légères, c'est en somme, vu de loin, une œuvre brillante jetée par un pinceau manié de main de maître.

»Mais si, par hasard, on s'approche de trop près, on s'aperçoit que le superbe tableau n'est qu'un chromo, et un mauvais chromo.

»Au point de vue fiscal, dit un passage du rapport, ‚Madagascar a bien certainement donné satisfaction aux désirs de la Métropole'. Que ces désirs soient justifiés ou non: ‚satisfaction est donnée à la Métropole'. C'est le resultat auquel ou voulait aboutir.«

So vernichtete man geradezu die ganz leidlich aufblühende Tabakindustrie Madagascars, weil sie den algerischen Produkten fühlbar Konkurrenz machte und der Deputierte von Algier beim Kolonialminister weitreichenden Einfluss hat. Wo immer ein Unternehmen zu blühen anfing, wurde es erbarmungslos unter Steuern begraben. Die Fabel von der Henne mit den goldenen Eiern wurde zur traurigen Wirklichkeit. Die Eingeborenen bauen Reis; anstatt sie zu beloben und zu ermutigen: taxe sur les rizières. Sie ziehen Vieh: Viehsteuer. Die colons beginnen Vieh zu exportieren: 15 Frcs. pro Kopf Ausfuhrzoll! Es musste eben Geld beschafft werden, Geld um jeden Preis, um die laufenden Ausgaben zu decken.

Die Parole aus den Bureaus ist »pas d'histoires et beaucoup de galette«: Einzelne Departements kosteten horrende

Summen, so z. B. das Agrikulturdepartement. *) Ich führe hier eine französische Quelle an:

»L'opinion généralement admise en 1895 et 1896 était que, grâce à la qualité de ses terres et à la diversité des climats, Madagascar se prêtait avec la plus grande facilité, et presque sans soins, aux cultures les plus diverses, et pouvait devenir, par suite, un pays complet, capable de fournir à ses habitants dans les denrées agricoles tropicales et tempéreés nécessaires à l'existence des Européens.

»On sait aujourd'hui combien cet optimisme était exagéré et l'opinion publique, après avoir cru, pendant trop longtemps, à une merveilleuse fertilité des terres malgaches, malgré les avis donnés dès 1897 et 1898 par le service de l'agriculture, paraît tomber maintenant dans l'exagération contraire.

»Ces lignes sont extraites de la »Dépêche Coloniale«. Sans être trop curieux, nous voudrions bien savoir si l'optimisme exagéré, la crédulité de l'opinion, n'avaient pas pour cause précisément les renseignements que publiait à grand fracas le »Journal Officiel« par les soins du maître Bluffeur de l'agriculture.«

Weitaus das meiste aber verschlang die Eisenbahn. Dass diese Bahn sich nie rentieren würde, selbst bei grösster Sparsamkeit in Bau und Anlage, war eine feststehende Tatsache. Aber was lag daran: es galt, ein Kulturwerk ersten Ranges zu schaffen, eine Linie, deren Teilstrecken man jeweils mit pompösen Festen einweihen konnte, und in Frankreich konstatierte niemand, ob die Photographien nicht einfach im Depot aufgenommen waren. Palmen sind Palmen. In Pariser Bureaus habe ich schon vor meiner Abreise, 1902, die ganze Bahn von Tamatave nach Tananarive als fertig in die Karten eingezeichnet gesehen. Sie ist nie, auch nicht nominell, über 102 km gediehen, hat drei Monate mit Unterbrechungen schlecht funktioniert, hat 285 000 Frcs. pro Kilometer gekostet und war, als ich Madagascar verliess, »vorläufig« derartig zerstört, dass man auf mindestens sechsmonatliche Betriebseinstellung rechnete und die Warentransporte nach der Hauptstadt wieder auf Handkarrenbetrieb eingerichtet werden mussten. Das Wasser war in den Schluchten des Mandraka allerdings um zehn Meter gestiegen; allein die

*) Dieses stärkst dotierte Budget ist im Jahre 1906 um 243 000 Frcs. heruntergesetzt worden, da man doch endlich seine volle Zwecklosigkeit einsah.

Witterungsverhältnisse Madagascars mussten den Ingenieuren bekannt sein, und sie durften den Querschnitt ihrer Wasserdurchlässe nicht so eng bemessen, wie es geschehen. Aber selbst wenn man die Anlage der Bahn noch gelten lassen und die Zerstörung nur auf Rechnung ganz ausserordentlich ungünstiger Witterungsverhältnisse setzen will, so lässt sich nicht leugnen, dass bei dem Bau selbst grobe Fehler begangen worden sind. Es galt à tout prix wenigstens soweit »fertig« zu werden, dass man einen Abschnitt eröffnen konnte. Und darunter litt natürlich die Festigkeit und Betriebssicherheit. Scharfe Kurven, frische Dämme, die nicht Zeit gehabt hatten, sich zu setzen, zu steile Einschnitte, alles das für den Eröffnungstag noch hübsch abgestochen und hergerichtet, gerade dass der Zug mit den Gästen passieren konnte. Die illustrierten Journale bekamen ihre Momentaufnahmen: Inauguration du chemin de fer Tananarive—Côte d'Est, — dass es sich vorläufig nur um einen Sumpf von 30 km mitten im Land handelte, ist Nebensache — aber in der Metropole heisst es: »fixe Kerls das, grande œuvre de civilisation etc. —«

Le tour est joué.

Allein all dieses ist nur von untergeordneter Bedeutung gegenüber den geradezu ungeheuren Summen, welche dieser Unglücksbau bisher verschlungen hat. Man darf getrost sagen, dass direkt oder indirekt die Hälfte aller Einkünfte der Insel in dieses Danaidenfass geflossen sind. Imerina und die Zentralprovinzen, die Schosskinder der Verwaltung, haben vielleicht weniger gelitten, aber die entfernten Provinzen wurden in geradezu unerhörter Weise ausgesogen; so behielt z. B. die Provinz Farafangana von ca. einer Million Francs Steuern nur 12 000 Francs — sage und schreibe 12 000 Francs! — für alle ihre Bedürfnisse und musste den ganzen Rest von über 980 000 Francs an die Zentrale abliefern. Ich kenne Distrikte, die angewiesen wurden: »Envoyez votre dernier sou«. Jedes erdenkliche Mittel, um Geld zu schaffen, wurde angewendet, immer neue Steuern erfunden, selbst die Tänzer und Musiker mussten zuletzt daran glauben; alle Steuern wurden lange vor dem eigentlichen Fälligkeitstermin eingefordert, öffentliche Arbeiten und Lieferungen monatelang nicht bezahlt unter dem Vorwand, dass die Ueberweisung von Europa noch nicht erfolgt sei. Von allen Seiten wurden Arbeiter gepresst, die sogenannten »volontaires« nachts von mili-

tiens aus den Dörfern zusammengetrieben und auf die chantiers abgeliefert, wo sie ein bis zwei Monate länger festgehalten wurden, oft ohne Bezahlung.

Inwieweit die Schuld für solche Uebergriffe gewissenlosen Unternehmern und streberischen Beamten zur Last fällt, lässt sich nicht feststellen. Die Sterblichkeit am Bau war trotz aller Dementis enorm: Das »Journal officiel« hatte zwar sehr schöne hygienische Vorschriften erlassen, aber zur Ausführung kamen sie nie. Jünglinge, Männer und Greise arbeiteten in den dürftigsten Lumpen, wohnten in den elendesten Hundehütten und bekamen häufig absolut verdorbenen, kaum geniessbaren Reis, während von den Aufsehern der Regierungsreis für eigenen Profit verkauft wurde. Ich habe die Zustände selbst an Ort und Stelle geprüft. Meine Sympathien für den faulen Malgaschen sind gewiss sehr gering, aber die Art und Weise, wie mit diesem, an und für sich vielfach schwachen und kranken Menschenmaterial umgegangen wurde, ist absolut unentschuldbar.

Die Gesamtkosten belaufen sich bis jetzt auf über 60 Millionen Francs.*) Hierbei ist zu beachten, dass der Lohn der zahlreichen Zwangsarbeiter vielfach nur nominell war. Das »Echo« schreibt:

»Dans un autre chapitre (du rapport) il est dit ceci:

»Précisément au point de vue de la colonisation, l'impôt a grandement contribué à résoudre la question si délicate de la main-d'œuvre. C'est en grande partie à son influence que nous devons d'avoir pu donner à l'indigène un régime de liberté complète.

»Nous nous demandons si les embrigadés du chemin de fer, et les entrepreneurs volontaires de route à raison de 4 et 6 sous par jour, ayant ou non payé l'impôt, seront de cet avis: que le régime de liberté est aussi complet que veut bien le dire le rapport. Nous ne le pensons pas.

»Il est regrettable que ce rapport n'ait pas été adressé aux journaux de la colonie qui en auraient manifesté toute leur reconnaissance au donateur.«

Während der General 1901 die starke Frequenz des Hafens von Tamatave rühmte, gibt er jetzt selbst zu,**) dass der Handel

*) Im Februar 1906 wurde ein weiterer Kredit von 15 Millionen Francs bewilligt.

**) Rapport, »Echo de Madagascar«, 24. Oktober 1905.

auf lange Zeit hinaus nicht wichtig genug ist, um grössere Hafenanlagen zu benötigen. Imerina, die Paradeprovinz, und einige Plätze, wie Diego, Tamatave und Majunga, bekommen dann und wann noch einen Brocken ab; alles andere aber wird vernachlässigt und ausgesaugt zugunsten der Metropole.

Dieses Vorgehen zeitigte aber noch weittragendere Folgen. Die immer stärker angezogene Steuerschraube hatte zahlreiche Eingeborene um ihr Letztes gebracht. Um Spottpreise mussten sie die letzten Ochsen, das letzte Reisfeld verkaufen, und wozu ein neues anlegen — es ist ja doch nur für den Fiskus. Ganze Dörfer verödeten, das Landstreichertum nahm in erschreckender Weise zu, und in der Hauptstadt machte sich das Absterben der Eingeborenen-Kaufkraft äusserst fühlbar. Da an und für sich schon bedeutend mehr Firmen am Platz etabliert waren, als er eigentlich ernähren konnte, wurden die schwächeren natürlich stark erschüttert, und eine Reihe von zum Teil recht bedeutenden Falliten war die Folge. Die Prozentsätze für die Gläubiger betrugen dabei durchschnittlich bei Hovas = 0 Prozent, bei Indern 10—15 Prozent, bei Chinesen 15—25 Prozent, bei Franzosen kamen auf 200—300 000 Francs Passiva Beträge von 5—20 Prozent!!

Ernster noch waren die Folgen im Süden. Die beinahe noch völlig unzivilisierten Stämme der Bara und Tanala in den Wäldern von Farafangana und St. Dauphin waren seinerzeit von Oberst Lyautey mehr durch Diplomatie als durch Gewalt pazifiziert worden. Das französische Joch hatte bisher nicht schwer auf ihnen gelegen, und die Steuer war ohne Härte eingezogen worden. In den kaum zugänglichen Gebirgstälern und Felsennestern dürfte sie wohl häufig ganz übersehen worden sein. Allein nun schrieb die Metropole dringender und dringender; trotz der Warnung des erfahrenen Provinzchefs sollte die Steuer noch erhöht werden. Was war die Folge? Die kleinen Distriktsbeamten hatten keine Fonds mehr, um die Auslagen für politische Ueberwachung zu decken und unterliessen es natürlich, auf eigene Kosten in ihren Distrikten herumzureisen; die eingeborenen Parteigänger und Spione blieben von dem Augenblicke ab, da sie keine »raimbilanze« mehr zu erwarten hatten, ruhig an ihrem Herdfeuer, Brücken und Wege verfielen und überwucherten, und die Eingeborenen gelangten allmählich zu der Ansicht, dass die Franzosen das Land aufgeben würden.

Ein alter Gebirgshäuptling sagte meinem Koch: »Die Hovas haben sich in unserm Land nicht halten können und sind wieder nach Imerina zurückgekehrt, und die Franzosen werden bald gehen. Schon lassen sie die Brücken und Wege verfallen, und ihre Patrouillen und Beamten reisen nicht mehr im Land herum — das ist ein sicheres Zeichen«. — In den abgelegensten Waldschluchten entstanden wieder primitive Feldschmieden, wo die Gewehre und Speere instand gesetzt wurden; in nächtlichen Kabarys versammelten sich die Clans; Zauberer zogen schürend im Land herum, und beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich mit jener geheimnisvollen Schnelligkeit, die dem mündlichen Nachrichtendienst der Eingeborenen die Bezeichnung »télégraphe malgache« verschafft hat.

Dazu kam ein weiterer unglücklicher Umstand. Mit Ausnahme des Provinzchefs Mr. Benevent, eines alten, erfahrenen Kenners der Eingeborenen und energischen Mannes, waren die übrigen Unterbeamten mit wenigen Ausnahmen unter aller Kritik. Die Behandlung der Eingeborenen schwankte zwischen respektzerstörender Intimität und grausamer Misshandlung; in einem Falle liess man sogar, wenn auch nicht absichtlich, elf unschuldige Leute in einem Silo (unterirdischer Reisbehälter mit Deckel) über Nacht ersticken. Die Gefängnisse (enge, schlecht ventilierte Löcher) fand ich teilweise so überfüllt, dass die Gefangenen die Nacht, wie Heringe gepresst, stehend zubringen mussten.

Auf einer Station wurde verstockten Gefangenen gepfefferter Reis ohne Trinkwasser verabreicht und die Ventilationsöffnungen mit mattenbenagelten Brettchen verschlossen, um die Luft in dem an und für sich schon gänzlich ungenügenden Loch noch unerträglicher zu machen. Die Arme waren häufig bis auf die Knochen von eiternden Wunden angefressen, die Folge von überlangem und überstrengem Hochbinden.

Derlei Massregeln machten natürlich viel böses Blut, anderseits bestärkte bedauerliche Schwäche renitente Elemente in ihrem Wahn, und so kam es denn, dass sich in aller Stille der Zündstoff ansammelte, der alsbald in heller Flamme des Aufruhrs auflodern sollte.

Obwohl die Geschäfte auch in den vom Aufstand unberührten Provinzen im allgemeinen notorisch schlechter gingen und auf allen Gebieten sich laute Klagen regten, stellte man Madagascar als im blühendsten Fortschritt begriffen dar. Wer das Gegen-

teil zu behaupten wagte, galt als mauvaise tête. Aber immer stärker erhob sich die Stimme der Unzufriedenheit, und als der General im Mai 1905 die Insel verliess, regte sich keine Hand. Die offiziellen Persönlichkeiten hatten sich eingefunden, aber sonst niemand, und mit Mühe trieb die Polizei in den Strassen von Tamatave ein paar hundert Eingeborene zusammen, um wenigstens die Kais etwas zu garnieren.

Gallienis Hauptfehler war, wie der aller französischen Kolonialbeamten, dass er stets Paris mehr im Auge hatte als seine Kolonie, und auch jetzt noch, nach seiner Heimkehr, bindet er den gutgläubigen Parisern die grössten Bären auf. So schreibt das »Echo de Madagascar«:

»Le Général . . . a enthousiasmé le représentant du Figaro! Il lui parle avec un touchant abandon de l'indigène, de ce qu'il avait fait pour lui. Il a fait spécialement du Hova un portrait qui a ému son interlocuteur; et alors, comme l'émotion est communicative, il est allé jusqu'à lui dire qu.il fallait songer ‚qu'un jour ou l'autre et plutôt qu'on ne le croit, il faudrait faire d'eux des citoyens et les considérer comme des nationaux français!' Et cette déclaration de principe n'était point spécialement destinée au Figaro, mais surtout aux gens qui ne connaissent rien de la vie coloniale, des races qui habitent les pays d'outremer, rêvent l'assimilation complète de ces races avec la nôtre.

»Dans son désir de frapper cette partie de l'opinion publique, de s'attirer les sympathies des humanitaires à outrance, n'est-il pas allé jusqu'à dire qu'il accorderait aux indigènes la liberté de la presse!!«

Geschickter wie er hatte es sein Untergeneral Lyautey verstanden, sich auf die nie wirklich erfolgte »pacification du Sud« hin einen guten Abgang zu machen und einen guten Posten als Oberstkommandierender im Sud Oranais zu bekommen. Aber Gallieni hat zu lange gewartet und seine Rolle dürfte ausgespielt sein. Man nennt ihn für das Erbbegräbnis eines Grosskanzlers der Ehrenlegion. *)

Den Repräsentationspflichten des Gouvernements standen Madame und Mlle. Gallieni mit grosser Liebenswürdigkeit und

*) Vorläufig ist er bei seinem Rücktritt zum General-Inspektor der Kolonialtruppen und Grosskreuz der Legion befördert und am 4. Februar an die Spitze des 13. Armeekorps in Clermont-Ferrand, dem einstigen Posten Boulangers, berufen worden; im Juli 1906 wurde er Gouverneur von Lyon.

Anmut vor, unterstützt von einigen sehr höflichen und eleganten Adjutanten und Ordonnanzoffizieren.

Die Bureaus.

Der General war fraglos die stärkste Persönlichkeit und gab die politische Note an, in den »Bureaus« dagegen wurde die eigentliche »Cuisine politique« zurechtgemacht. Das Zivilkabinett unterstand dem gewandten und eleganten Mr. Guyon. Mr. Gerbinis, der Chef des Pressbureaus, verzapft den offiziellen Bluff.

Der »Conseil d'Administration« besteht aus dem Generalgouverneur als Vorsitzenden, dem Ober-Kommandierenden der Truppen, dem Generalsekretär, dem Direktor der Finanzkontrolle, dem General-Prokurator (Chef des Justizdienstes), dem Direktor der öffentlichen Arbeiten, dem Chef der Domänen als Mitglieder, zwei Notablen-Colons als Titular-Mitglieder, zwei Notablen-Colons als stellvertretende Mitglieder.

Das wichtige Amt eines Generalsekretärs bekleidete der bisherige interimistische Gouverneur (nunmehr abberufen) Mr. Lepreux; er galt als wenig bedeutend und als geheimer Gegner des Generals.

Das »Cabinet du Secrétaire général« umfasst in der ersten Abteilung Korrespondenz (speziell geheime), Ausgabestelle für Verordnungen und Gesetze, Bibliothek und Presse, speziell Reklame, Ordensvorschläge, Konduiten, Geheimdossiers. (Wie man sieht, die eigentliche Geheimküche.)

In der zweiten Abteilung Personalfragen, Gerichte, Schatzamt, Zölle, Steuern, Post und Telegraph, Domänen, öffentliche Arbeiten, Bauten, Minen, Häfen, Unterricht, Ackerbau, Gestüte, Forsten, Druckerei, Garde régionale und Polizei, Avancement und Versetzungen, Strafen, Personalmatrikeln usw.

Es folgen das:

I. Bureau.

1. General- und Provinzial-Verwaltung.
2. Gemeinde-Verwaltung.
3. Politische und Eingeborene-Angelegenheiten.

II. Bureau.

1. Budget, Rechnungswesen, Gehälter.
2. Zentralisation der Finanzoperationen der Dienstesstellen und Provinzen.

III. Bureau.

Handel, Industrie, Ackerbau und Kolonisation.

An der Spitze dieser Abteilung steht der intelligenteste und fähigste Beamte Madagascars, ein Mr. Fournier.

IV. Bureau.

Oeffentliche Arbeiten. Proviantämter und Materialien.

Der »Conseil du Contentieux Administratif« besteht aus dem »Cabinet d'Administration« und speziell ernannten Beamten.

Der »Conseil de Défense« besteht aus den militärischen Spitzen und hat sich mit den jeweils einschlägigen Zivilchefs, Ingenieuren und Finanzbeamten zu beraten.

Endlich besteht noch ein Gesundheitsamt.

Im Budget von 1905 figuriert die Verwaltung mit	2 155 940 Frcs.
die Eingeborenen-Verwaltung mit	602 004 Frcs.
in Summa:	2 757 944 Frcs.

Das Gesamtbudget für 1906 ist festgesetzt auf Frcs. 29 991 355,83, wovon 23 243 355,83 Frcs. für ordentliche und 6 748 000 Frcs. für ausserordentliche Ausgaben.

Das Okkupations-Korps von Madagascar besteht aus folgenden

Dienststellen:	Truppen:
Oberkommando,	13. Regiment Kolonial-Infanterie,
Generalstab,	Fremden-Bataillon von Madagascar,
Brigadestab,	3. Regiment Senegalesen-Tirailleurs,
Militär-Justiz,	1. }
Kommissariat-Intendantur,	2. } Regiment Malgaschen-Tirailleurs,
Gesundheitsamt,	3. }
Artillerie-Kommando,	Senegalesen Bataillon Diego,
Genie-Kommando,	Section de discipline coloniale (Strat-bataillon),
Veterinärdienst.	Geniekorps,
	Ostafrikanisches Kolonial-Artillerie-Regiment.

Militärischer Stützpunkt: Diego Suarez (Kriegshafen).

Flotten-Division und Marine-Dienststellen:

Kreuzer 3. Klasse »Infernet«, 8000 HP., 6 Geschütze } ziemlich alt
Kanonenboot »Capricorne«, 500 HP., 4 Geschütze } und wertlos.
(für hydrographische Mission).
Transport-Aviso »Rance«, 800 HP., 6 Geschütze.
Marine-Stab in Diego.
Torpedoflottille des Indischen Ozeans: 6 Torpedoboote 1. Klasse.
(1 m., 2 m., 3 m., 4 m., 5 m., 6 m.)

In den meisten Provinzen ist nunmehr die Zivilverwaltung an Stelle der militärischen getreten. An der Spitze steht gewöhnlich ein Administrateur (erster, zweiter, dritter Klasse der Kolonien), und die einzelnen Bezirke werden von »Chefs de district«, Hauptleuten und Leutnants oder Ziviladjunkten geleitet. Daneben gibt es noch Rechnungs-, Post-, Zoll- und Strassenbaubeamte, Schulmeister, Gesundheitsamt, Forstamt, eine garde régionale (Polizeitruppe); hier und da einen funktionierenden Notar; ferner ein Heer von eingeborenen Unterbeamten. In Summa gewöhnlich bedeutend mehr fonctionaires als weisse colons.

Ausserdem hat beinahe jeder selbständige Verwaltungsbeamte seinen Leibspion und diese wieder ihre Parteigänger und Zuträger.

In einer gewissen Rivalität zu den offiziellen Machthabern stehen vielfach die Missionäre.

7. Kapitel.

Die Missionare.

Gallia omnis divisa est in partes tres. Auch Madagascar haben die katholischen Missionare in drei Distrikte unter sich geteilt: die Jesuiten bedienen das Zentrum, die Pères du St. Esprit den Norden und die Lazaristen den Süden. Ausserdem befinden sich in den Zentralprovinzen und im Betsileolande zahlreiche protestantische Missionen: Société des Missions evangéliques de Paris, Société pour la propagation de l'Evangile, London Missionary Society, Friends Foreign Mission Association; endlich wirken im Süden norwegische Missionare.

Unter den letzten Hovaherrschern waren die englischen Missionare prädominant, und ein Sonntag in Tananarive soll beinahe so grauenhaft gewesen sein wie in Edinburg. Aber dieses üble schwarzröckige Puritanertum verschwand mit einem Zauberschlag, als die französischen Fanfaren auf Andohalo ertönten. Dass übrigens die biederen Gottesmänner auch finanziell nicht zu kurz kamen, versteht sich. Die französische Okkupation ermöglichte es hauptsächlich der gewandten und zielbewussten Jesuitenkonkurrenz, Fuss zu fassen und in kurzer Zeit vor allem sehr viel wertvolles Grundeigentum zu erwerben. Fragt man in der Hauptstadt: Wem gehört dies schöne Haus? so heisst es meist: »Mon péra.«

Unter den Angehörigen dieses Ordens befinden sich einige sehr bedeutende und hochachtenswerte Gelehrte. Auch unter

den Angehörigen der London Mission Society haben sich verschiedene Herren um Wissenschaft und Literatur sehr verdient gemacht; so gaben sie z. B. längere Zeit eine vorzügliche Publikation heraus, das »Antananarivo Annual«, welches jetzt leider eingegangen ist. Sie verfügen über Mittel und sind persönlich meist angesehene und gebildete Herren.

In neuerer Zeit zeigt sich eine etwas weniger missionsfreundliche Stimmung bei der Regierung, und die Eingeborenen haben für derlei eine sehr feine Nase; da ihnen die Religion an und für sich sehr gleichgültig ist, ziehen sie sich mehr und mehr zurück. Das einzige, was sie noch hält, ist der gute Unterricht in den Missionsschulen, der die Bahnen des niederen Beamtentums öffnet. *) Und »fonctionaire« sein, d. h. recht faul und die andern bedrücken können, ist das Ideal jedes zivilisierten Malgaschen. Im übrigen gibt es kein trägeres, perfideres, frecheres und unbrauchbareres Pack als die Missionsschüler. Und die kleinen Ramatoas gehen zwar jeden Sonntag neu gekämmt und frisch

---

»Echo de Madagascar«: Après l'annexion, les missions n'eurent d'autres préoccupations que celles-ci: donner la prédominence à leurs écoles, obtenir dans les examens les premières places facilitant à leurs élèves l'accès des écoles, préparant aux fonctions publiques ou aux carrières libérales, comme par exemple l'école de médécine.

En 1904, fut alors pris un arrêté, supprimant les subventions, dans le but nous a-t-on dit de réaliser des économies, et imposant certaines obligations aux écoles des missions, obligations qui devaient nécessairement leur porter un rude coup.

En même temps l'influence missionaire se trouvait fortement atteinte. Le Fanjakana n'était plus leur ami, mais pratiquait à l'égard des différents cultes une politique impartiale et désintéressée, style officiel. Les indigènes en conclurent qu'il faillait se diriger vers les écoles officielles, pour arriver à obtenir l'emploi comportant l'uniforme et les broderies entrevus dans les rêves de chaque jour.

Cette situation eut une fâcheuse répercussion et c'est ce à qui nous voulions en arriver.

Perdant de leur influence, n'ayant plus la facilité de faire passer dans les écoles du Fanjakana, les élèves qui, plus tard fonctionnaires, seraient restés leurs créatures, c'est-à-dire agissant, influençant leurs administrés en faveur de la mission qui les avait façonnés, les missionnaires aujord'hui s'érigent en surveillants du Fanjakana, en protecteurs des indigènes.

A tout propos, ils réclament, signalent des abus, écrivent, amoncèllent les taratasy dans les bureaux de l'administration. Et les trois quarts du temps le résultat des enquêtes est négatif.

gewaschen in das Amt; aber die sonstige Berufstätigkeit leidet darunter nicht.

Die Norweger haben sich den beinahe gänzlich unberührten Süden ausgesucht und Schulen errichtet. Im allgemeinen sind sie um hundert Jahre in der Zeitrechnung zurück und predigen ein schroffes, bäuerliches Luthertum. Sie haben wenig Einfluss und stehen nicht besonders mit der Regierung. Von Paris sprechen sie gern als »die grosse Babylon«. Im übrigen nehmen sie aber auch, was sie bekommen können.

Die weiblichen Orden beschäftigen sich mit Krankenpflege, Seelsorge, Unterricht, auch leider recht häufig mit Erbschleichen. Die weibliche Jugend, besonders die besseren Eingeborenenklassen, besucht ihre Institute gern, da die Kenntnis des Lesens und Schreibens, sowie die französische Sprache bei den Ramatoas sehr geschätzt wird, denn sie kann eventuell zu den höchsten Ehren des Kokottentums führen: »Ramatoa Vasaha bé Secrétaire Général!«

Die colons.

Die letzte Rolle in dem sozialen Gebäude Madagascars spielt im allgemeinen — leider — der colon. Und — leider — nicht mit Unrecht. Nur wenige grosse Firmen und Industrielle in den Hauptplätzen und Häfen arbeiten ernstlich mit kaufmännisch geschultem Material oder sachlichem Verständnis. Die grosse Mehrzahl besteht aus geschwätzigen, unfähigen Faulenzern: Bompard und Tartarin haben hier viele Landsleute. Man begreift nicht, wie fest diese Leute vielfach an eine Behauptung glauben können, die sie selbst vor zehn Minuten aus dem blauen Himmel herunter gelogen haben. Und wenn die erträumten Märchenerfolge ausbleiben, so liegt die Schuld an allem, nur nicht an ihnen selbst. Dass man in Madagascar, trotz der offiziellen Misswirtschaft, durch eisernen Fleiss, Konsequenz und Landeskenntnis Erfolge tatsächlich erzielen kann, das beweist z. B. das Hamburger Haus O'Swald. Aber das ist eine rühmliche Ausnahme. Und wenn man in den Kaffeehäusern die Kerls vor ihrem Absynth sitzen sieht, in schmutzigem blauen Drell oder operettenmässigem Burenkostüm, in den braunen Fingern die unvermeidliche Zigarette, schreiend und schauspielerhaft, verlebt und verkatert, dann wundert man sich nicht über das Endresultat. Optimisten vom reinsten Wasser, meist ohne

Erfahrung und Barmittel, verunglückte Kleinkrämer oder artisans, gehen sie mit vagen Ideen von Pflanzerherrlichkeit und der für Franzosen niederer Stände charakteristischen Verwirrung geographischer Begriffe eines Tages los: Je me fais colon. Dabei ist es aber auch meist für sie fertig und im übrigen finden sie, dass die Regierung ihnen gegenüber handeln soll wie die Kodakfirma: »You press the button — we do the rest.« Die Regierung anderseits tut auch nicht alles, was sie könnte, besonders in der Arbeiterfrage, und die Distriktsvorstände fühlen sich vielfach als kleine Souveräne, denen der colon nur Scherereien macht und zuweilen recht unbequem werden kann. Das praktische Resultat ist im allgemeinen minimal. Mit blague und Neid allein lässt sich eben doch nicht arbeiten. Dem Eingeborenen gegenüber findet der colon äusserst selten das richtige — einen Tag setzt er sich mit ihm an einen Tisch, am nächsten traktiert er ihn mit Fusstritten — geniesst auch wenig Respekt. Die Absynthflasche spielt eine grosse Rolle und besonders, wo griechische und italienische Elemente vorhanden sind, kommt es häufig zu wüsten Messerstechereien.

Die Korsen sind aus härterem Holz geschnitzt als das südfranzösische Element, stehen beinahe durchweg beim Zoll oder bei der Gendarmerie und halten bis in die hohen Verwaltungsstellen zusammen wie die Kletten: »Mon oncle Manoletti« — »mon parrain, le commandant Luciniani.« — Sie bringen es auch meist zu Ersparnissen, mit denen sie dann in ihrem heimischen Felsennest privatisieren.

Die fremden Nationen.

Unter den fremden Nationen stehen ziffermässig an erster Stelle die Engländer. Zu ihnen zählen aber auch die zahlreichen Mauritiuskreolen, während die Inder als »asiatiques« gerechnet werden. Vor der französischen Okkupation war der englische Einfluss, hauptsächlich infolge der Tätigkeit der englischen Missionare, bei Hofe und im Handel vorwiegend; durch ihre zweideutige Haltung während des Krieges aber haben sich die Briten das gründlichste Misstrauen der Regierung zugezogen und man sucht sie, wo es geht, unter der Hand zu benachteiligen und zu verdrängen. Ihre Geschäfte sind wesentlich zurückgegangen, und ihr Personal steht entschieden nicht auf der

Höhe. Seitdem die Minen mehr in den Vordergrund treten, hat sich ein stärkerer Zuzug von Goldleuten aus Transvaal und Australien bemerkbar gemacht, bis jetzt aber ohne sonderliche Resultate, wohl infolge der meist absoluten Unkenntnis des Französischen und Malgache. Die Missionare, besonders die London Mission Society (L. M. S.) und die Friends Foreign Mission (F. F. M.), sind zum Teil sehr angenehme und gebildete Herren und sehr gute Geschäftsleute, werden aber mehr und mehr durch die Jesuiten einerseits und die Regierung anderseits zurückgedrängt. Ihren zivilisatorischen Einfluss schlage ich nicht viel höher an als den religiösen. Die eigentliche Religion des Malgaschen ist der »j'm'en foutisme« '— er wird stets das Credo acceptieren, von dem er glaubt, dass es beim »Fanjakana« am besten angeschrieben steht. Der englische Konsul in Tananarive, Mr. Porter, ist persönlich ein sehr liebenswürdiger Herr, sein Einfluss ist aber gleich Null.

* * *

Sowohl dem kommerziellen Umsatz als dem Ansehen nach stehen unsere Landsleute erfreulicherweise weitaus an erster Stelle unter den Fremden. Das führende Haus sind W. O'Swald & Cie., Hamburg, mit einer Hauptagentur in Tamatave, deren Chef, Herr E. Oehlerking, zugleich Kaiserlich Deutscher Konsul, in Tamatave gesellschaftlich eine sehr beliebte und hochgeachtete Persönlichkeit ist. Seine junge lustige Gattin steht dem gastfreundlichen und vorzüglich montierten Hause in der liebenswürdigsten Weise vor. Als zweitwichtigste Agentur folgt Tananarive, unter Herrn J. Nachtwey. Dieser sowohl als der Konsul wurden in letzter Zeit von der französischen Regierung mit Orden ausgezeichnet. Man mag ja über Orden denken wie man will, allein die Franzosen schätzen solche Dinge sehr, und es liegt fraglos in dem Umstand, dass gleich zwei Herren desselben Hauses dekoriert wurden, eine hohe Anerkennung von seiten der Regierung. Der Chef des Hauses, Senator O'Swald, ist schon seit langem Ritter der Ehrenlegion.

Unteragenturen befinden sich noch in Fianarantsoa, Mananjary, Vatomandry, Majunga und Nosibé.

Die »D. O. A. G.« (Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft) beschränkt ihre Tätigkeit mehr auf die Westküste, der Leiter

ist Herr Pfrank. In seinem gastfreundlichen Hause habe ich manche feucht-fröhliche Stunde verbracht.

Die dritte grössere deutsche Gesellschaft, Soost & Brandon, ist vor einiger Zeit in französische Hände übergegangen unter dem Namen »Madagascara«; ihre Bedeutung hat wesentlich nachgelassen.

* * *

Die Norweger haben besonders bei den noch sehr zurückgebliebenen Völkerschaften des Südens zahlreiche Missionsstationen angelegt und auch recht gute Erfolge auf praktischem Gebiete erzielt. Geistig stehen sie auf dem Niveau eines engherzigen altorthodoxen Bauern-Protestantismus.

* * *

Die Italiener, Griechen, Syrer und Levantiner sind meist Inhaber der kleineren Hotels, Kneipen und Konsumgeschäfte, Maurer, Erdarbeiter, Bahnaufseher und dergleichen.

* * *

Eine eigene Klasse bilden die Kreolen von Mauritius und Bourbon. Unter Kreolen versteht man eigentlich nur die in den Kolonien geborenen Kinder weisser Eltern; allein in der Praxis läuft allerlei Niggerzeug und Mestizen mit unter.

In den Bureaus besonders spielt diese Gesellschaft eine grosse Rolle. Ihre Haupteigenschaft ist eine lächerliche Eitelkeit, gepaart mit täppischer und unverschämter Zudringlichkeit; als Arbeiter sind sie faul, unzuverlässig und ohne Initiative, kriechend nach oben, dem Eingeborenen gegenüber brutal. Der weibliche Teil ist bis zum 22. Jahr vielfach ganz »mollig«, in vorgeschrittenen Semestern aber gänzlich ungeniessbar: unförmig fett, absolut eingebildet, ohne jedes geistige Interesse und dabei meist noch recht bigott. Ihre Sprache hat etwas unwiderstehlich komisches; sie haben in der Tat noch die alte Sprechweise der Incroyables beibehalten, welche jedes R ausliessen: Céôle-de la-Eunion

Ein »Céôle«-Kinderliedchen:

»Li case fini b(r)ulé
Li case fini b(r)ulé
Li case fini b(r)ulé
Pourquoi le pluie n'a pas tombé?«

* * *

Einen wichtigen Faktor im Handel der Insel stellen die Inder und Chinesen. Während letztere sich mit den bescheidensten Profiten aus dem kleinen Konsumgeschäft begnügen, nehmen die Inder als Inhaber grösserer Modemagazine (für Eingeborene) und in den Hafenstädten als Hauptkunden der grossen Importhäuser eine bedeutende Stellung ein, häufiger aber noch bedeutendere Kredite. In Majunga kamen Falliten von 500 000 Frcs. vor. Zurzeit sieht man ihnen etwas mehr auf die Finger und zwingt sie, ihre Bücher in einer europäischen Sprache zu führen; eine genaue Kontrolle ist immerhin noch sehr schwierig.

Die Presse.

Das »Journal officiel« bringt die Gesetze und Verordnungen, Amtsanzeigen, Nekrologe und offizielle Reden, Artikel über Kolonisation, Gewerbe, klimatische Statistik usw. — Unruhen, Verbrechen, Aufstände und dergleichen werden meist verschwiegen oder tunlichst vertuscht.

»L'Echo de Madagascar« erscheint in Tananarive, ist in letzter Zeit etwas mehr ins oppositionelle Lager übergegangen, vertritt die Interessen der colons sachlich und massvoll und kann sich mit der Zeit zu einem ganz anständigen Blatt ausbilden.

»La Dépêche de Madagascar« erscheint in Tamatave, treibt scharfe Opposition, geht aber in der Form entschieden über das Mass. Mit ihren Artikeln gegen die Regierung und allerlei Missbräuche hatte sie aber meist sachlich Recht.

Der »Guide Annuaire de Madagascar« ist ein etwa 800 Seiten starkes, jährlich erscheinendes offizielles Handbuch, gibt Auskunft über Verwaltung, Personal, Verkehr, Handel, Kolonisation, klimatische und sonstige Zustände aller Provinzen, bringt Karten, Fahrpläne, historische Abrisse, Aufsätze und Berichte über Geologie, Minen, Waldwirtschaft, öffentliche Arbeiten, Post, Viehzucht usw. Seine Angaben sind äusserst lückenhaft, ungenau, parteiisch schön gefärbt und vielfach sehr unzuverlässig.

»La Revue de Madagascar« wird in Paris von dem »Comité de Madagascar« herausgegeben; wie es im offiziellen Programm heisst mit dem Zweck: »de provoquer les vocations!« Eine feine Phrase! Mit Ausnahme der rein wissenschaftlichen Aufsätze sind die Beiträge absolut irreleitend. Als Devise sollte das Blatt führen: Der Wunsch ist der Vater des Gedankens. Die Schilderungen der Zustände in Madagascar sind teils ungenau, teils gefälscht, und jedes Heft bringt ungeniert den grössten Bluff. Eine völlig wertlose Publikation.*)

Ausserdem gibt es noch einige bedeutungslose Wurstblätter, wie »le Caiman indiscret« und zahlreiche Publikationen der Missionare, z. B. der jesuitische l'Joraka (le Messager) mit der Devise: Gesta Dei per francos!! Endlich sei noch erwähnt das »Vaovao Frantsay-Malagasy Gazetim-Panjakana«. Ein auf Malgache erscheinendes Amtsblatt. Es ist ohne jeden Einfluss, aber beliebt, da es auf weiches Papier gedruckt ist.

* * *

Das vorstehende mag genügen, um dem Leser einen allgemeinen Begriff von Land und Leuten in Madagascar zu geben.

Wie ich schon in der Vorrede erwähnte, können diese Skizzen selbstverständlich keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen. Es sollte ja auch lediglich das eigenartige Milieu, in dem sich meine fernere Tätigkeit abwickeln sollte, einigermassen charakterisiert werden. Allein ich glaube im grossen und ganzen durch persönliche Beobachtung und stetes Vergleichen der gesammelten Mitteilungen und Dokumente Einseitigkeit und Vorurteile tunlichst vermieden zu haben.

Die nachfolgenden Schilderungen sind aus jeweiligen Reisebriefen lose zusammengestellt und ich bitte meine geneigten Leser, kein zu gestrenges literarisches Mass an diese Elaborate des Lagerfeuers und Rasthauses anlegen zu wollen.

---

*) Die colons von Madagaskar haben übrigens in einer Protestversammlung 1906 sich dagegen verwahrt, dass dieses Komité ihre Interessen vertrete und jede Subvention desselben abgelehnt. Das Echo de Madagascar schreibt:

»Il est, en effet, inadmissible, par ces temps d'économies, qu'une subvention continue à être allouée, par la Colonie, à une institution qui n'a servi, jusqu'á ce jour, qu'à procurer à certains, émoluments et distinctions, et à propager, en France, le bluff cher à l'ancien Gouvernement Général.«

8. Kapitel.

Reise-Tagebuch.

Marseille. Port Saïd. Djibouti. Aden. Seychelles. Diego-Suarez. Analalava. Majunga. Morondava. Maintirano. Tulear. Vineta. Manera. Ankazoabo. Tulear. Manera. Tulear. Durban. Analalava.

24. Mai 1902. Der P. L. M.-Zug verlässt Lyon um 5 Uhr und läuft in einer weiten Ebene mit zahllosen Seen und Teichen. Als charakteristischer Kontur erscheint überall die hochstämmige gestutzte Ulme, ähnlich wie auf den Landschaften von Hobbema. Mit jeder Stunde aber akzentuiert sich mehr und mehr der südliche Charakter der Provence in den zunehmenden Olivenpflanzungen und der Bauart der einstöckigen ziegelgedeckten Meiereien. Das Besitztum ist meist von einer hohen Mauer umfasst, die Fassade geht gegen den Hof: sarazenisch-spanischer Einfluss, der über die Pyrenäen herüber an diese seine nördlichste Grenze heraufreicht. Wie ein Seidenband läuft charakteristisch weiss — »oh route poussiérreuse de la Provence« — die platanenbesetzte Strasse hinauf zu dem Hügel mit irgendeinem klosterartigen Gemäuer oder einer weinbewachsenen Mühle.

Aus dem duftigen Horizont taucht Avignon auf mit seinem mächtigen, fensterlosen Palast aus grauem Haustein, wo einst Pius einzog und die Gendarmen, die ihn ins Exil geführt, auf der Präfektur einen Marschzettel abgaben wie für jeden andern: »Abgeliefert — 1 — Papst.«

Nîmes, Tarascon — wieviel Erinnerungen erwachsen in diesem Land der Sonne und der Lieder: Le bon roi Dagobert — dieser halb sagenhafte Biedermeier mit dem unzitierbaren Reim,

die Liebeshöfe, das Rittertum der Provence mit seinen Anklängen an die halborientalischen Kleindespotien, welche die Chefs und älteren Brüder dieser provençalischen Häuser drüben im »gelobten Land« — auch ein lucus a non lucendo — gegründet hatten; und auch da wieder der alte Konflikt zwischen dem kräftigeren rüden Zugreifen der normannischen Gewaltherren und der feineren Politik der südlichen Rivalen. Hier ritt die schöne und unsolide Gräfin von Toulouse, das »Goldpantöffelchen«, wie sie die Sarazenen nannten, nach ihrer Rückkehr aus dem gelobten Land, um dem von ihr eingeführten »cour d'amour« zu präsidieren. Hier, in einer der Hütten, lebte der Präzeptor aus Daudets »Rois en Exil« und sah »die Sonne sterben über den Olivenbäumen«, und auf den Platanen hört man, wenn der Zug auf dem Bahnhof hält, die Zikaden singen, deren Zirpen Bompards Rede begleitete, als er Tartarins Ende erzählte.

Allmählich akzentuiert sich das Küstengebirge; blühender Ginster bedeckt die Felskegel, und von Tunnel zu Tunnel steigen wir zur Kammhöhe. Drüben aber breitet sich weit und leuchtend das Meer, im Duft verschwimmend die felsige Steilküste.

Marseille — »grouillante au soleil« — auf den Strassen buntes, lärmendes Treiben — auch hier ist das Feldgeschrei: »fen de brut!« Und überall »les Teurs«, wie man hier im Volksmund alles, was farbig und exotisch ist, nennt, vom Araber bis zum Chinesen. — Noch liegt die Zeit nicht so weit zurück, wo es hier im Kirchengebet hiess: »protégez-nous de pestilence et de corsaires.« Und Voltaires Candide — vielleicht eines der feinsten und geistreichsten Bücher, die je geschrieben worden sind — spricht davon ein beredtes Lied.

Auf der »Cannebierre« (Hauptstrasse) sitzt »Marius« mit wohlgeölter Locke, im Samtjackett, pompös und selbstgefällig, mit blauem Kinn, möglichst farbiger Krawatte, und politisiert.

»Le vieux port« wird eingeschlossen von einer felsigen Hügelkette, auf deren Höhe eine mächtige Wallfahrtskirche thront, gekrönt von einer riesigen, goldglänzenden Madonna, Notre Dame de la Garde, weit hinaus ein Wahrzeichen für den Seemann.

Daneben wird eben ein kahler Mast eingesetzt, und auf Befragen teilt man mir mit, dass er als Empfangsstation für drahtlose Telegraphie bestimmt ist.

Aber der Madonnenkult blüht weiter, trotz aller Aufklärung und allen Fortschritts, und es ist nicht umsonst, dass jene feinsten

aller Menschenkenner, die Jesuiten und ihre Leute, gerade jetzt dieser Sparte des Geschäftes — pardon, des Kultus — ein besonderes Augenmerk zugewendet haben.

Und am Ende ist es ja gleichgültig. Die Massen waren nie sehr verschieden, und das »vulgus profanum«, dessen Parfum dem guten Horaz so zuwider war, wird nicht viel roher gewesen sein als die Schar, welche fluchend und kreischend den letzten Stadtbahnzug stürmt, um dann im enggefüllten Coupé den »kleinen Cohn« zu singen. Und dass ein grösserer Prozentsatz lesen und schreiben kann, macht in der eigentlichen, inneren Bildung gar nichts aus; ein Zulu ist noch lange kein Kulturmensch, wenn er sich einen Zylinder aufsetzt; aber sehr viele »Kulturmenschen« sind trotz Zylinders nicht besser als ein Zulu. Das höchste, was der Mensch erwerben kann, ist persönliche Würde, die Achtung vor sich selbst, ein Gentleman zu sein vor der eigenen Kritik. Und das ist keine Bildungs-, sondern eine Charakterfrage. Sir Purun Dass ging hinaus aus seinem Ministerpalais in Hypore und sass — ein Heiliger, weil ein Weiser — mit einem Fell bekleidet im Walde, versunken in Kontemplationen. Was ist die Aeusserlichkeit der Kultur für den, der sie nicht im Innern hat? Kultur, heisst frei sein von Vorurteil, von Glauben und Aberglauben, jenseits stehen von Gut und Böse. Das war es auch, was der alte Evangelist Johannes meinte, als er vor seinem Ende immer nur sagte: »Liebet einander!« In seinem reizenden Buch »Le roi Pausole« gibt Pierre Lhouis zwei Gesetze an, die als einzige den Kodex des glücklichen Landes bildeten, in dem das Wirtshaus stand mit dem Schild: »Au sein blanc et de Westfalie«, § 1: Tu ne feras pas de mal à qui que ce soit! § 2: Cela bien compris — tu feras ce que tu voudras.

Die Definition des Wortes Kultur, welche Buckle gibt: »Ueberwindung von Raum und Zeit« ist, so geistreich sie sich auch bei längerem Denken aus der scheinbaren Paradoxe herausschält, doch eine schroff materielle.

Am Hafen begegnet mir ein lebendiger Pradilla: Ein Zug kleiner Erstkommunikantinnen im weissen Schleier, das flimmerbeklebte Heiligenbild in der Hand — und wahrscheinlich in den kleinen Köpfchen jenes »vacuum absolutum«, das sonst zu finden noch nicht gelang.

25. Mai. Der »Yang-Tsé«, ein altes, weisses Paketboot der »Messageries Maritimes«, liegt im Hafen, umschwärmt von der lärmenden Menge der Abschiednehmenden. »Wie wenige solcher Abschiede sind es wert, genommen zu werden«, um mit dem seligen Nestroy zu reden! Die Leute, denen es wirklich nahe geht, die nehmen ihn zu Hause, und wenn es eine sorgliche Mutter ist, so kristallisiert sich das Trennungsweh meist noch in eine gute Wurst oder ein paar Socken, die dem Liebling zugesteckt werden. Aber die Mehrzahl der Abschiednehmenden folgt nur der blinden Konvention, welche vorschreibt, dass man einen Menschen, der einem meist sehr gleichgültig ist, dann am meisten belästigt, wenn er einen am wenigsten brauchen kann. Das ist wieder etwas, was auch nur der »Kulturmensch« fertig bringt! Ein Kaffer würde über eine solche Zumutung erröten.

Vor dem Hafen signalisieren wir einem Schlepper: Einer der Abschiednehmer ist aus Versehen auf dem Schiff geblieben und der Kapitän hat ihn, um ihn nicht nach Port Saïd mitnehmen zu müssen, abgesetzt. Aber einen blinden Passagier fanden wir später, einen unglücklichen sizilianischen Artisten, der schreckliche Angst hatte, dass man ihn der Polizei ausliefere.

Die Küsten Korsikas und Sardiniens begleiten uns eine Zeitlang, meist kahl und felsig; auf den höheren Bergen liegt noch ziemlich viel Schnee. Das Meer ist gleichmässig ruhig, und unser alter »Yang-Tsé« — der übrigens eines der angenehmsten Schiffe der »Messageries Maritimes« sein soll — geht beinahe ohne Bewegung. An Bord hat sich nun so ziemlich alles eingerichtet; Gruppen beginnen sich zu bilden, und man besieht sich gegenseitig. Auf dem Vorderteil und dem erhöhten »gaillard d'avant« haust das französische Militär — Ablösungstruppen verschiedener Waffen für Madagascar, Marine-Infanterie und Matrosen für den Stationskreuzer. Letztere sind wesentlich frischer und scheinen auch mehr militärisches Selbstgefühl zu haben als die Infanterie, welche vielfach durch den kleinen Pioupiou vertreten ist, den Zola so gut in »Débacle« in seinem bescheidenen, etwas pessimistischen Wesen gezeichnet hat. Die Leute haben während der ganzen Reise keinen Dienst; nur dann und wann Appelle, welche aber höchst unzeremoniös und milizmässig verlaufen; überhaupt scheint das wenige, was gemacht wird, ausschliesslich von Unteroffizieren geleitet zu werden, und

was dabei herauskommt, das kennt der kundige Thebaner. Die Verpflegung ist ziemlich mässig, und die Leute klagen, dass sich niemand darum kümmere. Der Bildungsgrad scheint mir durchschnittlich tiefer zu stehen als bei uns, während die Matrosen zum Teil recht geweckte Bursche sind. Die militärische Haltung im Verkehr mit Vorgesetzten ist sehr mau; es wird nicht gemeldet, sondern erzählt und nicht abgetreten, sondern weggegangen. Dass unter den Gewehrriemenbügeln Rost sitzt, wird nach dem obigen den Fachmann nicht verwundern.

Die Offiziere sind grossenteils recht nette Leute, etwas komiss, aber sehr höflich und zum Teil sehr gemütlich; die Hauptleute meist sehr grau, der Detachementschef, ein eleganter Major, den ich nicht zum Vorgesetzten haben möchte — genre »Genius der Verbindlichkeit«. Ausserdem noch einige Militärärzte, Zahlmeister und andere di minorum gentium mit »ärarischen« Frauenzimmern, welche auch schon einen kleinen Damenkrieg in Szene setzten. Man frühstückt von 6 Uhr ab; um 11 Uhr ist lunch, um 6 Uhr 30 Min. Diner. Neben uns ein grosser Zuckerraffineur aus Réunion, ein Grundbesitzer aus Madagascar, zwei Fregattenkapitäne, ein englischer Millionär, ein Mann mit Fieber und diverses Füllsel. Die Kabinen sind eng, leidlich sauber, Betten schlecht, Bedienung mässig, Typus Provinzhotel besserer Klasse.

Scylla und Charybdis passiert, vorher die Vulkankegel der Liparischen Inseln, rechts die sizilianische Küste, mit Steineichen und Olivenwäldern, vornehm in den Konturen. (Siehe Prellers Odyssee-Kartons.) Hier ist wohl auch einmal der alte Henricus de Calentin herübergefahren, als er als Adlatus des gewaltigen Heinrich VI. in Apulien herrschte. Eine weiche Hand mag es nicht gewesen sein, die damals auf den Eingeborenen lag. Leider lässt die Miniatur in der Handschrift des trefflichen Petrus de Ebulo i. J. 1196 keine physiognomischen Schlüsse zu, da sie kurzerhand alle Köpfe in dem mächtigen gotischen Topfhelm darstellt. Aber die Mafia hätten diese Herren nicht so aufkommen lassen, glaube ich.

Port-Saïd liegt in flimmernder Mittagssonne vor uns, eine modern wirkende Stadt, auf der Digue das Standbild Lesseps mit der ausgestreckten Hand, als wollte er seinen Landsleuten eins auswischen, dass sie sich die Kanalaktien haben entschlüpfen lassen. Im Hafen ein buntes, fröhliches Bild: Polizeiboote mit

Kawassen, Kohlenleichter, Händlerjollen, die Gigs der Agenten und Postbehörden, alles weiss und farbig und bewegt, schreiend, brüllend, krabbelnd, schiebend, um an unser Fallreep zu gelangen. Die Boote haben meist einen famosen Schnitt, sitzen sehr schön auf dem Wasser und werden von den sehnigen braunen Kerlen brillant gefahren. Und nicht einer von diesen braven Spitzbuben hat einen »Bibi« auf, sondern trägt seinen nationalen Fez, Tarbusch, Turban oder Kopfbund mit Grazie. Wenn das nur die Japaner auch tun wollten: ein »Bibi« im Lande Hokusais und Hiroschigas sollte polizeilich verboten sein!

Ich bedauere, dass ich für Port-Saïd keine parlamentarische Bezeichnung in meinem Lexikon habe — es ist einfach ein Saunest — bewohnt von Gaunern. Die Läden enthalten das traurigste, was die Ausfuhrindustrie Schlesiens, Böhmens und des Rheinlandes auf den Markt wirft, ich habe nicht ein Stück gesehen, das auch nur erträglich gewesen wäre. Nur Zigaretten und Tabak sind gut und preiswert. Wenn ein neuer Mont Pélée Port-Saïd verschluckte, so wäre es nicht schade. Einen vorzüglichen Eindruck macht dagegen die angloägyptische Polizei, vor der auch das ganze Gaunerpack einen Heidenrespekt hat.

Gegen 5 Uhr ist das Kohlen beendet und unter rhythmischem Geheul holen die 200 schwarzen Teufel, welche auf den Leichtern bisher geschafft haben, die Taue an. Sehr hübsch ist die Vorschrift, dass an den Haltetauen in der Mitte eine grosse Blechscheibe aufgeschoben werden muss, um zu verhindern, dass Pestratten an das Land kommen und vice versa. Nützt nur gar nichts.

Der Kanal von Suez ist alles, was man will, nur nicht schön. Rechts und links Dünen und Salinen — »kain Baum, kain Strauch, aber im Hintergrundé — Kéttén-Brücke«, wie der biedere Magyar sagte; dann und wann ein grosser Bagger.

Nachts auf dem gaillard d'avant. Unser mächtiger Scheinwerfer, den wir in Port-Saïd nebst dem dazu gehörigen Maschinisten in einem Kasten am Bugspriet aufgehisst haben, wirft seine Strahlen weit hinaus auf das grünlich rippelnde Wasser. Das Boot geht 5 Knoten, eben noch genug, um dem Steuer zu gehorchen, und ringsum ist es still. In dem Lichtstrahl spielen tausend Käfer, Fledermäuse, Motten und derartiges Getier, das, in dumpfer Erinnerung an den Tag, da es aus enger Larve oder Ei dem strahlenden Licht entgegen sich mühsam zu

einer neuen Existenz durchgequetscht hatte, nun wiederum ein neues gewaltiges Loch zu sehen glaubt, durch das es wiederum in ein neues Lichtleben eingehen wird. Und millionenweise rieselt es in feiner, weisser Wolle verbrannter Flügel am Projektor herunter, den Fischen zum Frass, Phosphor zu bilden, Licht wiederum zu geben, freilich in anderer Form, als sie es ahnten.

»Und so lang du dies nicht hast, dieses stirb und werde,
Bleibst du nur ein stumpfer Gast auf der dunkeln Erde . . .«

Crac! Der Scheinwerfer versagt. Eine Zeitlang Stille, dann von der Brücke eine Stimme: «Ohé! le projecteur, qu'y-a-t-il?« Alles still. Wiederum: »Ohé! le projecteur?« Stimme aus der Unterwelt, mezzoforte: »Sacré nom de Dieu«, laut: »Il n'y a pas de courant.« Von oben: »Mais la machine marche.« Von unten: »Mais mon projecteur ne marche pas.« Mezzoforte: »Oh, qui est-ce qui m'a fiché un parail animal de mécanicien!« Die Stimme aus der Oberwelt erscheint mit einer Funzel — (»camoufle, oh Mimmi!«) — und flucht nach längerer Besichtigung lange, eindringlich und gründlich. Der Maschinist taucht ebenfalls auf und flucht ebenfalls, aber nur halblaut. Endlich kommt jemand auf den Gedanken, die Maschinen umzuschalten — crac! — flitzt es wieder hell über die Dünen, und jeder von den Beteiligten geht wieder auf seinen Posten mit der festen Ueberzeugung, dass der andere ein unverantwortliches Kamel ist.

31. Mai. Links die Diluvialgebirge Lybiens (?), an deren Fuss eine kahle Ebene, am Ende eines Dammes die Kanalstadt, Eigentum der »Compagnie du Suez«. Ein Dutzend grosser Dampfer auf der Reede. Wir stoppen für die Post, nehmen ein paar Leute an Bord und werden überschwemmt von arabischen Händlern und dergleichen. Längsseits liegen arabische Feluken mit ihrem handlichen Lateinsegel und laden Eis und Gemüse ein, dann springt die braune Mannschaft von Bord zu Bord in ihre Boote; in wenigen Augenblicken schiesst die flinke, kleine Flotilla vor dem Winde.

Die Leute haben sich Sorolla Bastida bestellt, um ihre Boote anzustreichen, und gegen die Harmonie ihrer Gewänder ist Redfern ein Pfuscher und Pâquin ein Kind.

Zu beiden Seiten in rötlichem Duft steil zerrissene Küstengebirge; das Meer geht unter der frischen Brise etwas stärker, und mittags spielt zum erstenmal im Speisesaal die Punkah. Aber

statt sie an die Maschine anzukuppeln, lässt man sie von Boys ziehen: auch die M. M. haben ihren Zopf.

Der Abend herrlich, lau und windig. Auf der dunkeln Spitze des Schiffes bewegen sich schattenhafte Gestalten; man muss acht geben, nicht auf die Schläfer zu treten. Ganz vorn ist es frei. Rauschend und brausend, mit Kaskaden milchigen Gischtes geht die See; stampfend und schwer fällt das Schiff in das Wellental und entsteigt ihm stöhnend; die Schraube läuft ungleich — wenn sie freischlägt, erschüttert ihr Donner den ganzen Bau. Und in mir lebt ein beglückendes Gefühl des Geniessens dieser grossen schönen Natur, deren weisse Brüste in gewaltigem Atem sich entgegenwölben, ein Hymnus der Kraft, des Lebens, des Einsseins aller Dinge.

Die Soldaten an Bord veranstalteten eine Wohltätigkeitsvorstellung, welche nach dem, was ich bisher an Bord gesehen hatte, genau so ausfiel, wie ich es mir gedacht; es hatte sich niemand — trotz des Befehls des Fregattenkapitäns, welcher mir gegenüber später seine schärfste Verurteilung aussprach — der Sache angenommen; infolgedessen wurde es eine typische Vorstellung, wie man sie hier und da bei einer verbummelten Kompagnie erlebt, schlecht, langweilig und sehr ordinär. Es ist ja an und für sich ganz gleich, ob die Leute bei einer solchen Gelegenheit gut oder schlecht abschneiden, aber der kundige Thebaner erkannte sofort die typische Feldwebelwirtschaft, die bei den Leuten herrscht. Danach versuchte man zu tanzen, was aber teils an der Musik, teils an gänzlichem Mangel dieser Kunstfertigkeit, teils durch die Schiffsbewegung scheiterte.

Die beiden Fregattenkapitäne sind sehr »schwarz«, und B. sagte mir, dass an Bord seines Schiffes nur »des chansons pures« gesungen werden dürfen. Ich hätte ihm gern gesagt, er solle an General von Lindequist eine Ansichtskarte schicken.

Das Rote Meer geniesst seinen Ruf nicht umsonst; man sagte uns zwar, dass wir es verhältnismässig noch gut getroffen haben, trotzdem verursacht die leiseste Bewegung Unbehagen, und wenn man sich nach dem Bade umzieht, ist man so nass wie zuvor. An Deck schläft die Mehrzahl der Herren und einige Damen in Pyjamas und mehr oder minder geschmackvollen teagowns, Schlafröcken usw. auf deckchairs, Bänken und Matratzen. Zeitweise, z. B. während des Kohlens, wo die Luken in der Kabine

geschlossen waren und ich in Adamskostüm vor meiner Schreibmaschine sass, dürfte die Temperatur 40° R. erreicht haben, erträglich wurde es meist erst gegen 10 Uhr abends.

Djibouti, welches an Stelle des von der französischen Regierung aufgegebenen Obok vor fünf Jahren neu angelegt wurde, soll als Ausgangspunkt der Bahn Harrar—Djibouti viel Zukunft haben; der »Commissaire des postes«, mit dem ich abends an Land ging, gebrauchte dagegen zur Qualifizierung der Aussichten der Kolonie nur das Wort Cambronnes.

Djibouti besteht aus einem Gouvernementsgebäude, einer »Plaza« mit Café, Läden, Schuppen, Regierungsgebäuden und ein paar Strassen mit Buden. Die Bevölkerung ist noch sehr echt: alle möglichen Schattierungen Somalis, vom tiefsten Schwarz bis zum café au lait, mit struppigem Haar, welches durch den aufgeschmierten Kalk eine schmutzigrote Farbe erhält; als Kleidung von einem Lappen aufwärts bis zur gestickten Jacke und dem bunten Sarong. Viele Inder in weissen Jacken, das Hemd über der Hose, auf dem Kopfe ein gesticktes Cerevis, Kulis mit prächtig rotem Turban und Sarong, Somalis mit weisser Toga und langem Stab in der Hand, sauber und anständig, gross gewachsen und auffallend durch ihren schönen Gang. Am Hafen eingeborene Polizei, welche von Zeit zu Zeit den Schwarm von Jungen vertreibt, der unter unaufhörlichem Geheul in und ausser dem Wasser um Geld bettelt.

Der Abend sinkt über die Lagune; Väter sitzen vor den Türen mit kleinen belladonnaäugigen Würmern; die Kohlenleute ziehen singend heimwärts oder waschen sich am Damm, und ein frischer Wind lässt die Trikolore des Postbootes, mit dem ich an Bord zurückkehre, munter flattern. Als letzter Nachzügler kommt noch — natürlich — ein Legionär; merkwürdigerweise hat er doch Arrest bekommen. Dann geht der Anker auf, und bei auffrischender Brise geht es in den Golf hinaus. Die Backbordkabinen, deren Insassen unvorsichtigerweise ihre Luken nicht geschlossen hatten, nehmen eine See über und die Apotheke schwimmt, während Boys mit Eimern und Scheuerlappen herbeistürzen.

3. Juni. Im Morgengrauen — es regnet sogar ein wenig, was hier alle paar Jahre vorkommen soll — Einfahrt in die Bai von Aden. In prächtiger Form erheben sich die kahlen, mächtigen Felsmassen, Befestigungen werden erkennbar, und auf hohem

Flaggenmast flattert der Union Jack. In den Strassen ein lebhaftes Getriebe, Lastkamele mit Holz, Tikkagarrees (char à bancs), Parsees, Somalis, Portugiesen, Griechen, Araber und von Zeit zu Zeit ein Kamelreiter aus dem Innern, die Zügel in der Höhe des Kopfes haltend, den einen Fuss federnd auf dem Hals des Tieres. Erstaunlich schmal wirkt die Silhouette von rückwärts. Die wenigen Frauen tragen vor dem Gesicht einen dicken roten oder blauen Schleier; als ich eine photographieren wollte, trät der Mann rasch vor seine Ehehälfte und verdeckte sie. Die Turbane sitzen famos auf den scharf geschnittenen Köpfen; sehr beliebt ist ein prächtiges, leuchtendes Rot, wie guter alter japanischer Lack, aber etwas stärker in der Farbe, wahrscheinlich Anilin. Die Sarongs weiss, safrangelb oder dunkelblau; um die Wade wird vielfach ein blauer Strick braceletartig getragen. Die indische Polizei ist mit einem ausgiebigen Knüttel aus hartem Holz, in Lederfutteral, bewaffnet, trägt eine Nilpferdpeitsche in der Hand und sieht business-like aus.

Unser alter »Yang-Tsé« kohlt heute nur kurz, dafür wird Reis und Elfenbein eingeladen, schöne grosse Zähne, eingenäht in Häute, und im Raum unten zetern sehnige nackte Somalis um jeden aufgeplatzten Reissack. (Durchschnittlich jeder dritte, wo sind die Stevedores?)

In der Hauptstrasse ein indischer Händler neben dem andern, Muncher Jee, Lal-Sing usw. mit der geschniegelten Würde der zweiten Generation von Parvenus, die sich ein schlohweisses Hemd mit falschen Perlen leisten kann, während man für Muncher Jee junior, der vorläufig noch Schmutz = »chupatties« fabriziert, vielleicht schon eine Gemeinderatswürde in Madras zu erwuchern hofft, die dann wieder der ganzen Vetternschaft die Taschen füllen soll. Auch auf dem Telegraphenamt sitzt ein brauner, gefälliger »Baboo«, und wie er die Depeschen berechnet, steht leibhaftig Kiplings Haushofmeister da: »and to make it clear, I have written this apart and it is a ver-ry good account.«

Seit fünfzig Jahren werden auf Aden ungeheure Summen verwendet für Befestigungen, Anpflanzungen, Kasernements, Zisternen usw.; allein zur Blüte dürfte es kaum gelangen, ehe es nicht gelingt, die Wasserversorgungsfrage zu lösen.

Auf das Schiff zurückgekehrt, finden wir Depeschen vor, dass der Krieg beendet ist, und dass Ard Patrick das Derby gewonnen hat.

Wir haben in Aden Maroniten an Bord genommen, vom Libanon. Sie haben sich auf dem Verdeck niedergelassen wie ein Klumpen Läuse, unappetitlich durcheinander kriechend und einen Geruch verbreitend, dass man es in ihrer Nähe kaum aushalten kann. Man sollte solche Gesellschaft nicht an Bord lassen, ohne dass vorher jeder ordentlich abgespritzt wird.

Ueberhaupt ist das Schiff bedeutend überladen, und bei der mangelnden Aufsicht und Disziplin rückt die dritte Klasse immer weiter nach rückwärts. Die Verwaltung der M. M. soll nach allem, was ich höre, eine überaus faule sein, und in mancher Beziehung geradezu unsinnig arbeiten. So soll z. B. die australische Linie, welche auf jeder Fahrt 200 000 Frcs. Verlust bringt, nur aufrecht erhalten werden, weil man das betreffende Verwaltungsdepartement nicht herabsetzen will. Um nun die Fiktion aufrecht zu erhalten, dass die Linie frequentiert ist, müssen die Passagiere von Indien usw. in Colombo auf das australische Boot umsteigen. Die Agenten in Djibouti und Aden sollen ca. 17 000 Frcs. haben und sich um nichts kümmern, da ihr Fixum fortläuft; die Kapitäne haben ca. 15 000 Frcs., aber keine Pension; die Rekrutierung der Offiziere soll gut sein. Unser Kapitän ist soweit sehr liebenswürdig, aber wenn ich in der Gesellschaft etwas zu sagen hätte, würde er sein Schiff nicht lange so schmutzig behalten wie es ist.

Seit gestern im Bereich des Monsuns. Die See bricht in weissen Kaskaden über das Verdeck, mittschiffs sind Leinwandplanen gespannt; aber zuweilen kommt doch ein ordentlicher Sprühregen herauf. In einer Entfernung von ca. 100 m (nautische Messung, nicht Schätzung) folgen sich die Wellen; dazwischen drängt sich das Getümmel der kleineren Täler und Spitzen, bis der Koloss aufwölbend sie an sich reisst und in rauschendem Umsturz wieder frei gibt. Auf den dunkeln Hügelseiten laufen weisse Schaumbäche, eine Minutenexistenz, und doch jeder von ausgesprochener Form und Farbe, und da, wo die Sonne auftrifft, sieht man milchige Wolken in Quirlen gegen die schwarzen Tiefen hinunterwirbeln. In weissen Kämmen rollt es heran von der Horizontlinie, welche, brüsk steigend und fallend, schwache Magen zur Verzweiflung bringt. Aber für

den Gesunden ist dies ein Genuss, alles klingt und singt; im Schiff, im Tauwerk und den Sonnendächern summt es; in Oberbauten und Bootsdavits pfeift es hell, und Meer und Maschine vereinigen sich zu einem tiefen, kontinuierlichen Grundton, an- und abschwellend in harmonischem Rhythmus. In solchem Wetter stand vorn auf ihrer Siegesgaleere die herrliche Göttin vom Escalier Dalou im Louvre, das faltige Gewand angepresst an den wunderbaren Leib, die rauschenden Schwingen halb entfaltet, Sieg bringend, selbst den Sieg alles dessen personifizierend, was in klarer harmonischer Kraft vorwärts strebt zur Entwickelung.

Mahé, Seychelles. — Richard Louis Stevensons Treasure Island erhebt sich aus den Wellen; die weisse Brandung steht vor den Riffen und in schönen klaren Formen steigt, von üppiger Vegetation bedeckt, die Küste an, um in den höheren Lagen in prächtige Felsformationen überzugehen. Eine Segelfahrt von vier Kilometern bringt uns an die Mole. Rechts und links Lagune und Schlick, auf dem Tausende von Krabben herumhuschen. Die Strassen bestehen grossenteils aus Holzbuden mit Schilfdächern, das »Hotel des Princes« erfreut sich einer Fassade aus roten Brettern und eines ersten Stockes; daneben gibt es vielleicht noch drei bis vier feste Gebäude, wie Post usw. Die zwei stattlichsten Bauten sind zwei Gefängnisse — eines, leiblich für die politischen Gefangenen, wie birmanische dacoits, Wazirih mullahs, indische Prinzen und Hofleute, die mit Gift komplizierte Sukzessionsfragen zu vereinfachen suchten und andere asiatische »undesirables«, welche die englische Regierung teils auf den Andamanen, teils hier unschädlich macht, das andere ein Gefängnis für den Geist: die Kirche, ein kahler Bau im Jesuitenstil, nüchtern und reizlos. Und tritt man hinaus, so rankt es empor in herrlichster Fülle, Palmen und Orchideen, Lianen und Azaleen, flimmernd in Licht und Sonne, strotzend von Saft, blühend in Schönheit, ein hohes Lied der schöpferischen Natur, der es ein kleines wäre, in wenig Jahren den Menschentempel zu überwuchern, so dass er nur mehr ein grünender Hügel wäre — wie so viele andere Tempel es vor ihm geworden sind, wo ebensolche Menschen Zeus oder Buddha, Ganesch, Vitzliputzli oder Jehova verehrt haben, mit der festen Ueberzeugung, dass jedesmal sie und nur sie allein den einzig richtigen und echten Patentgott besitzen, bis wieder einer kam

und rief: »Allah ist gross und Mohammed ist sein Prophet!« oder »Evviva il Papa-Re, morte ai Tedeschi!« — denn es ist das Typische an jedem richtigen und waschechten Dogma, das sich respektiert, dass es den bösen Konkurrenznachbar möglichst bekämpft. Aber die andern Tempel sind gefallen vor dem Zahn der Zeit, und so wird auch dieser einst für freiere Geschlechter nur mehr ein Wahrzeichen sein. Und dann wird wohl auch dieses kindliche Völkchen verschwunden sein, das bedürfnislos hier ein relatives Schlaraffenleben führt. Fruchtbäume und die See gewähren ihm reichliche und leckere Nahrung, und einige Jahre mässiger Arbeit ermöglichen jedem, den Rest seiner Tage in sorglosem Nichtstun zu verbringen. Alles lächelt, vom grossäugigen Piccaninny bis zum verschrumpften Graukopf; kein Bettler, kein Backschischrufen; ein freundliches »Salaam«, ein gefälliges Ausweichen, fröhlicher Scherz in dem weichen, kindlichen »Créole«-Französisch.

Die Hauptperson in Mahé ist Mr. Baty, Kohlen- und Schildkrötenhändler, Grossgrundbesitzer, Kontraktor, Konsul, kurz, ein kleiner König und sehr stattlicher Herr. Er erzählte, dass er in München studiert habe und von dort auf die Universität nach Salamanca gegangen sei. Als seinerzeit Mahé an das Kabel angeschlossen wurde, brauchte er (als Unternehmer) einige hundert Leute, um es an Land zu bringen. Er liess nun ausrufen, dass er, Mr. Baty, die sämtlichen farbigen Einwohner von Mahé einlade, an der grossen Feierlichkeit teilzunehmen, welche mit dem Akt verbunden sei, der Mahé mit der Zivilisation verknüpfe, und dass er jedem gütigst erlauben wolle, ohne Entgelt ein Stück des Küstenkabels auf seinen Schultern zu tragen. Und die gesamte farbige Bevölkerung rückte aus, in Feiertagsgewändern, um das schwere Kabel an Land zu schaffen. Ich dachte bei der Geschichte an unsere Fronleichnamsprozession in München und die Leute, die den »Himmi« tragen. Als Kuriosum dürfte übrigens für Nichtmünchener zu verzeichnen sein, dass es im Volk für glück- oder unglückbringend im kommenden Jahr gilt, je nachdem besagter »Himmi« — ein schwer gestickter Baldachin(himmel), der über dem Erzbischof von »Pilgern« getragen wird, — mehr oder weniger schwankend oder gerade um die Ecke einer sehr engen Gasse herumgebracht wird. Einen dieser »Himmiträger« kannte ich als Junge gut; er war ein sehr vielseitiger Mann, bei Tage Portier im Nationalmuseum, abends

Logenschliesser im Hoftheater, Vorstand eines katholischen Männervereins und vor allem »Himmiträger«. Merkwürdig ist, dass man in Niederösterreich, speziell in Wien, einen Stromer und Landstreicher »Pülcher« nennt. Es scheint, dass das Pilgertum nicht immer mit den lautersten Absichten betrieben wurde.

Madagascar. Diego Suarez. — Eine weite Bai, umschlossen von spärlich bewachsenen rötlichen Höhenzügen, im Charakter japanischer Vasengemälde. Im Hafen der Kreuzer zweiter Klasse »Catinat« mit dem typisch französischen Rammsporn, weiss und sauber. Mr. Moinards Schlepper bringt uns an Land.

Der Ort Diego Suarez liegt an einem ziemlich steilen Hang und ist noch sehr primitiv: Palmhütten, Zäune aus alten Fassdauben, Leinwandbuden, Lattenverschläge. Von dem Gipfel des Hügels zum Hafen hinunter schlängelt sich eine Schmalspurbahn, auf der die französischen Unteroffiziere in der Weise verkehren, dass sie oben die Carrete ins Rollen bringen und dann wie das heilige Donnerwetter herunterrasseln. Als einzige Vorsichtsmassregel steht vorn ein Mann mit einer Mütze voll Steinen, mit denen er nach Hühnern und Eingeborenen wirft, die auf dem Gleis stehen. Für Europäer bequemt er sich, zu rufen.

Oben wird es etwas besser, einige Steinbauten, das Comptoir National, ein Hotel (innen aber ist's fürchterlich) und »la grande Rue« mit dem »Café de Paris« und einigen indischen Bazars. Auf der gelben, staubigen Strasse ziemlich reger Verkehr, zweiräderige Karren mit den höckerigen Ochsen (Ombey) im Gabeljoch, Frauen in bunt bedruckten Kattungewändern (Lambas), feiste Inder, viele, unbeschreiblich magere Hunde und sehr viel Staub.

Auf der Post sagte man uns, dass es besser sei, alles einschreiben zu lassen, Depeschen kosten hier nur 4,60 Frcs. das Wort gegen 10,33 Frcs. in Djibouti und 8 sh. in Aden.

Bei Mr. Moinard grosses Pfarreressen mit sehr gutem Bordeaux in einem kühlen, dunkeln »Salettl«; auf dem Zaun sitzt ein niedlicher grauer Maki und knabbert an den Früchten.

Diego soll nur als Flottenstützpunkt wichtig sein, als Handelsplatz hält man nicht viel von seiner Zukunft. Gelegentlich der Faschoda-Episode wurden ca. 6000 Mann hierher gelegt, welche man seither belassen hat; die ganze Bai wird im Kreuzfeuer von ganz modernen Schnellfeuerbatterien beherrscht; ausserdem

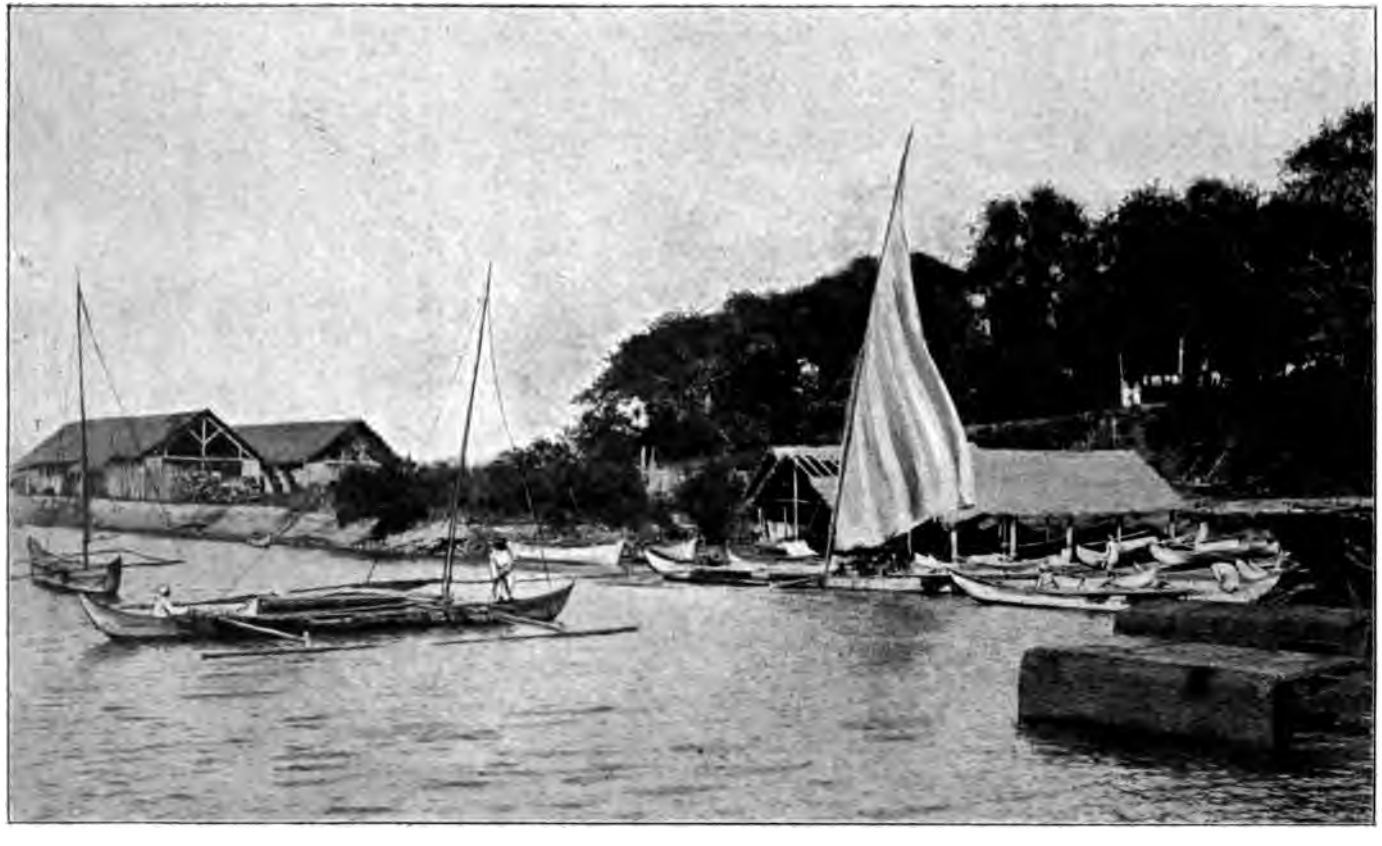
soll die Einfahrt für grössere Kriegsschiffe nicht ohne Schwierigkeiten sein.

Nosibé gilt als die Perle von ganz Madagascar in bezug auf landschaftliche Schönheit. Die Insel liegt ca. zehn Stunden südlich von Diego; auch hier ist die Reede von ansehnlichen Höhenzügen fast völlig umschlossen, die bis zum Gipfel in sattestem, frischem Grün prangen. Es ist der tropische Urwald in seiner ganzen Pracht, hochstämmige Palmen, Schlinggewächse, Pali-

Nosibé. Hauptallee.

sander und Tamarindenbäume mit weissen, knorrigen Stämmen, dazwischen üppiges Unterholz mit handgrossen, purpur leuchtenden Blumen zwischen den saftigen, lackglänzenden Blättern. Um unser Schiff drängen sich die schmalen, langen Piroguen mit dem Ausleger, einem seitlich als Balance schwimmenden Baum an ca. 3—5 m langen Stangen und einem ziemlich grossen dreieckigen Segel.

Von dem neu erbauten und modern beleuchteten Hafendamm geht es einen kleinen Hügel hinan zum Cours de Hell, einer



Segelpiroguen mit Auslegern im Innen-Archipel von Nosibé.

prächtigen, vierfachen Allee von saftgrünen alten Mangobäumen; beiderseits liegen alle öffentlichen Gebäude, meist weiss und sauber, mit lattengeflochtener Veranda in üppigen Gärten. In der Kirche liest heute der Erzbischof von Madagascar, der mit uns ankam, die Messe, und die schwarze Jugend betrachtet mit ehrerbietiger Scheu den violettseidenen Fauteuil, der für Monseigneur bereitgestellt worden ist.

In grossem Bogen zieht die Hauptstrasse der Küste entlang; ich biege in eine Seitengasse ein, still und schattig, die Luft schwer und drückend. Hähne krähen auf den Höfen; auf einer Schwelle schläft eine unförmlich fette Frau, in weissem Kattun, während das braune Kind eifrig und ernst sich bemüht, mit den Händen ein Jauchebächlein abzudämmen, das sich aus dem Hause herunterschlängelt.

In einem grossen, käfigartigen Lattenverschlag stehen einige Männer mit Beilen vor einem Brett mit grossen Fischen; die Käufer feilschen durch das Gitter, und wenn sie einig geworden sind, schwingt einer sein Beil und hackt mit einer wilden Geste das betreffende Stück ab. Zwischen den Fischen schläft ausgestreckt ein grauhaariger Alter mit einem zerlumpten grünen Sonnenschirm, friedlich schnarchend, scheinbar eine Art Marktaufseher oder sonstige Respektsperson; denn man wehrt sorglich die Fliegen von ihm ab. Einige Schritte weiter entdecke ich die Provenienz der Fische: ein steiler Pfad führt zu einer kleinen, lianenüberwucherten Felsenbai hinunter, in der einige Segelpiroguen schaukeln; der Fang schwimmt — eine Raphiaschnur durch die Kiemen — hinter den Barken; es sind ziemlich grosse, schellfischartige Tiere.

Die Wellen spülen leise auf den feinen gelben Sand, und in der Weite dehnt sich blau und glitzernd die Bai; kein Blatt rührt sich an den Bäumen; ein Gecco (grosse Eidechse) liegt auf einem Stein und sonnt sich; sein weisser Kropf spielt auf und nieder wie der Anker einer Uhr. Und aus dem stillen Unterholz tritt Böcklins Mittagsgespenst, das Einhorn, welches umherstreifen darf, so lange der grosse Pan schläft, und das grelle Licht spielt auf den weissen Brüsten seiner Reiterin, die sich heben und senken, leise und rhythmisch, wie die Wellen am Strande; die grünen Augen starren geradeaus, rätselhaft, unergründlich, nach jenen weiten blauen Inseln am Horizont — sind es wohl die Gefilde der Seligen? Und Böcklins ganze Zauberwelt wird

Nosibé, Innenarchipel mit Fischerdorf.

lebendig in dieser sonnigen Stille; vita somnium breve, murmelt das Rinnsal irgendwo im Grünen, und zwischen den Zweigen schimmert es rot wie der Mantel des Reiters auf dem herrlichen Tryptichon. Weiter drüben, wo der Korallenstrand so weiss erblitzt, reitet wieder einer, der Abenteurer auf schwarzem Ross; heute nacht wird er auf dem Horn blasen auf der Halde, während die Frau des Korsaren sich von ihrem Lager aufrichtet und hinüberlauscht nach dem verlorenen Glück. Und Klingers Brahms-Sinfonie ersteht: Die Evokation bevölkert den Horizont mit schwebenden Gestalten; über die Wellen schwebt Merkur und der Adler; im Reihentanz schlingen sich die Feiernden im Frühjahrsfest. Die Primavera Botticellis lebt in der Erinnerung auf und über tausend unbewusste Uebergänge streifen die Gedanken rückwärts zum letzten Sommer, einem stillen heissen Vormittag in Rom, im Vatikan. Das Zimmer Cesare Borgias mit Pinturicchios Fries von marmornen Stieren, handlich neben dem Tisch in der Ecke das schwere, prächtige, eisengeschnittene spanische Rapier Cesares, der kleine Mosaiksitz am Fenster und der riesige, einsame, grasbewachsene Palasthof mit den murmelnden Brunnen . . .

Eine Frucht fällt aus der Palme, meine Eidechse huscht in ihr Loch, und ich kehre in die Wirklichkeit zurück.

In oder vielmehr vor Majunga brachte es unser Kapitän — wir hatten in Diego gewechselt und die »Gironde« genommen — fertig, volle drei Tage liegen zu bleiben, da er mit der Ladung nicht fertig wurde; trotzdem soll beinahe bei jeder Post ein guter Teil der Güter falsch geladen werden und verspätet ankommen; die Klagen über den schlechten Dienst sind allgemein.

Da in Majunga Pest ist, liegen wir in Quarantäne und dürfen nicht an Land; der Generalgouverneur Gallieni schickt uns zwei Offiziere in einer Barkasse, um uns mitzuteilen, dass wir in jeder Hinsicht die Unterstützung der Regierung haben und jederzeit Eskorten usw. nur telegraphisch zu avisieren brauchen.

Mr. W. und Frau kommen an Bord, ebenso der englische Vizekonsul, unser Agent in Majunga.

Wiederum zwei Tage Fahrt, es wird merklich kühler; seit Marseille habe ich jede Nacht unter freiem Himmel auf Deck geschlafen, herrlich.

Wir ankern vor Morondava. Das Meer ist ziemlich bewegt, trotzdem ist der Dampfer umringt von Piroguen, welche noch bei sehr schwerer See verhältnismässig sicher sind. Zwei gute Ruderer bringen uns in ca. 20 Minuten über eine kleine Barre ans Land, i. e. auf die Düne, hinter welcher nochmals ein Brackwasserarm liegt, den man auf den Schultern von Eingeborenen überschreitet.

Bei Hochflut geht das Meer bis an die Häuser. Morondava besteht aus einigen Wellblechhütten, indischen Stores, ein paar Faktoreien und einem Tirailleurposten, alles in fusstiefem, glühendem Sand; ein trauriges Nest.

Mr. Samat bewirtete uns in seiner Case mit Champagner und

Majunga. Habseligkeiten der Pestkranken werden weggeschafft.

Kokosnusswasser (ca. ¾ Liter pro Nuss, kühl und nicht übel); er ist ein ziemlich dunkler Kreole, lebt seit 37 Jahren auf der Insel und ist eine Art Patriarch, hat 14 Töchter und von so ziemlich allen Europäern im Süden der Insel ca. 50 Enkel und Enkelinnen, von denen er uns etwa zehn vorstellte, einige davon ganz reizend, mit mattbraunem Teint und prachtvollen Augen. Zwei, deren Väter ein Norweger bzw. ein Engländer waren, waren besonders schön. Seine Gastfreundschaft soll sehr weitgehend, aber nicht billig sein. Für seine »Verdienste während des Aufstandes« wurde er mit der légion d'honneur dekoriert.

Maintirano, kleiner Küstenort. — Colonel Lavoisot, der Kommandant du cercle de Tulear (Regierungspräsident, zugleich Gouverneur, höchste Militär-, Zivil- und juristische Instanz der Provinz) nebst Frau, einer lebhaften, kleinen, sehr hübschen Spanierin, und Mr. Bastard, der Resident von Ankazoabo, kommen an Bord. Sie haben eine Inspektionsreise gemacht, und Madame Lavoisot ist siebzehn Tage im Herrensattel auf einem Maulesel geritten.

Tulear, das vorläufige Ziel unserer Reise. Der Hafen wird weit hinaus von Korallenriffen geschützt, an denen beständig, wie eine mächtige weisse Mauer, die Brandung steht. Wir gehen in einer Pirogue an Land, aber da Ebbe ist, kann auch diese auf dem sehr flachen Strand nicht nahe heran, und Filanzanas bringen uns ca. 600 m weit über den Schlick an die Küste.

Tulear, der bedeutendste Hafen und Handelsplatz des Südens, besteht erst seit wenigen Jahren, hat sich aber sehr rasch entwickelt. Ursprünglich sassen alle Händler einige Meilen weiter auf einer Insel, Nossi Ve, und nicht selten, noch in den neunziger Jahren, kamen die Mahafalykönige des Südens mit Kriegspiroguen und nahmen, was ihnen gefiel. Ein Mr. T. (der Mann meiner Wäscherin) fiel bei einem Versuch, ins Innere des Mahafalylandes einzudringen, in Gefangenschaft und wurde von den Frauen der Eingeborenen drei Tage lang einer ebenso galanten als tragikomischen Prozedur unterworfen, infolge deren er etwas trottlig geblieben ist. Mr. Bastard gelang es erst im Jahre 1897, das Gebiet zu erschliessen.

Tulear liegt auf und hinter einer ca. 20 m hohen Sanddüne, deren fusstiefer, feiner loser Sand jegliches Gehen sehr beschwerlich macht. Am Strande haben die grossen Firmen ihre Warenhäuser und Kontore, die Messageries, der Zoll, die Residenz, Soost & Brandon, Cie. Marseillerse usw. Oberst Lavoisot bewohnt die geräumige dreistöckige Residenz; das neue Steinhaus des zweiten Kommandanten soll zugleich als Zufluchtsort im Fall von Unruhen dienen. Noch vor wenigen Monaten munkelte man, dass ein Aufruhr bevorstehe, aber Rapipi, der einflussreichste Häuptling der Gegend, verhielt sich ruhig, und es kam zu nichts. Den Zwischenhandel zwischen dem Konsumenten und den grossen Häusern vermitteln Inder und Griechen, deren Stores eine leidliche Auswahl bieten. Goolam Ali, unser Faktotum, der seine ganze Vetternschaft um sich hat, ist ein überaus rühri-

ger und gewandter Kaufmann. Der Inder hat ausser seinem Geschäft meist noch 20—30 kleine Agenten, von denen jeder nur ein paar Stück abzusetzen hat; sie sollen hier im Süden im allgemeinen pünktliche Zahler sein.

Die Lebensmittel werden von den Eingeborenen in äusserst kleinen Quantitäten auf den Markt gebracht: Voraus kommt der Vater mit einem Korb Fische; die Mutter trägt Gemüse, die Kinder ein Mass Manioc, Patates oder Eier, und das Kleinste zerrt noch ein Stück Zuckerrohr hinterher; mit den Händen wird der Sand ein wenig ausgehoben, die Ware hineingelegt, und nebeneinander, je nach der Ankunft, lassen sich die Verkäufer auf die Hacken nieder und feilschen um »grochou« (gros sous = 10 ct.) und »quachou« (4 sous). Am Marktplatz hat Madame

Bara, seine Einkäufe vom Markt heimtragend.

Lescure ihr Restaurant, eine Oase in der Wüste, wo auf tadellosem Tischtuch die beste französische Küche serviert wird, vermischt mit lokalen Delikatessen — gezuckertem Kürbis, Seeigeln, Bananen, Langusten (50 ct.!), Austern (sehr klein, aber gut, Stück 1 ct.). Diese Perle von Wirtin verdient ein Monument. Circa 300 m landeinwärts steht auf einem kleinen Sandhügel unser Haus: vier Zimmer ohne Glasfenster, nur mit Jalousien, aber immerhin weit besser als die landesüblichen »pailottes«, die Herbergen tausendfältigen Ungeziefers. Das W. C. besteht aus einem Windschirm mit einer Konservenkiste von Felix Potin und darunter eine alte Petroleumkanne, welche morgens jeweils ein struppiger, kettenklirrender Strafgefangener, eskortiert von den

unvermeidlichen militiens mit umgehängtem Gewehr, abholt. Da die Türen vorläufig keine Klinken haben und es einem bald zu langweilig wird, immer auf- und zuzuriegeln, so lässt man eben ruhig offen, und besonders des Morgens begrüsst man sich hier und da in sehr komischen déshabillés.

Am Nachmittag unserer Ankunft brachte ich mit einem »Boutre« = Lugger (Goelette) unser ganzes Gepäck — 32 Stück — von der »Gironde« an Land respektive an die Schlammgrenze, wo es auf dem Rücken von Trägern heraus und nach wildem Feilschen in das Haus gebracht wurde. Merkwürdigerweise fehlte

Baratypen. Tulear.

kein Stück. Lina, die Jungfer (aus Zobten, Schlesien!), sass mit einem grünen Sonnenschirm und Tropenhelm als Wache oben auf dem Kofferberg im Kutter, während ich die Träger an Land zusammentrommelte, wobei ich ca. 500 m bis an den Leib durch das Wasser waten musste, da keine Filanzane zur Stelle war. Nunmehr hat der Oberst einen ständigen Dienst eingerichtet. Im Hafen wird fleissig an einer Mole gearbeitet, die 625 m weit hinausgehen und den Goeletten unmittelbar das Löschen ermöglichen — soll. Erleben wird es niemand!

2. Juli. Es ist beschlossen, dass ich mit W. H. Dufty, einem Australier, der in Südafrika Minenmann war, nach Ankazoabo gehen soll, um die dortigen Verhältnisse zu studieren und, wenn möglich, im Innern der Provinz Märkte zu eröffnen und einige Dampferladungen Stiere zu kaufen. Rasch wird gepackt. Ich kaufe noch einen leichten Leinwandhut, der mir abends und morgens an Stelle des schweren Helms unschätzbare Dienste geleistet hat, und es könnte losgehen, wenn die Burjanes (Träger) da wären. Erst spät abends gelingt es, 22 zusammenzubringen, von denen jedoch während der Nacht fünf wieder entliefen; nun heisst es abermals warten, bis die Behörden in das Bureau kommen; wir bekommen fünf neue Leute, die Namen werden registriert, die Verheirateten erhalten 1 Piaster (5 Francs) Vorschuss für ihre Familien, und endlich setzt sich die Karawane um 10 Uhr morgens in Bewegung:

1 Zelt und Kochzeug mit 2 Trägern,
1 Feldbett und Reis mit 2 Trägern,
2 Kisten mit je 10000 Frcs. in Silber mit je 2 Trägern,
1 Wäsche- und Konservensack mit 2 Trägern,
1 Wäschesack mit Decken mit 2 Trägern,
2 Filanzanes mit je 6 Trägern,

sowie Duftys Boy. Dieser und Atzenga, der chef de burjanes, sprechen leidlich französisch. Die Namen unserer Leute sind:

Rabé aus Ankilevalo,
Ralahy aus Belimboka (sprich Belimbuck),
Bessoka aus Ankilevalo,
Dzouma,
Kavelombiassa aus Ankilevalo,
Rabila,
Sikelés aus Ankilevalo,
Nova aus Ankoronga,
Mahavimby,
Midrinótsy aus Ankoronga,
Ningining aus Ankoronga,
Moutavoútsa aus Ankoronga,
Sifantára aus Besacoa,
Vossoúrko,
Káka aus Betella,
Daniel aus Jala,
Lahympásse aus Kafoak,

Mahaúky,
Mihály,
Mahimbélse,
Tanonóssa.

Wir durchschreiten die sandige, kaktusbewachsene Zone hinter Tulear und kochen unser erstes Mittagsmahl unter dem Schatten des »Riesen-Banyan«. Dies ist ein gewaltiger, lindenartiger Baum, dessen Luftwurzeln wieder zur Erde herabkommen und zu neuen Bäumen erstarken, so dass der Umfang des ganzen

Aufbruch aus dem Lager früh 6 Uhr in Behompy (Ritt nach Vineta). Das Haus links vorn ist die case des voyageurs.

Komplexes von zusammenhängenden Bäumen ca. 500 m betragen mag und an einen säulengetragenen Dom erinnert. Nachmittags durchwaten wir, i. e. unsere Träger den Fiherengafluss und erreichen um 5 Uhr das Dorf Vorondreo oder Behompy.

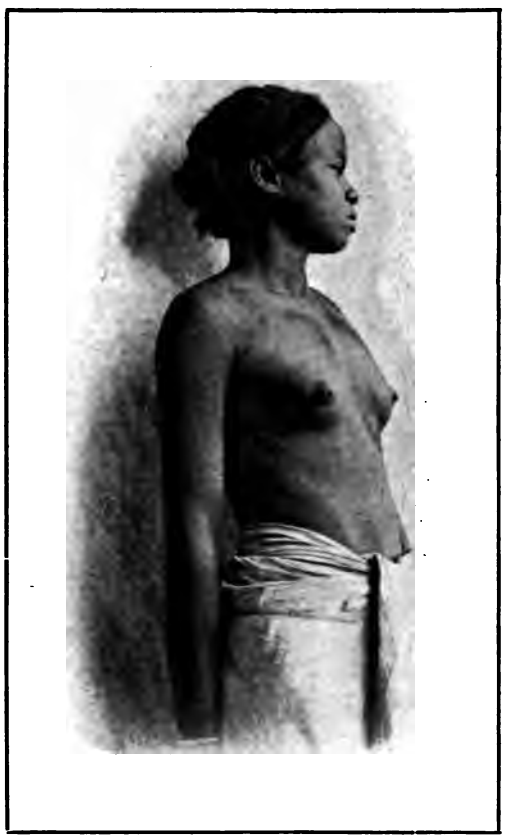
Es besteht aus kleinen Strohhütten und liegt unter prächtigen Bäumen versteckt am Ufer des Flusses. Bis die Lasten geöffnet und das Zelt aufgestellt war, wurde es dunkel, und während wir am Feuer unser Nachtmahl kochten — ein Huhn, das

uns beim Betreten des Dorfes überreicht worden war — kam der »chef de village«, in eine rote Decke gehüllt, kauerte sich auf eine Matte und begann ein »Kabary« (Unterhaltung, Verhandlung). Anfangs war er sehr scheu, da er glaubte, wir wollten sein Vieh wegtreiben, wurde aber rasch zutraulich, nachdem er ein kleines Geschenk erhalten hatte. Mittlerweile war es 9 Uhr und völlig Nacht geworden, und da ich in der Ferne Gesang und Trommeln hörte, erkundigte ich mich nach dem

Bara-Ringkampf.

Anlass und erfuhr, dass man eine Beschneidung feiere. Ich ging dem Klang nach und fand nach etwa zehn Minuten hinter mannshohen Kaktushecken eine Anzahl Hütten und Feuer, bei denen es sehr lebhaft zuging. Nach dem Rhythmus einiger Tamtams und eines sehr schön klingenden Hornes tanzten die jungen Leute, Mädchen und Männer je für sich im Kreise hintereinander gehend, unter rhythmischem Gesang und Händeklatschen. Plötzlich brach die Sache ab. Wie mir ein Mann, der Tirailleur gewesen war und ein wenig französisch radebrechte, versicherte,

weil die »Damen« beleidigt waren und nicht mehr mittun wollten. Es entspann sich nun ein wütendes Gezänke, hauptsächlich zwischen den älteren Frauen, und die beiden Parteien zogen auf eine Sandbank am Fluss hinaus, wo ein alter Mann die Mädchen im Kreis um sich setzen hiess und sie zu besänftigen suchte. Während dieser Verhandlungen ging ich zu den jungen Männern hinüber, die bei dem schwachen Mondlicht »ringa« spielten. Hierzu wird ein Kreis gebildet, irgend jemand intoniert einen monotonen Chorus, in den alle händeklatschend und zischend einfallen. Der Rhythmus wird immer rascher, plötzlich springt einer in die Mitte, wirft die Lamba ab und fordert, unablässig singend, zischend und tanzend, einen andern zum Ringkampf. Während nun beide kämpfen, umdrängen sie alle andern ganz nahe und eifern sie auf alle Weise an. Der Sieger nimmt eine herausfordernde (wie mir scheint, hieratische) Stellung ein und singt ein Triumphlied, bis wieder ein neuer Kämpe auftritt.



Baramädchen.

Von Minute zu Minute wird die Szene wilder, die Gesten leidenschaftlicher; der Tanz hat offenbar eine grotesk-erotische Bedeutung. Neue schlanke, nackte Gestalten gleiten in den Ring, das Tamtam dröhnt unter der Faust des Künstlers, und bei dem schwachen Licht verschwimmen die Konturen in dem wildbewegten Ganzen. Der Eindruck ist unvergesslich. Ich kehrte zu den »Damen« zurück, welche mittlerweile selbst das Wort er-

Maschikurenmädchen. (Tulear.)

griffen haben und — merkwürdigerweise eine nach der andern, mit unglaublicher Zungenfertigkeit auf den Alten einreden. Endlich erscheint eine Einigung erzielt; alle springen händeklatschend auf, wie in der Oper, wenn der Tenor seine Arie beendet hat und das Ballett abgeht, und hüpfen, paarweise singend, an die Hütten zurück. Ich hatte meine Laterne angezündet, aber niemand nahm an dem Fremdling Anstoss, kaum dass einige der »Damen«, deren Toilette bei dem Tanz etwas sehr dürftig geworden war, lachend ihre »Lambas« ordneten.

Diese Baramädchen sind, so lange sie noch jung sind (12—15 Jahre) zum Teil recht hübsch, haben eine sehr nette Figur, feine Hände, sind überaus kunstvoll und sauber frisiert und scheinen ein heiteres, gutmütiges Temperament zu besitzen. Elles ne sont pas difficiles. Die hübscheste hiess Natirenka, soll etwa zwölf Jahre alt sein. Sie bat mich, ihr einen Piaster und eine Schachtel Streichhölzer zu schenken und schien sehr erfreut, als ich ihren Wunsch erfüllte. Wenn sie damit in ihrer Strohhütte spielt, kann sich Vorondreo gratulieren. Man sagt mir jedoch, dass im allgemeinen die Malgaschen eben wegen der leichten Bauart ihrer Hütten sehr sorgsam mit dem Feuer umgehen.

Im Zelt wurde es gegen Morgen trotz der Decken empfindlich kühl und ein mit Whisky gemischter Kaffee war äusserst wohltuend. Noch im Morgengrauen durchschritten wir abermals den Fiherenga (ca. 600 m breit, 60—120 cm tief), und nun begann ein vierstündiger, äusserst mühsamer Aufstieg auf kaum erkennbarem Saumpfad, durch dichtes Unterholz, über scharfe Felsen und trockene Rinnsale. Alles Gestein hier ist Korallenfels und muss lange Zeit Brandungsgebiet gewesen sein, denn es ist überall von kreisrunden, oft metertiefen Löchern durchsetzt, auf deren Grund ein harter, runder Kiesel liegt, welcher sich unter der stetigen Bewegung des Wassers in den weicheren Korallenfels eingeschliffen hat. Es ist dasselbe Phänomen, welches man im Gletschergarten von Luzern vorfindet — glücklicherweise ohne den übeln Löwen Thorwaldsens. Möglicherweise ist es aber auch die Aktion des Tropenregens.

In diesen Löchern findet man oft, wenn alles sonst ausgetrocknet ist, klares, kühles Wasser, hierzulande etwas sehr seltenes. Jenseits des Höhenkammes verändert sich das Landschaftsbild vollkommen: soweit das Auge reicht, welliges Grasland,

parkartig mit grossen, schönen Bäumen durchsetzt, meist Tamarinden oder Akazien, hier und da ein tiefgrünes Bukett wilden Kautschuks.

Gegen Mittag erreichen wir einen Brunnen, Androvinal. Die Gegend ist im Umkreis von anderthalb Tagereisen beinahe ganz wasserlos; wir werden prospekten und eventuell graben lassen. Besagter Brunnen ist nämlich nur ein ca. 3 m tiefes Loch, auf dessen Grund eine grüne, stinkende Pfütze fault. Vor uns im Tal prasselt und faucht ein Buschfeuer; gierig lecken die roten Zungen, bald hoch aufschlagend, bald schlangenartig weiterzüngelnd im trockenen Gras, und meilenweit sieht man die bläulichen Wolken über das Land ziehen. Man brennt das über mannshohe Gras ab, damit frische Triebe als grünes Futter nachwachsen. Grosse Raubvögel umkreisen furchtlos das Lagerfeuer; selbst ein Schuss schreckt sie nicht ab.

Den ganzen Nachmittag durchzieht der Weg ausgedehnte Wälder, in denen Schwärme von grauen Papageien hausen. Gesotten, geben sie eine ausgezeichnete Suppe; aber das Fleisch ist schwarz und zähe. Unterwegs schoss ich eine junge, ca. 2,20 m lange Pythonschlange (Boa constrictor), welche einen sehr hübschen Gürtel abgeben wird. — Die Dunkelheit brach herein, ehe wir unser Ziel erreicht hatten, und nun galt es, abseits vom Wege mit einem Windlicht (photophore) das Sumpfloch zu finden, welches für die Burjanes Wasser liefern soll. Ich führe eine filzumhüllte Aluminiumflasche mit, in welcher die Verdunstung das Getränk prächtig kühl erhält.

Merkwürdigerweise gelang es, auch in der Finsternis die Stelle zu finden; allein nun wollten die Burjanes nichts mehr von Arbeit hören, bis sie energisch eines besseren belehrt wurden. Dann ging es wie der Blitz, das heisst ein malgassischer Blitz, der noch immer relativ langsam ist.

Es ist ein übles Pack, feig, faul und gefrässig. Der Malgasche des Südens ist von der Kultur noch beinahe gänzlich unbeleckt. In Tulear und der unmittelbaren Umgebung der Küstenplätze hat er etwas Zivilisation angenommen, ich glaube, nicht zu seinem Vorteil; ich habe die Erfahrung gemacht, die mir von vielen Seiten bestätigt wird, dass, wenn ein Farbiger eine Hose und einen Hut hat, er schon nichts mehr taugt. Abgesehen davon, hält er seine Lamba verhältnismässig sauber, aber es fällt ihm nie ein, ein europäisches Kleidungsstück zu waschen

oder abzulegen, ehe es ihm vom Leib fällt. Im Innern bei den Machikurs und den Bara Imamono (d. h. Assassins) findet man nicht selten eine relativ ruhige Würde, bei den Vèzos, welche hauptsächlich die Bevölkerung von Tulear ausmachen und alle häuslichen Arbeiten verrichten, ist Kriecherei und Unverschämtheit gemischt wie bei einem Lakaien. Auch sind sie infolge allerlei

Barahäuptling, auf zwei Speeren aufgelegt schiessend.

schlechter Einflüsse körperlich bedeutend schlechter gebaut als die reinere Rasse im Innern.

Gegen Mittag senkt sich der Pfad in ein weites Tal, auf dessen Grund ein munteres klares Flüsschen, die Vineta, sich hinschlängelt, und mit Wonne wurde ein langentbehrtes Bad ge-

nommen, nachdem die Eingeborenen versichert hatten, dass es hier keine Alligatoren gäbe.

Auf dem jenseitigen Hügel liegt Vineta, die »Concession« des Mr. Richard, in dessen gastfreundlichem Hause wir den Tag verbrachten. Seine Mutter ist eine persische Prinzessin, und sein Bruder folgte dem Vater in dem Posten eines Domänendirektors des Schahs.

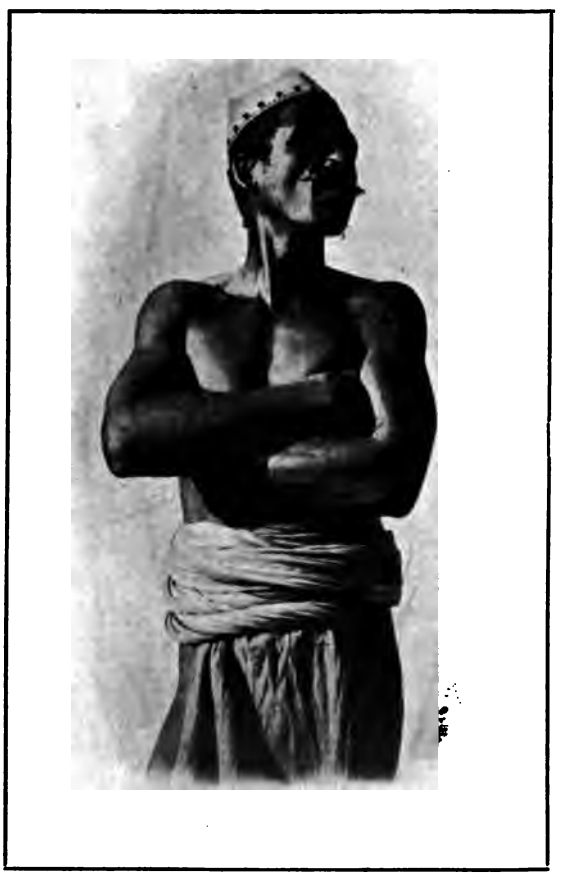
Abends schoss ich einige »Fanys«, fliegende Hunde, kleine, fette, fuchsartige Tiere, mit grossen schwarzen Fledermausflügeln von etwa 1,20 m Spannweite, ihr Flug ähnelt dem des Raben, im Geschmack erinnern sie an Lapins.

Bara (aus dem Süden).

Kurz vor Vineta liegt ein Wald, welcher jetzt noch der Schlupfwinkel von allerlei Uebeltätern ist; noch vor drei Monaten wurde in einem Hohlweg die (eingeborene) Post beraubt und zwei Mann getötet, seitdem geht sie unter Milizeskorte. Unsere Leute waren sehr ängstlich; wir nahmen sie in die Mitte, ich mit dem Gewehr an der Spitze und Dufty mit dem Revolver als Nachhut, obwohl man Europäer und Bewaffnete kaum angreifen dürfte. Auch sind die Silberkisten zu schwer, um sie wegzuschleppen; zwei Mann können 10 000 Frcs. gerade noch tragen. Abends werden die Kisten in das Zelt gebracht und dienen als Ess- und Waschtisch. Banknoten oder Gold werden im Innern nicht angenommen, nur 5 Frcs. (Piaster). Das neu geprägte Geld findet selbst in Tulear nur ungern Annahme. Nur die Inder kaufen gern Gold, um es als Schmuck mit Gewinn weiter zu verkaufen. Der Begriff des Geldes ist überhaupt im Innern und Süden noch sehr wenig verbreitet, und nur an

der Küste beginnt sich das Verständnis für die bequeme Werteinheit zu entwickeln.

Kurz hinter Vineta stossen wir auf ca. 400 Baras, die unter Leitung eines Sergeanten die grosse Chaussee nach Ankazoabo fertig stellen. Mit einem schaufelartigen, eisernen Instrument (Engady), wie es in Bayern zum Kartoffelstampfen benutzt wird, und das am oberen Ende häufig eine Lanzenspitze trägt, wird die Erde ausgestippt und dazu ein monotoner Chor gesungen. Die Chaussee ist etwa 15 m breit, von Gräben eingefasst; über die Schluchten sind Brücken gelegt, zum Teil mit Beton und Ziegeln.*) Die grösseren Flüsse müssen durchwatet werden. So wiederum der Fiherenga, bevor man nach Manera gelangt; es geniesst den Ruf, das ärgste Fiebernest im Süden zu sein.



Bara (aus dem Süden).

Manera. — Wir machten hier bei dem sergeant de poste Mittag. Ein höflicher, bescheidener Mann, der schon überall gefochten hat, in Anam, Senegal, Dahomey; er war bei der Entscheidungsschlacht dabei, als Rabahs Kaiserreich in Trümmer ging.

*) Doch wird mehr Wert darauf gelegt, eine neue Chaussee usw. als »fertig« beim Gouvernement anmelden zu können, als auf die Erhaltung.

Nach Tisch hiess es für unsere Faulpelze Reis kaufen. Das Kilo soll angeblich »4 sous« kosten. Mit einem Schlüssel, welcher der Schatzkammer des Rhampsinit Ehre gemacht hätte, wird eine kleine Hütte, das Magazin, geöffnet; wir kriechen in den halbdunkeln Raum und an der Tür versammelt sich so ziemlich die ganze Einwohnerschaft Maneras. Kilo sind unbekannt. Es wird nur nach Quantität verkauft, und zwar in geschlossenen, recht appetitlichen Reisstrohsäcken, Zubig (Zobika) genannt. Endlich einigen wir uns auf vier kleine Säcke, welche nun mit dem Kapok(a) ausgemessen werden. Kapok = ca. 250 Gramm, 2 Kapok = 4 sous = eine Tagesration. In unserm Fall dient als »Kapok« eine alte Konservenbüchse, welche, wie jedes Reismass hier, gehäuft wird. 96 Kapok sollen ausgemessen werden. Nun haben aber die Truthühner angeblich einige von den Linsen, welche für je 10 Kapok beiseite gelegt werden, gefressen. Grosse Diskussion. Neue Messung. Grosse Entrüstung, als sich herausstellt, dass der Sack einen Schlitz hat. Dritte Messung endlich erfolgreich. Zeit: 35 Minuten!

Beim Heraustreten aus der Hütte fing eine alte Hexe, welche mir als die Dorfnärrin bezeichnet wurde, einen merkwürdigen Tanz an, der, zur unbändigen Heiterkeit der meist ganz netten Mädchen, mit einer plötzlichen Attacke auf meine Person endete.

Die Nacht brachten wir in Jambia zu, dessen Einwohner über unsere Anwesenheit sehr erfreut waren, da nachts vorher »Fahavalos« (Räuber) eingebrochen waren, und man von uns Schutz erwartete. Früh 5 Uhr 30 Min. ging es bei sehr frischer Temperatur weiter über Antefamena, und trotz grossen Widerstrebens unserer Burjanes bis zum Rathaus von Folivolo, welches wir gegen 9 Uhr abends erreichten, und wo wir angenehmerweise schon ein brennendes Lagerfeuer vorfanden, da ein Miliztransport Halt gemacht hatte. Die Unterkunftshäuser, eine ganz neue und sehr angenehme Einrichtung Mr. Bastards, sind grosse saubere »Paillotes«, mit drei Räumen, Matten, einem Tisch und einer seitlich gelegenen Herdstatt.

8. Juli. 5 Uhr morgens. Bei Sternenhimmel und empfindlicher Kälte gelang es nur mit grosser Energie, die Burjanes in Gang zu bringen. Buto (der Boy) ging mit dem Windlicht voraus, die Burjanes schnatternd und ächzend, bis an die Nasenspitze

in ihre Schlaftücher gehüllt, welche sie sonst, zu einem Strick gedreht, um den Leib tragen. Die aufgehende Sonne bestrahlte eine prächtige Landschaft, links rosenrot wie die Kaukasusbilder Roubands, die Bergkette; rechts frisch und saftig das weite Flusstal, überall Dörfer, Bananen- und Batatenpflanzungen. Auf allen Sträuchern Klumpen von grauen Papageien, überall Herden von scheckigem, meist schwarz-weissem Rindvieh, feist und gross mit fettem Höcker; wenn das Tier hungern muss oder überanstrengt wird, so zehrt es seinen Fetthöcker beinahe ganz auf. Um 9 Uhr vormittags erreichten wir Ankazoabo, 204 Kilometer von Tulear, 926 m über dem Meer.

Ankazoabo liegt zwischen einer ca. 60 m hohen Hügelkette und dem Knie des Morondavaflusses, jenseits dessen die Mantanaberge bis zu ca. 1000 m ansteigen. Der Ausblick erinnert sehr an die Gegend von Albano bei Rom, besonders des Abends. Die Residenz, Poste Flayelle benannt nach einem gefallenen französischen Offizier, ist nur provisorisch, und Mr. Bastard ist eben im Begriff, eine neue massive errichten zu lassen, von welcher eine monumentale Treppe zu einer breiten, schönen Avenue hinunterführen wird. »Wossu?« sagt Schmul, denn der Ort besteht aus primitiven Strohhütten, welche eben jetzt auf Bastards Befehl durch Ziegelbauten ersetzt werden. Die rechtwinkeligen Strassen (fest und eben) sind mit Zäunen eingefasst, kleine Gärten und Kraals umgeben die stets ebenerdige, zwei- bis dreizimmerige Wohnstatt. Am Ende der etwa 400 m gerade von der Residenz herunterführenden, von Bananenpflanzungen eingesäumten Hauptstrasse steht die Residenz Amponimerinas (sprich Ampounimèrn), des grossen Häuptlings und Untergouverneurs. Es ist ein grosser, auf Pfählen ca. 1½ m über dem Boden ruhender Holzbau, umgeben von einem 4—5 m hohen Zaun aus zugespitzten, unregelmässigen Pfählen (Stockade) im richtigen alten afrikanischen Stil, das alte Häuptlings- und Patriarchenhaus, wo er mit seinen ca. 50 Frauen wohnt. Dahinter, unter den grossen Tamarindenbäumen, liegen die »cases« der Betsileohändler, während die Baras im eigentlichen Ort wohnen. (Betsileos sind ehemalige Hovasklaven und Soldaten von mehr nördlicher Herkunft, intelligenter und geweckter, aber auch viel unzuverlässiger und verschmitzter als die eigentlichen Baras; sie betreiben meist Vieh- und Zwischenhandel, sind Metz-

ger usw.) Der Fluss, in breitem, von Auen durchzogenem Sandbett, jetzt 10—60 cm tief, bei ca. 500 m Breite, umfasst den Ort in weitem Bogen; seine Ufer sind von dichtem Laubwald eingefasst, der sich über die Ebene bis an den Fuss der Berge erstreckt; nur gegen Westen dehnt sich ein kahles Plateau aus, aus dem einzelne Erhebungen tafelbergartig emporragen. Der Resident von Ankazoabo, Mr. Bastard, war früher Naturforscher; 1897 machte er als erster eine Reise in das noch ganz fremdenfeindliche Mahafalygebiet. Seit kurzem Resident (Commandant du secteur) von Ankazoabo, hat er es verstanden, Amponimerina, den einflussreichsten Häuptling der Gegend, nicht nur zu gewinnen, sondern auch bis zu einem leidlichen Grad zu zivilisieren, hat eine gute Strasse nach Manera gebaut, Märkte eingerichtet, Handwerker angelernt, Postdienst eingerichtet, dem Räuberunwesen gesteuert — alles ohne Geld, und nur mit Hilfe seines Sekretärs und eines Sergeanten. Der farbige Untergouverneur, Amponimerina, ein alter Spitzbube von ca. 65 Jahren, grosser Statur, selbstbewusst, ruhig, war früher ein gefürchteter Banditenchef, vergrösserte sein schon nicht unbeträchtliches Vermögen während des Krieges, in welchem er auf Seite der Franzosen stand, um ca. 5000 Ochsen und wäre in Europa ein ganz reicher Mann. Sein Einfluss auf die Baras Imamono (sprich Imamoun = Mörder) ist unbegrenzt; aber ihre Intelligenz ist noch nicht entwickelt genug, in raschem Fortschritt folgen zu können; Bedürfnislosigkeit, Aberglauben und Misstrauen sind die stärksten Hemmnisse. Immerhin arbeiten sie auf seinen Befehl ohne Murren an Strassen und Bauten, allerdings in der den Eingeborenen eigenen Weise nicht intensiv, aber durch die Zahl ausgiebige Leistung fördernd. Mächtige Stämme Palisanderholz z. B. werden auf dünnere Querhölzer gebunden, im Laufschritt von ca. 30 Mann hereingebracht, wobei noch 10—12 Mann zischend und pfauchend mitlaufen, während die Träger ununterbrochen im Chor singen: es klingt wie Wolowolowéo-Wolowolowé-o und scheint ihnen viel Spass zu machen. Wo sie vorbeikommen, singt alles mit, klatscht in die Hände und eifert sie an. Früher verdarb der Eingeborene einen ganzen Baum, um ein Brett zu gewinnen, das ihm mit 20 ct. bezahlt und in Tulear für 3 Frcs. verkauft wurde. Bastard hat aber jetzt jegliches Fällen von Werthölzern verboten, um der Vernichtung Einhalt zu tun.

Am 22. Juli begannen wir unsere Einkäufe nach langen, unfruchtbaren Verhandlungen. In einem von hohen Pallisaden und Kaktushecken eingefassten »stockyard« (Kraal) wurden etwa 250 Stück Vieh eingetrieben, zum Teil prächtig, mit grossem Höcker und Hörnern. Amponimerina mit seinem ganzen Gefolge, 100—150 Baras, kommt nach, die Eingeborenen hocken sich im Halbkreis nieder, und nun beginnt, von Arife, einem syrischen Krämer (Banyan) und grossen Gauner verdolmetscht, ein wüstes Feilschen um jedes Lot. »Eh bien, qu'est-ce qu'il dit?« Arife, in »petit nègre«, wie man hier das Negerfranzösisch nennt: Amponimerina mpanjaka (le gouverneur) »li qu'il dit n'a pas besoin vendre pour 17 piastres, li qu'il dit qu'il a besoin 20.« »Ah, mais non. Alors etc.« Und so geht es hin und her in einem barbarischen Französisch und Malgache einerseits und französisch und englisch anderseits. Endlich hat man sich geeinigt: »Fini getter: Dizneuf-Sivyambi nyfolo — tsy-misy — fini, causerpayez!« »Le fer.« (Das Markiereisen, mit dem jedes Tier sofort gebrannt wird.) Dann wird der blecherne Geldkoffer aufgeschlossen, in welchem die Leinwandsäcke mit je 200 Piaster (1000 Frcs.) aufbewahrt werden, und in die am Boden ausgebreitete Lamba des Besitzers wird der Kaufpreis geschüttet. Dreimaliges Nachzählen unter allgemeiner Kontrolle, dann kommt ein neues Lot. (Später, als die Leute besser eingearbeitet waren, kaufte ich bis zu 1800 Stück per Tag.) Dabei heisst es sehr scharf aufpassen, dass nicht im letzten Moment die Tiere ausgetauscht oder weggetrieben werden, ausserdem sind die meist 4—6jährigen Ochsen gewandt und flink wie die Geisen, zwängen sich durch die kleinste Lücke im Zaun und versuchen sogar hier und da erfolgreich die dicken, anderthalb mannshohen Kaktushecken zu durchbrechen. In dem Kraal flimmert es von Staub und Sonne, wildes Geschrei ertönt von allen Seiten: die Boys würden den Erzengel Gabriel zum Fluchen bringen.

Nach solchem Tag ist die absolute Ruhe des Abends doppelt erfrischend; die Hügelkette jenseits des Flusses nimmt die prächtigsten violetten Töne an, und über dem weiten Hochland im Westen sinkt die Sonne golden hinab; die Wasservögel werden munter und alles atmet frisch auf. In den Reisfeldern, etwa dreiviertel Stunden landeinwärts, tummeln sich Hunderte von

prächtigen grossen Wildenten, weisse kleine Reiher und braune Wildgänse, Perlhühner verlassen den Schatten des Waldes, wo sie tagsüber geschlafen haben, dem Jäger ein willkommener Schuss. Sie bieten eine sehr annehmbare Abwechselung in dem natürlich etwas monotonen Konservenmenu, denn die Verpflegung in Ankazoabo lässt sehr zu wünschen übrig. Milch, Brot, Mehl, Pfeffer gibt es nur auf der Residenz, Eier nur sporadisch, Fleisch in schlechter Qualität, dagegen täglich Huhn und Reis. Das Wasser ist selbst filtriert nur mit Vor-

Tulear. Ein schönes Exemplar. Gewicht 1400 Pfund englisch.

sicht zu geniessen, und der Wein ist teuer und das reine Gift. Ich trank schliesslich nur Limonade von frischen Zitronen, oder Tee; im grossen und ganzen aber blieb ich gesund und munter, mit Ausnahme eines sehr heftigen zweitägigen Fieberanfalls. Schoss 11 Perlhühner, 7 Enten, 1 Reiher, 1 braunen Reiher und 4 Fanys (fliegende Hunde). Nach beinahe vierwöchentlichem Aufenthalt kehrte ich nach Tulear zurück und fand zu meiner grossen Freude, dass die Einkäufe rückhaltlose Anerkennung fanden und von Fachleuten als die beste Qualität bezeichnet wurden, die je aus

dem Inland heruntergebracht wurde. Auch in Durban (Natal, Südafrika) fanden sie viel Beifall: Unsere Exportziffer in drei Monaten beträgt nun ca. 10 000 Stück à ca. 80—100 Frcs., wofür die französische Regierung von uns bisher ca. 150 000 Frcs. Ausfuhrgebühr erhob. Die »Zingara« und der »St. Fillans«, die von uns gecharterten Dampfer, bringen je ca. 1500 Stück in 4½—5 Tagen über den Kanal.

9. Kapitel.

Durban. Tulear. Majunga. Analalava. Ankabambi.

» ... où, penchés â l'avant des blanches caravelles,
Ils regardaient monter en un ciel ignoré
Du fond de l'Océan des étoiles nouvelles.«
I. M. Heredia.

Nach kurzem Aufenthalt in Durban (Natal, Südafrika) kehrte ich am 16. Oktober 1902 auf unserm Dampfer »Zingara« wiederum nach Tulear zurück, um es schon am 26. wieder mit dem Paketboot »Persepolis« zu verlassen. Ich glaube, die »Messageries Maritimes« gibt ihren Booten persische und chinesische Namen — »Oxus«, »Yang-Tsé« — um das ehrwürdige Alter dieser Vehikel anzudeuten; die Fahrt längs der Küste ging im üblichen Schneckentempo mit ein paar Stunden Aufenthalt in dem trostlosen Morondava ohne Zwischenfall bis Majunga. Im Hafen liegt hoch und trocken ein französischer Segler. Er macht seine erste Reise, fuhr zuerst bei Lissabon auf, verlor fünf Mann und musste docken; kurz vor Majunga brachte es sein Kapitän fertig, ihn abermals auf ein Riff zu setzen, so dass er drei Monate in Majunga repariert werden muss. Die Eigentümer zahlen ca. 250000 Frcs.

Majunga trägt schon sehr arabisch-indischen Typus, enge, winkelige Gassen, die Häuser hermetisch verschlossen, reich geschnitzte und mit Koransprüchen verzierte Holztüren. An der Küste einige moderne Faktoreien; weitaus die schönsten sind die beiden deutschen: W. O'Swald, Hamburg und D. O. A. G.; im Hafen ein eiserner, angeblich sehr kostspieliger Wharf, an dem man praktischerweise jedoch nicht landen kann. Der Kreole-

Zollinspektor zeichnet sich durch eine selbst für sein métier auffallende Flegelhaftigkeit aus.

Bei »Blum« abends auf der Terrasse zahlreiches Publikum, Offiziere, Fonctionnaires mit ihren Damen; typische französische Provinz, wie sie Léandre im »Rire« zeichnet. Ich wohne bei Madame Tonko: griechisch-armenische Schnapsdestille im parterre; die Nacht erdrückend schwül, kein Lüftchen; in der Ferne dröhnt irgendwo das unvermeidliche Tamtam; auf einer Nachbarterrasse, hinter alten Betttüchern versteckt, singt eine Indierin mit einer klagenden monotonen Melodie ihr Kind ein; unten streiten sich einige betrunkene Legionäre. Keine Möglichkeit, auf der Veranda Luft zu schnappen; Schwärme von Moskitos machen die Position unhaltbar; an allen Wänden raschelt unsichtbares Getier; an Schlaf ist nicht zu denken.

Morgens 7 Uhr 30 Min. auf die Bank; Verhandlungen und Depeschen bis 2 Uhr. Lunch und bei ziemlich grober See an Bord. Dass meine Koffer heil heraufgekommen sind, ist mir ein unerklärliches Wunder; einen Handsack mit 40 000 Frcs. in Gold liess ich vorsichtshalber vorher mit einer Leine an Bord versichern.

1. Nov. Bei leichtem Regen laufen wir früh 9 Uhr in Ananalava ein; Mr. Lesueur stellt mir eine neue, geräumige »Case« zur Verfügung, ca. 200 m vom Strand, unter grossen Mangobäumen, ganz behaglich.

Schon am nächsten Morgen geht es wieder weiter nach Antsohity (sprich Antzui), ca. 80 km flussaufwärts an der Loza, einem langen, reich verästelten Fluss mit grossem Delta. Die Dampfschaluppe (seligen Angedenkens von Ankabambi) setzt sich nach reichlicher Begiessung mit Oel mühsam in Bewegung, und mit der Flut, welche hier 4—5 m steigt und fällt, geht es gemächlich stromaufwärts. Anfangs zwischen kahlen Hügeln, dann zwischen üppig grünen Mangrovesümpfen (Paletuviers), durch weite, seeartige Becken und verschlungene Deltas. Allmählich, nach etwa vierstündiger Fahrt, verengert sich das Flussbett, wird zum Flüsschen, das sich zwischen alten gefallenen Bäumen und dichtem Gestrüpp in hundert Windungen seinen Weg sucht, und gegen Sonnenuntergang landen wir am Steg von Antzui, begrüsst von Auguste, dem schwarzen Gouverneur, unserm Subagenten.

»Königin« Binao. Sakalavatypus (Westküste). Gegend von Analalava.

Der Ort selbst liegt auf einem Hügel und unterscheidet sich in nichts von andern Nestern dieser lieblichen Insel, als vielleicht durch einen besonderen Reichtum an Ungeziefer aller kriechenden, hopsenden und fliegenden Arten und einer Temperatur, wie sie Sadrach, Medach und Abednego im bewussten biblischen Feuerofen kennen lernten. Am nächsten Mittag, während wir im Tal Herden inspizierten, stieg das Thermometer in der Sonne auf 54 Grad (R.!), und der Boden war so heiss, dass ich mich nicht setzen konnte, heisser als im »Hamam«bad in London. Wir kauften ca. 1000 Bullocks, und während des ganzen Nachmittags sassen zähe und unendlich zungenfertige Hovas in meiner Hütte, um unter Tränen und Beschwörungen etwas abzuhandeln, was ihnen jedoch nicht gelang. Mein Kostüm bei diesen Gesprächen bestand aus einer nassen Serviette um den Leib und einer dito um den Kopf, und alle zehn Minuten schüttete mir mein Boy ein Schaff Wasser über. Es war greulich.

3. Nov. Am nächsten Morgen früh Rückfahrt nach Ananalava mit dem Leutnant von Antzui und seiner kleinen »Ramatoa« — schwarze Haushälterin und Gattin à la mode du pays. Sie trägt ein frisch gewaschenes Konfirmationskleidchen, einen Wollschal vom prächtigsten Anilinrosa à la Ascher-Institut — und spielt schweigsam mit ihren Zehen. — Ein seltener Zufall wollte es, dass kurz vor Ananalava ein gut mannslanger Hai mit dem Kopf gegen unsere Schraube rannte und betäubt liegen blieb; leider erholte er sich jedoch während der allgemeinen Verwirrung und verschwand, ehe man ihn dingfest machen konnte.

Während des Abends in Antsohity herumbummelnd, kam ich auf den Marktplatz, wo beim Schein einer einzigen Kerze und zu den Klängen einer Ziehharmonika und eines Tamtams ca. 30—40 Kinder von 8—11 Jahren in niedlicher Weise eine europäische Polka tanzten, aber alle acht Takte einen Reigen einflechtend, alle Mädchen in langen weissen Kleidchen. Aus dem Lichtkreis in das Dunkel tauchend und plötzlich sich wieder entrollend, lautlos auf dem weichen Sand, schlingt und löst sich das Band in rhythmischem Wechsel.

»Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben,
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.«

4. Nov. In Ananalava fliesst das Leben seinen ruhigen Gang — der nächste Telegraph ist per Segelboot 3—6, zu Land 7—9 Tage entfernt, und der Dampfer legt einmal im Monat auf der Hin- und Rückfahrt an. In gleichmässiger Bläue flimmert die weite Bai; am Horizont die lange Silhouette von Nosi-Lava und der steile Felsblock von Nosi-Sui; da und dort ein Segel; auf dem flachen, sandigen Strand liegen die Kutter der Inder; die Zollmatrosen schnarchen unter den Mangobäumen, Kolkraben und Strandläufer stelzen auf dem Schlick — einer reich besetzten Tafel, auf der jede Ebbe Tausende von Schaltieren und Krabben zum willkommenen Frass hinterlässt.

Weiter unten, am steinigen Teil der Küste, arbeiten die Strafgefangenen, Baumaterial heraufschleppend, aber auch sie und der Senegal-Tirailleur, der sie bewacht, stören den Frieden des Bildes nicht, und die Umständlichkeit, mit welcher sie zu Werke gehen, bis glücklich ein möglichst kleiner Stein auf die Schulter gehoben ist, würde jedem Maurerpolier in Ampfing oder Viechtach Ehre machen. Vor langen Jahren entstand in einem kleinen niederbayerischen Nest — Pampferding — während des Manövers eine förmliche Revolte, welche zuletzt bedenkliche Dimensionen annahm und Szenen herbeiführte, welche cum grano salis an das Eingangskapitel des ehrbaren Simplizissimus von Grimmelshausen erinnerten, und all das in allerletzter Linie, weil einer den andern einen »Maurersbuben« genannt hatte. Ich fand später heraus, dass in dieser stockultramontanen Gegend dies insofern als schwere Beleidigung gelte, als man hierunter — noch aus den Zeiten des Illuminatentums — einen Freimaurer oder »Teuflischen« verstand. O Rokoko, was bist du weit!

Neulich sah ich unserer kleinen Ramatoa zu, wie sie eine besondere Leckerei in einem kleinen Strohkörbchen zurecht knetete. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, dass der Hauptbestandteil dieser Delikatesse — Stärke sei!

19. Nov. Die »Zingara« läuft ein; morgens 4 Uhr verlassen wir die Bai und werfen gegen 9 Uhr bei ruhiger See in der wohlbekannten Bucht von Ankabambi Anker. Vier Tage scharfe Arbeit, 1500 Bullocks an Bord und retour.

Bei der letzten Ladung war ein farbiger Polizist in der Verwirrung einer stürmischen Abfahrt irgendwie über Bord gefallen oder geworfen worden. Die Lokalbehörde erhob ein Riesengezeter; die Sache wurde aber durch den englischen Konsul

in Tananarive beigelegt. Wir zahlten 40 £ Strafe für den »employé français jeté à la mer« und das incident diplomatique ist — mit einem reichlichen Trinkgeld — erledigt. Ich glaube, für 1000 Frcs. hätte sich die ganze farbige Beamtenschaft der Kolonie gern ins Wasser werfen lassen. Aber als »indemnité« waren 1000 Frcs. — entweder zu viel oder zu wenig.

24. Nov. Depeschen, Zoll und die übliche Konfusion, Leute, die im letzten Moment abmustern wollen usw. Die »Zingara« dampft aus dem Hafen, und ich habe eine Horde Boys auf dem Hals, welche Geld wollen.

25. Nov. Früh 6 Uhr sollte der Regierungskutter — le boutre du fanjakane, wie man hier sagt, — abgehen, um mich so weit wie möglich abermals Lozaaufwärts zu tragen, da ich zur Erholung auf dem Meverana bei Befotaka (sprich Befutak) ein paar Tage Alligatoren jagen wollte. Es wird ½7, 7, ½8; endlich findet sich mit echt malgassischer Faulheit auch der »Patron« ein, und unter Tamtamschlagen und Muschelblasen entfaltet sich das grosse Lateinsegel. Leider nicht auf lange, denn schon nach dem ersten Vorgebirge fällt der Wind und wir treiben mit der Flut langsam stromauf. In kleinen Wirbeln — die Loza ist ein äusserst gefährliches Wasser — drehen sich Tausende von grossen schwarzen Nüssen; die Sonne brennt unbarmherzig auf der blendenden, öligen Wasserfläche, die Mannschaft schläft unter den Matten; kein Laut, keine Bewegung, kein Lufthauch, und resigniert suche auch ich ein schattiges Eckchen unter dem Sonnensegel und ziehe meinen getreuen Shakespeare heraus.

Gegen 5 Uhr p. m. beginnt es heftig zu regnen, und der Kutter legt an einem Weiler an; da ich aber nicht gesonnen bin, diese Bummelei mitzumachen, lasse ich mein Gepäck ausschiffen, treibe einige widerwillige Burjanes für das Gepäck bei und setze mich trotz allen Lamentierens meiner Träger über Regen, Dunkelheit und schlechten Weg in Marsch. Wie ich richtig vorausgesetzt hatte, war alles nicht so schlimm; der Regen hörte bald auf, und wenn auch anfangs im Farnkrautwald (4—5 m hoch) die Träger ein paarmal bis an die Schultern im Schlamm einbrachen, so kamen wir doch noch vor Sonnenuntergang über die Wasserscheide — ca. 600 m. Dann stiegen wir auf einem felsigen Hirtenpfad in ein üppiges grünes Tal hinab, in weitem Bogen durchzogen von dem breiten Meverane-Fluss, am Horizont eine blauende Bergkette.

25.—27. Nov. Befotoka ist von allen niederträchtigen Nestern, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, weitaus und mit Abstand das niederträchtigste. Rötz und Roding im bayerischen Wald, Volo im Ampezzo, Zara vecchio in Dalmatien und die Felsennester bei Albano sind alle schon recht ehrenwert, aber Befotoka hat die Palme; es ist facile princeps, A I bei Lloyds, Eichenlaub mit Schwertern, fein fein für Feldwebel. Eine Hütte mit mindestens acht verschiedenen und unterscheidbaren Gestänken, zahlloses Ungeziefer mit rastlosem Unternehmungsgeist, Moskitos, Wanzen, Ameisen, Käfer, Tausendfüssler, Eidechsen, Ratten; keine Möglichkeit, sich ins Freie zu retten, da alle Schleusen des Himmels sich wieder geöffnet haben, — kurz eine wahre »noche triste«, die ich sobald nicht vergessen werde.

Die »Königin« Binao und ihre Filanzanaträger.

Beim Morgengraun nach 3 Uhr an den Fluss hinunter, durch jungen Mais, innerhalb zwei Minuten läuft das Wasser zum Hals hinein und bei den Stiefeln heraus, aber es ist wenigstens kühl. Auf den Altwassern raucht der Morgennebel unter den ersten Strahlen der Sonne, und ehe ich noch schussbereit, kriecht auf ca. 100 m vor mir ein grosses schwarzes Krokodil unglaublich behende über den Sand und schluppt lautlos in das trübe Wasser.

Ein »Lakan«, sehr kleine Pirogue, ca. 30 cm breit, 2 m lang, 50 cm hoch, wird ins Wasser geschoben, und leise kriechen wir die sumpfigen Ufer entlang. Alligatoren gibt es in

Menge, allein sie sind einesteils im Wasser kaum zu erkennen, da nur die Augen und die Schnauze wie kleine schwarze Nüsse herausragen und das Wasser mit allem möglichen treibenden Zeug bedeckt ist; auf dem Land andernteils sind sie sehr misstrauisch und lassen sich beim leisesten Alarm ins Wasser gleiten, wie eine Fischotter; selbst wenn sie gut geschossen sind, gelingt ihnen dies meist noch, und ich konnte von drei bis vier, die ich gut in den Kopf geschossen zu haben glaube, keines bekommen. Die Hitze wird gegen Mittag unerträglich. Abends abermals Birschgang in den lauwarmen, 1—2 Fuss tiefen Altwassern; man muss sehr vorsichtig sein und nur da gehen, wo man seichtes, klares Wasser hat, da im Wasser das Krokodil äusserst furchtlos ist und jeden Tümpel und jedes unterwaschene Ufer zur Deckung benutzt, aus der es blitzartig auf seine Beute fährt. Der weiche, feuchte Sand ist bedeckt mit den Spuren; hier und da hat sich eines einen förmlichen Trichter zurecht gescharrt. — Als einziges Resultat stellte sich ein prächtiger Fieberanfall ein, so dass ich am nächsten Morgen kaum den Karabiner halten konnte; von Schlaf natürlich keine Rede. Nichtsdestoweniger bestieg ich am nächsten Morgen um ½4 Uhr wieder meinen Lakan und jagte bis gegen 2 Uhr, kam etwa zwölfmal zum Schuss, stets sehr weit, ca. 80—150 m und ohne greifbares Resultat, obwohl zweimal die Kaimans auf den Schuss meterhoch aus dem Wasser sprangen, wie ein Hecht.

Mein Kutter, der zwei Stunden stromabwärts lag und abends abgehen sollte, war natürlich nicht vollgeladen, und so liess ich denn ein mächtiges Feuer anschüren, um die Sumpfluft und das Ungeziefer etwas in Schach zu halten, ass missvergnügt rauchigen Reis mit Chinin und flüchtete unter mein Moskitonetz, das des Steuers wegen jedoch nur am Kopfende aufstellbar war, so dass die Bestien auf meinen Beinen und Fusssohlen wahre Orgien vollführten. Nachtruhe natürlich abermals ausgeschlossen: Tamtam und Gesang; gegen 2 Uhr morgens Aufbruch, und nach einem endlosen, heissen, windstillen Tag, mit der Ebbe treibend, fuhren wir spät abends auf der Reede von Ananalava noch auf einer Sandbank fest. Da ich aber nicht Lust hatte, auf eine problematische Pirogue zu warten, trieb ich meine Filanzanes, obgleich sie sehr widerstrebten, in das etwa brusttiefe, rauschende, schwarze Wasser und kam eben noch recht zum Abendessen. Nur wer es probiert hat, weiss, mit

welcher Wonne man sich nach derartigen Expeditionen an einen ordentlich gedeckten Tisch setzt.

29. Nov. Abschiedsdiner beim Gouverneur für die Leuchtturmkommission. Toast: »La France éclairant le monde.« Diese France ist dieselbe, welche immer noch von vielen Franzosen wenigstens als »la fille ainée de l'église« bezeichnet wird; ob der heilige Stuhl an dieser »fille ainée« gerade immer viel Freude erlebt, ist eine andere Frage, und der heilige Vater selbst dürfte bei dem Gedanken an ihr Gebahren hier und da das »ainée« weglassen und sich mit dem »fille« begnügen. Aber ich glaube, dass trotz der Säkularisation und Kongregationsstreitigkeiten der Titel doch sehr berechtigt ist; denn im innersten seiner Seele empfindet der Franzose doch ein wenig wie die selige Kaiserin Augusta, »das Katholische sei doch eigentlich vornehmer!« Und ausserdem ist die Französin durch ihre ganze intellektuelle Veranlagung dazu bestimmt, von Priestern geleitet zu werden: absolute tête de linotte, ohne tieferes geistiges Empfinden, ohne Bildung und Wissen. Sie reist beinahe nie, und eine starke Dosis hysterischer Sentimentalität — die Eigenschaft aller Dekadenten, und speziell mit der Uebertreibung in der Lüge der Prostituierten — eignet sie sich zu einem vorzüglichen Objekt für Mysterien à la Lourdes und à la Consécration au très saint Coeur de Jesus, Notre Dame du précieux sang und der Sainte Case de Loretto. Diese Sainte Case de Loretto notabene ist insofern interessant, als sie der erste Vorläufer des lenkbaren Luftballons ist: das ganze heilige Haus soll vom gelobten Land auf einen Rutsch — Balken, Steine, Giebel und Dach — nach Europa geflogen sein. Da die Tour aber doch etwas weit war — selbst für ein heiliges Haus, dem das Fliegen eine Kleinigkeit ist, ein Sonntagsvergnügen —, so ruhte es sich zuerst aus, in Tersate, wenn ich nicht irre, um dann wieder weiter zu fliegen, bis es in Loretto definitiv sich niederliess. Das haben selbst die Amerikaner noch nicht fertig gebracht, obwohl die Christian Science der Mrs. Eddy, die es in fünf Jahren auf etwa hundert Kirchen und über eine Million Anhänger gebracht hat, auch nicht von schlechten Eltern ist und sogar in dem erleuchteten Potsdam bei den gesundbetenden Geheimrätinnen und Exzellenzen liebevolle Anhänger hat. Die Tiroler betreiben das »Totbeten« — kriminalistisch ein Versuch mit untauglichem Mittel am tauglichen Objekt; — geistig stehen die Potsdamer Würdenträger

und die Tiroler Zauberer ganz auf demselben Niveau. Und punkto Obskurantismus steht auch die »Kreuzzeitung« nicht viel höher als der edle »Pelikan« oder die »Monika«, Beiblatt zum »Katholischen Donauboten«. Die streng Orthodoxen beider Richtungen kommen sich sehr nahe, wenn auch formell weit getrennt, und hoffentlich brät sie einmal der Teufel Bitru seligen Angedenkens in demselben Pechkessel.

Man muss nur einmal Schulbücher französischer Bildungsanstalten für vornehme Fräuleins in der Hand gehabt haben, um zu verstehen, was diese Institute heranbilden. Unter dem Régime Chotek dürften wir übrigens in dem an und für sich schon in dieser Hinsicht gesegneten Oesterreich ebenfalls Prächtiges erwarten.

Bei Erziehung fällt mir eine Geschichte ein, die an einem kleineren deutschen Hof tatsächlich passiert ist. Der Erbprinz hatte eine Naturgeschichte bekommen, in welcher der unpassende Satz stand: »Der Walfisch ist 70 Tage ‚trächtig'«. Der »Erzieher« nahm kurz entschlossen die Feder und machte aus dem t ein p. Er hiess seit diesem Tage der »prächtige« Walfisch. In einem belgischen Kloster war prinzipiell das Wort »amour« verpönt. Die Bücher wurden entsprechend korrigiert, und es hiess zum Beispiel »le tambour du bon Dieu!«, was aber die jungen Damen nicht hinderte, untereinander zarte Freundschaften zu kultivieren.

Doch wozu am Ende sich über all dies ereifern: das Vernünftigste ist immer, wie Anatole France sagt, »le mépris bienveillant des hommes et des choses.«

3. Dez. Gestern erzählte mir ein Ohrenzeuge ein hübsches Stückchen französischer Justiz. Vor dem Tribunal (militaire) erschienen zwei Boys, welche jeder dem andern ein Lamba gestohlen haben sollten, während das Verhör ergab, dass sie es nur verwechselt und im Streit später sich Diebstahl vorgeworfen hatten. »Mais enfin tu as avoué à l'adjudant que tu avais volé le lamba?« — »Oui, l'adjudant m'a attaché très fortement et il m'a dit que si je n'avouais pas, il ne me délierait pas, alors, j'ai avoué!« — »Bon, tu feras 2 mois de prison!«

Mr. P. erzählte mir ebenfalls, dass er in Tulear Augenzeuge wurde, wie im Polizeihof ein Mann völlig nackt mit gebundenen Händen herausgezerrt und über scharfkantige Eisenbarren gelegt wurde. Als die Polizisten P. bemerkten, brach-

ten sie den Delinquenten wieder weg. P. zog Erkundigungen ein und erfuhr, dass der Mann wegen Diebstahls gesessen hatte, worauf er gewaltsam mit Wasser vollgefüllt wurde, und sie sagten, dass, wenn P. die Polizisten nicht gestört hätte, so wären sie auf ihm herumgetrampelt. — Auch bei den Legionären und speziell bei den Compagnies disciplinaires (eine verschärfte Arbeiterabteilung) soll die Behandlung nach allem, was man hier hört, sehr oft unmenschlich sein, aber wenn auch natürlich nur die eisernste Strenge imstande ist, diesen wüsten Abschaum alles Verbrechertums im Zaum zu halten, so sollen doch anderseits barbarische Grausamkeiten nicht so häufig sein; denn diese führen dann zu Verzweiflungsakten. Als Leutnant H. an Bord der »Gironde« kam, stürzte sich ein völlig unbekannter Legionär auf ihn und stiess ihm ein Messer in die Brust, glücklicherweise gerade 1 cm unter dem Herzen. Dann blieb er ruhig stehen und sagte: »Maintenant tuez-moi!« Er kannte H. gar nicht und hatte die Tat nur begangen, um niedergeschossen zu werden. »V'là un aristo d'estourbiné,« fügte er bei.

Seit zwei Tagen hat die Regenzeit begonnen, und zwar gründlich. Mit kurzen Unterbrechungen strömt es prasselnd hernieder, nicht in Tropfen, sondern in Wasserflächen, begleitet von heftigen Böen; jeder Fussweg ist ein rauschender Wildbach, nachts folgen sich die Blitze beinahe ohne Pause. Da die Wohnungen keine Glasfenster, sondern nur Holzläden haben, sitzt man im Halbdunkel; vom Plafond tropft es lustig herunter und durch die Ritzen pfeift der Sturm; die Kerzen flackern, die Luft ist schwül, und der unverwüstliche Moskito ersteht in täglich neuen Schwärmen. Die neu gebaute Kirche büsste das halbe Dach und einen Teil ihres Giebels ein, und der Missionar hat schon einen Bettelrundgang unternommen. Das Menu leidet ebenfalls sehr unter dem Unwetter — kein Fisch, kein »ombey« — und das ewige Huhn mit Reis bildet die einzige Speise nebst einigen Konserven, die man auch herzlich satt bekommt — the hate of the tin, sagt R. L. Stephenson in den Vailicua Letters. Die Landpost dürfte auch wesentliche Verspätungen haben, da es der »Tsimandoa« (Briefträger) viel bequemer findet, bei irgendeiner Ramatoa unterzukriechen, als durch angeschwollene Bäche zu waten, und auf die See traut sich der feige Malgasche ohnehin kaum bei mässigem Wetter. Seine Kutter sind allerdings auch

alles eher als seefest, schlampig und sorglos zusammengenagelt ohne ordentliche Kniehölzer, die Nähte nicht nachgedichtet, das Tauwerk verlottert und verknotet; kurz, es ist eben schwarze Bummelei. Ausserdem sind die meisten Fahrzeuge aus Teakholz, welches wie Blei untergeht, sobald das Boot vollgeschlagen ist, und ohne Deck. Wenn ein Kutter bei Sturm an die Küste treibt, so versucht die Mannschaft meist gar nicht, ihn zu retten, sondern nur ihren werten Leib ans Land zu salvieren, und überlässt das Boot seinem Schicksal. Lesueur hat mir ein Dutzend solcher Beispiele erzählt; er selbst hat durch die Unfähigkeit und Feigheit der Mannschaft mehrere kleine und einen grossen Kutter verloren.

Das Wort Goethes: »Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meinen?« hat für den Kapitalisten, der Malgasche-Arbeiter mietet, keine Wahrheit.

24. Dez. Weihnachtsmorgen. 29 Grad Celsius. Das Meer liegt glatt wie geschmolzenes Blei; gegen die Lozamündung sieht man die Flut in flachen, öligen Wirbeln gegen die starke Strömung ansteigen. Nosi-Lava ist zum Greifen nahe; obwohl die Entfernung bis zur Insel ca. 14 km beträgt, würde man sie infolge der klaren Luft und des starken Lichts auf höchstens 5 km schätzen. Nosi-Sui unterbricht ferner hinaus die Horizontlinie nochmals mit seinen Steilwänden — es erinnert an den Felsblock auf Klingers Gedenkblatt für Böcklin, unendlich harmonisch in wenigen Linien; ganz aussen, über dem Horizont, schweben infolge der Spiegelung noch ein paar kleine Atolls in der Helle.

Wie die Schneide einer Kampfaxt, blank, spiegelnd und leicht gewölbt, steht die Meereslinie gegen den dunkleren Himmel, während sie abends, wenn die Brise anhebt, gegen das Karmin und Chromgelb des Sonnenuntergangs wie ein welliger Flamberg stahlblau und schartig sich abhebt.

Kein Laut stört den Frieden des leuchtenden Morgens, und die Erinnerung trägt mich Jahre zurück an einen Ostermorgen am Würmsee, an der Halde von St. Heinrich . . . ich war von Seeshaupt herübergekommen, während noch die Morgennebel über der Landschaft lagen . . . In Watte verpackt, eine silberne Prunkplatte, der See. Lautlos, allmählich versinkt die Hülle, eine Bucht, ein Vorgebirg nach dem andern löst sich aus dem Unbestimmten; in harmonischer Kurve vereinigen sich Seeseiten und Bernried, Tutzing und die Roseninsel; auf dem Einödhof

krähen die Hähne . . . Nur einmal noch, in Creil bei Paris, habe ich einen ähnlich vollkommenen Morgen genossen, einen Corot ohne Rahmen.

Den Berg herauf, klirrend von schwerem Silberschmuck, kommt die kleine Ramatoa unseres Hausherrn aus der Weihnachtsfrühmesse, in ihrem schönsten Festgewand; dunkelblaues, weissgetupftes und geblümtes Lamba, darüber ein orange- und feuerfarbenes Seidentuch vom Kopf bis zu den silbergeschmückten Knöcheln, ein harmonischer Akkord von unglaublicher Leuchtkraft unter dem starken Reflexlicht des Meeres. Das Festgewand wird sogleich weggepackt, nachdem es die Gevatterinnen genugsam beneidet haben; alle lassen sich im Kreis um die Nähmaschine (hier stets deutschen Fabrikats) auf den Boden nieder, und die kleinen braunen Persönchen ergehen sich in einem animierten Morgentratsch — tout comme chez nous — während ich im Schatten der luftigen Veranda in einer bequemen lounge die Ecloguen von José Maria de Heredia geniesse.

28. Jan. Am 30. Dezember brachte mich der Chargeurs réunis-Dampfer »Canarias« nach Majunga. Der Kapitän, ein stets betrunkener, dicker, kleiner Bretone, brachte es fertig, schon im Hafen von Ananalava sein Schiff auf ein Riff zu setzen — merkwürdigerweise ohne Schaden; dann brachen, beim Aufhissen des whaleboats (ein Boot, welches vorn und hinten gleich scharf ist, im Gegensatz zu einer gig, die hinten breit ist) die Taue, und endlich brachte er es noch fertig, eine Pirogue niederzusegeln. Einen roheren Patron habe ich nie gesehen. Ueberhaupt ist das französische Element in Majunga im allgemeinen sehr wenig sympathisch, kleine, dicke, laute Kerls mit unreinem Teint vom vielen Absynthtrinken, unglaubliche Schwätzer und Aufschneider, die Weiber ganz übel mit seltenen Ausnahmen; wie Léandre im Rire sagt: elles souffrent des deux maladies de la province: la médisance et la constipation. Dreiviertel sind ausserdem ganze oder halbe Kreolen — im Sinn, wie das Wort hier gebraucht wird, i. e. haben Malgasche- oder Martiniqueblut, bewegen sich in grossgeblümten Pyjamas und Pantoffeln und haben ein Parfüm, dass man ihnen nach drei Tagen Regen mit der Meute nachreiten könnte. Die Mail ist gestern weg, beinahe ohne Passagiere und Ladung wegen des Streiks in Marseille, und wenn der schlanke weisse Rumpf am Horizont untertaucht, schläft Majunga wieder ein. Ich verbringe

den grössten Teil des Tages in Konsul Knotts luftiger office, einem alten maurischen Patio, von dem mehrere halsbrecherische Stiegen in den Hof und auf die krenelierte Terrasse führen; rechts und links zwei geräumige Schreibstuben, wo die zwei Sekretäre arbeiten. Man kommt, sagt »morning« und legt sich in die herrlichen lounges (ein Stuhl mit aufklappbaren Verlängerungen, über die man die Beine legt), nimmt sich Zeitungen oder ein Buch, stellt sich ein geeistes brandy and soda zurecht und spart möglichst jede Bewegung. Zwischen den Pfeilern, draussen steht die Helligkeit wie etwas körperlich Greifbares, auf den weiss getünchten Wänden liegen die Schatten wie Ultramarin; ein Brunnen läuft monoton im Hof; ein paar Makis spielen auf der Veranda. Von Zeit zu Zeit taucht auf der Stiege eine silbergestickte Kappe auf (Knott, als englischer Konsul, hat alle hier sehr zahlreichen Inder unter sich), und der Träger setzt sich wortlos am Eingang auf den Boden, gefolgt von seiner Vetternschaft und beliebigen Individuen — ein Privatlokal gibt es hier nicht; wenn ein Eingeborener etwas will, findet man ihn früh beim Aufwachen an der Schlafzimmertür sitzen. Nach einiger Zeit sieht der Konsul auf, und nun beginnt eine lange Konversation in Suaheli; irgendeine Gaunerei, die der Konsul verteidigen soll; aus den schmierigen Kaftans kommen indische Dokumente — der Inder ist ein geborener Winkeladvokat; weissbärtige Alte mit öligen Gesten geben Zeugenschaft, und in der ganzen Gesellschaft ist nicht einer, der nicht für fünf Anna einen Falscheid leisten würde. Und ebenso wie sie kamen, nachdem sie zirka eine Viertelstunde noch auf den Stiegen herumgehockt haben, verschwinden sie wieder, ohne Gruss und Abschied. Ein alter Araber meldet einen Kutter von Zanzibar an, der — Insch Allah — Häute holen will; im Vorbeigehen streckt er mit patriarchalischem Wohlwollen die Hand aus: Kely — kely (klein) petit — sou? und die office verfällt wieder in die Stille. Es ist viel zu heiss, um irgend etwas Vernünftiges zu lesen, die Donner des üblichen Nachmittagsgewitters rollen schon in der Ferne, und zwischen den Rauchringen seiner Zigarre betrachtet man wort- und gedankenlos seine Stiefelspitzen. Vis-à-vis, jenseits der höchstens 2 m breiten Gasse, ein Labyrinth von engen, feuchten Höfen, Nischen, baufälligen Stiegen, Terrassen, Ein- und Ausbauten, wurmstichigen Balkons, mit unglaublich schmierigen Tüchern verhängt. Im zweiten Stock,

auf der Terrasse, ist stets reges Ab und Zu, treppauf, treppab: es ist die Maison Tellier von Majunga und scheint auch auf ähnlich patriarchalischem Fuss geführt zu werden wie ihr berühmtes Vorbild.

Der Postbote ist ein geehrter Stammgast — wenigstens sehe ich ihn beinahe jeden Vormittag drüben, wobei Post und Briefe einer allgemeinen Inspektion unterzogen werden. Auf der andern Seite des Hofes wohnt eine indische Familie mit einem offenbar zahnenden Kind — seine Mutter singt ihm stundenlang monotone Litaneien: »Als zullendes Kind zog ich dich auf . . . Meister Mime, wie bist du weit!« Um 11 Uhr Lunch: ein kleiner, weiss getünchter Raum, die Punka schwingt seufzend, meist wortlos verzehrt man ohne Appetit seinen »sakaf« (Frass), und erst beim Kaffee taut allmählich unter dem Stimulans die Lethargie auf. Aber man spricht mehr aus Pflichtgefühl, um nicht ganz einzurosten; zu einer Diskussion kommt es nie, und mit einem kurzen »so long« geht jeder zur Siesta unter sein Moskitonetz, bis gegen 4 Uhr, wo man Toilette macht, seinen tub nimmt und gegen 5 Uhr ausgeht. In den engen Gassen erwacht das Leben; die Bureaus schliessen, in ihren langen, gelben Mänteln, mit einem Gitter vor den Augen, gehen die indischen Frauen zu Vieren und Fünfen, Besuche zu machen, um die braunen, feinen Knöchel, die man mit einem Stückchen rosa oder violetter Seidenhose unter dem Mantel sieht, drei fingerdicke Silberbraceletts. Vis-à-vis von meiner Veranda wohnt die Familie eines indischen Reeders, und in dem Halbdunkel des Zimmers sehe ich die Frauen, ohne Schleier — grossaugige Kindergesichter mit einer kleinen Goldmünze im linken Nasenflügel, Karten spielen und Konfituren essen; eine Beauté ist nicht darunter. Nachmittags ging ich mit Knott auf das Observatorium, dessen Kustos er ist. Ein Gewitter überraschte uns, und während wir in der Schutzhütte warteten, erzählte er mir von der »Fashoda-Panik«; die Franzosen hatten eine wahre Heidenangst, dass England Madagascar besetzen würde, landeten in Diego Schiffsgeschütze, warfen Erdwerke auf, brachten Truppen (6000 Mann) von Dakkar herüber und bauten in Majunga ein Riesenhospital für 600 Betten, das jetzt, ein leerer Komplex, das Budget beschwert. In England war man weit entfernt von der Idee, aber die französischen Vorbereitungen hatten doch zur Folge, dass der Admiral in Zanzibar sich die Pläne der Kabelstation und der Pulvermagazine

schicken liess; wenn die Franzosen Ernst gemacht hätten, wäre in zwölf Stunden das Kabel in Beschlag genommen worden.

Es ist übrigens ganz interessant zu beobachten, wie intensiv hier in Majunga bei den Geschäftsleuten der Deutschenhass ist. In erster Linie ist es Neid: die zwei bedeutendsten Handelshäuser Madagascars, W. O'Swald, Hamburg und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, meist nur kurz D. O. A. G. genannt, sind allmächtig; aber weiterhin ist es das Resultat der schlechten und chauvinistisch geleiteten französischen Mittelschulen, die Deutschlands Aufschwung als eine Beleidigung Frankreichs erklären; im grossen Larousse, der ersten Enzyklopädie Frankreichs, steht wörtlich: »le commerce et l'industrie de l'Allemagne sont une menace pour l'Europe entière!« Die Leute hier wollen mit Nichtstun und alten, verrotteten, kleinlichen Epiciermanieren Geld verdienen, und wenn ihnen die scharfe und energische Arbeit von ausländischen Konkurrenten begegnet, schreien sie über Begünstigung und »les autorités vendues à l'étranger«. Bei der letzten Ladung habe ich mit Mr. Lesueur zusammen einen Monat vorgearbeitet, um unsere ganze Mannschaft — ca. 200 Boys — zu drillen und einigermassen eine Organisation zu schaffen; was das bei Malgaschen heisst, weiss nur, wer es probiert hat: Ergebnis: 510 Stiere pro Tag; mehr als 200 über den Durchschnitt hiesiger Einschiffungen. Da der Dampfer pro Tag ca. 1200 Frcs. kostet, macht die Zeit, welche man beim Einschiffen gewinnt, sehr viel aus. Grosses Geschrei, weil für die französischen Schiffe die Boys nicht ebenso arbeiten wollten. Warum — weil die Franzosen, wenn die Boys faul waren, sie dem Lokalgouverneur meldeten, der sie unter irgendeinem Vorwand Strassenarbeiten verrichten liess, während wir pro je 150 Stiere mehr 10 Flaschen Toc (ein grünlicher Nativerum) verteilten, trinkbar nach der Abfahrt (der Distrikt soll acht Tage nach Abfahrt noch betrunken gewesen sein!). Resultat: wir haben dreimal mehr Angebot von Leuten als wir brauchen und könnten, wenn wir wollten, jeden Augenblick der Konkurrenz die Leute wegholen. Mittlerweile ruinieren sich die Leute in ihrer Kurzsichtigkeit selbst: ich kaufte neulich in Antzui (ca. 80 Kilometer flussaufwärts) etwa 900 Stiere und refüsierte ca. 800 schlechte, obwohl man sie mir um 60 Frcs. offerierte. Die Konkurrenz kaufte sie, um uns aus dem Distrikt zu vertreiben und die Eingeborenen zu gewinnen für 77 Frcs. Aber: die englischen Behörden und die

Portugiesen in Lourenço refüsierten das ganze shipment von 800, und Messrs. Saury & Pelidis, sind futsch. Ich habe nach Lourenço telegraphiert und ihnen indirekt offeriert, die Ladung mit 1 Lstrl. (24,50 Frcs.) pro Stück zu kaufen, wobei ich ca. 12 Shilling profitiert hätte; aus Wut und Neid haben sie abgelehnt. Da sie die Hafengebühren nicht bezahlen konnten, mussten sie für 16 Shilling verkaufen; das Repatriation-Comité verkauft die Tiere jetzt an die Boers für 25 Shilling!

Gestern lunchte ich bei der D. O. A. G., sehr schönes, kühles, geräumiges Haus, ein tadellos sauberer, asphaltierter Hof, keine Malgaschen, sondern lauter Zanzibarleute (Araber), kein Gebummel, keine Pantoffel, die Flagge steht korrekt am Stock, und die Leine ist schiffsmässig korrekt um die Haken gelegt. Alles tadellos ordentlich, eine wahre Wohltat. Wir haben neulich vom »Kanzler« (Reichspostdampfer der D. O. A. L.) eine sehr schöne grosse Dampfschaluppe gekauft; ich hoffe, dass sie mit nächster Mail nach Ananalava kommt, wo ich sie sehr gut gebrauchen kann, da die Regierungsbarkasse, wenn man sie überhaupt haben kann, ein wahrer Greuel ist, verlottert, mit Bindfaden reparierte Rohre, triefend von Oel und Schmutz und gänzlich seeuntüchtig. Es ist bezeichnend für das »unschiffsmässige« Herz der Franzosen, dass auf dem »Borda« — dem grossen Truppenschulschiff in Brest — die Zöglinge ihren grössten Stolz darein setzen, eine möglichst — schmutzige (!!) Kappe zu haben, und ein recht altes, öliges Exemplar, auf dem man die Farben schon nicht mehr unterscheiden kann, wird sorgsam von Generation zu Generation vererbt.*) Die Klosetts und Badezimmer (lucus a non lucendo, denn sie werden beinahe nie benutzt) auf französischen Schiffen sind geradezu haarsträubend und selbst hier, wo man doch meinen sollte, dass Bäder eine unentbehrliche Wohltat sind, ist ein tub noch ein Gegenstand der Verwunderung. »Tiens, vous emmenez ça toujours avec vous, que c'est curieux!«

Die letzten Tage lag hier ein portugiesisches Kanonenboot, »the terror of the sea«, wie es in der Operette von Sullivan heisst, das hier Kohlen holte, weil die Dons in Mozambique kein Geld haben, um einen Dampfer zu chartern. Die Offiziere waren zum Schreien — halbe Nigger, zum mindesten

*) Ich entnehme dieses Faktum dem in einer französischen Jugendschrift erschienenen Tagebuch eines Bordaschülers.

Quarterones, mit goldgestickten, weissen Messjacketts, niederen schwarzen Lackreitstiefeln, und jeder dieser Seehelden hatte eine ganz nigelnagelneue Jagdpeitsche in der Hand, ganz wie man den »Seekadett« in dem Schmierentheater gibt. Die hiesigen Kohlenleute geben ihnen die Kohlen nur gegen Vorausbezahlung! Und zwischen 1700 und 1750 waren die Portugiesen gerade hier die allmächtigen Händler. Sic transit gloria mundi! Die Franzosen hier sind gegen Halbblut viel weniger exklusiv, als man es zum Beispiel in Südafrika ist, und zu meinem Entsetzen erschien gestern auf dem Tennisplatz eine ganz waschechte Mulattin, die als »Madame N. N.« vorgestellt wurde, mit krausem Haar, in einer grasgrünen, unglaublichen Toilette. Auf dies hin verzichte ich auf weiteres Tennis hier. Es ist übrigens auch sehr fühlbar, wie das schlechtere Element hier auf die Franzosen abfärbt — in jeder Hinsicht. Man muss nur einmal gesehen haben, wie unglaublich unverschämt und aufdringlich so ein Pack junger halfcastes sich benimmt; der frechste Gauner ist ein Waisenkind dagegen! Noch jede Nation, die sich mit den Farbigen eingelassen hat, ist daran zugrunde gegangen, und aller Neger-Philanthropismus ist dummes Zeug. Der Nigger ist und bleibt ein »damned nigger«, und wenn er sechsmal einen Zylinder auf hat oder gar Gouverneursstickereien, wie hier zuweilen, und was er wird, wenn man ihn nicht in die Schranken weist, davon ist Haiti ein sprechender Beweis. »No natives allowed in this car« ist eine gute Devise. In Durban dürfen sie nicht einmal in einer Rikshaw*) fahren, und als vor einiger Zeit sich eine Deputation darob beschweren wollte, warf sie der President of the Town Board kurzerhand und wortlos hinaus. Aber hier gilt natürlich Liberté, Egalité, Fraternité. Die Menschen sind doch immer noch dümmer, als man glauben sollte. Das war auch offenbar die Ansicht des Missionars, der zu mir kam und mich gleich um 20 Frcs. anzapfte pour l'école noire: ces pauvres innocents qui savent déja pas mal leur catéchisme. Ich sagte ihm, dass, wenn er eine Schule aufmachen wollte, um die Boys zu lehren, dass man gute Hemden nicht zum Stiefelputzen benutzt, Rasiermesser nicht, um Brot zu schneiden, dass Schrauben von links nach rechts gehen, und man nicht in das tub spuckt, ich gern für das Doppelte zu haben sei. Von allen nichtsnutzigen, verlogenen, scheinheiligen Schuften ist der

*) Leichte, von einem Zulu gezogene Droschken.

schwarze Missionsschüler weitaus die Blüte; einigermassen brauchbar wird der Nigger nur unter einem gerechten aber sehr strengen Herrn. Leider ist das Beispiel, das hier die französischen Legionäre geben, ein miserables. Von der Disziplin dieser Truppe kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, dass mir neulich der eigene Kompaniechef sagte, dass er sie mit dem Revolver in der Faust aus den Betten jagen muss und dass, wenn sie (jeden Samstag) permission de nuit haben, der »vaguemestre« (Wachtmeister) stets um 3 Uhr etwa mit einem Ochsenkarren herumfährt, um die »Toten« heimzuholen. Die »Companie-disciplinaire« ist das letzte Ende dieser Leute — eine Art uniformierter Züchtlinge, die furchtbar schlecht behandelt werden, und wo Mord und Selbstmord an der Tagesordnung sind.

In Madagascar wird beinahe alle Strassenarbeit von Kettengefangenen verrichtet; anfangs ist es einem unangenehm, aber man gewöhnt sich bald daran. Mr. Lesueur (mein Logiswirt) hat stets hundert Mann Gefangene von der Regierung in Pacht, die seine Rafia- (das Zeug, mit dem man Reben aufbindet und okuliert, eine Art Bast) Presse bedienen, mauern usw. Neulich kamen wir dahinter, dass der Aufseher mit den Gefangenen und zwei eingeborenen Polizisten nächtlich das Reismagazin plünderte — er wurde nachts abgefasst und abgeliefert — auf sieben Jahre nach Toulon, das bedeutet für einen Malgaschen Tod (Schwindsucht 85 Prozent). Quis custodiet ipsos custodes? (d. h. es war kein Malgasche, sondern ein Senegalese, die man ihrer relativen Ehrlichkeit halber als Aufseher hat.) A propos Magazin! — Eines musste neulich von Grund aus demoliert werden, weil Carias in das Mauerwerk gekommen waren — eine winzige Art Termiten, die absolut alles zerstört, wo sie einmal eingedrungen ist, und die hier und da ganze Ansiedelungen einfach zur Auswanderung zwingt. Man kann sehr wenig dagegen machen. Ueberhaupt sind die Tiere oft geradezu grässlich hier — abends beim Essen kommen Tausende und Zehntausende von Johanniskäfern und fallen in alle Gefässe, krabbeln im Haar, im Kragen, im Hemd — scheusslich.

Die letzten Tage hatten wir hier mittags in der Sonne i. e. auf der Strasse durchschnittlich 51° R. bei bedecktem Himmel, 40° im Zimmer (!) nach ganz zuverlässigen Instrumenten. Abends fällt es auf 22—23°; das schlimmste ist aber die Reverberation

vom Wasser, welche so stark ist, dass man nur mit dem Rücken gegen das Meer lesen kann. Bei dieser Temperatur chiffrieren ist etwas, was einen nach einer halben Stunde für den Tag fertig macht. Majunga ist übrigens als einer der übelsten Plätze auf der Welt verrufen. In Durban soll die Pest sein. Hoffentlich haben wir keine Quarantäne, hier ist sie fertig; die niedergebrannten Ruinen der infizierten Häuser liegen noch; aber wie viele Fälle sind nie bekannt geworden, die Toten, die man unter dem Wharf, hinter Steinhaufen usw. gefunden hat, und die die Eingeborenen aus Angst vor dem Niederbrennen ihrer Wohnstatt verscharrt und verschleppt haben. Der Gouverneur war glücklicherweise energisch und liess prophylaktisch die Mehrzahl der Eingeborenen aus ihren Häusern vertreiben und zwang sie, ausserhalb der Stadt zu kampieren in einem cordon.

Die »Zenanas« (Frauengemächer) der Inder sind natürlich eine grosse Erschwerung jeder sanitären Kontrolle, und das Beispiel Indiens hat gezeigt, dass auch weibliche Aerzte wenig helfen. Das einzig mögliche ist scharfe Absonderung des Eingeborenenviertels durch eine Parkzone und sofortige unerbittliche Isolierung aller Farbigen beim ersten Verdacht. Die indischen Kulis (ca. 600) sind jetzt wenigstens kaserniert; aber die Banyans (Kleinkaufleute) sind nicht besser, und die Malgaschen noch weniger. All das wurzelt in kleinen Gassen und Höfen mit Hintertreppen und Durchgängen und Doppeltüren, lautlos, unpersönlich, unzugänglich. Sobald ein Malgasche irgendetwas nicht versteht, einsieht oder einsehen will, sagt er: »a—hem«, und dann ist es alle. Kein Maulesel ist bockbeiniger — moi pas con-nais, chose vasaha (blanc) — und am nächsten Tag ist er weg. Dazu kommt die Schwierigkeit, eine Persönlichkeit zu fixieren. Ein Mann heisst Tsao oder Tumbu. Nun bekommt er ein Kind und tauft es »Messer« oder »Flasche«. Von dem Tag an heisst er selbst nicht mehr Tsao oder Tumbu, sondern »Vater von dem Messer«, (Ranainga) oder »Vater der Flasche« usw. Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, jemand zu identifizieren. Ein Heimatsgefühl hat der Malgasche nicht, ebensowenig wie Moral oder Religion oder Seife — er lässt seine Paillotte im Stich — geht auf seinen unermüdlichen Beinen 300—400 Kilometer wo anders hin und bleibt, so lange es ihn freut. Oft sind ganze Distrikte leer, wenn aus irgendeinem Grund die Leute

Dorfhäuptling von Katsepy Majunga, Westküste.

misstrauisch geworden sind. Die Mischung von Geduld, Strenge und Diplomatie, um immer die nötigen Arbeiter zu haben, ist etwas, was riesig auf die Nerven geht. Am besten zieht noch Schnaps. Ich will nicht sagen, dass das sehr zivilisatorisch ist, aber — que faire! Der Malgasche trinkt nicht, weil es ihm schmeckt, sondern um betrunken zu werden — selbst wenn ihm das Getränk selbst nicht schmeckt. Als ich König Amponimerina Heidsieck gab, sagte er, dass er »Toc« (Fusel) lieber habe: »ça souler plus vite.« Hier bei den Sakalava, die von jeher böse Trinker sind, ist die Geburtenziffer minimal, die Kindersterblichkeit enorm. Merkwürdigerweise halten die Chinesen hier nicht aus. Von 400 Kulis, die jemand importierte, starben in vier Monaten 392! Von Panik ergriffen, flohen sie in Segelbooten und Piroguen; man vertuschte die Sache; aber tatsächlich kamen nur acht auf die Rückreise. Auch die Kanakas (von den neuen Hebriden) sterben sofort an Paludisme. Es ist aber auch gerade hier ein unsympathisches Land: Von der Höhe des Observatoriums, so weit man sieht, Delta und Mangrovesumpf, unter einem Himmel von Blei, und wenn man fünf Minuten still sitzt, kommen überall aus dem Boden die roten Krabben heraus und sitzen und wetzen ihre Scheren.

Ich habe mir in Europa nie vorgestellt, dass Land und Klima einem etwas so greifbar Feindseliges haben können, und man vermeidet hier davon zu sprechen, aber hier und da heisst es eben: »où est N. N.?« — »Accés bilieux (vomito nero)«. — »A—hem«. Von Februar ab wird es wieder besser, aber wenn irgend möglich, werde ich doch trachten, jetzt auf vier Wochen nach Durban oder dem Süden zu gehen. 40° im Durchschnitt langt mir.

9. Januar 1903. Heute früh sind zwei grosse Segler eingelaufen mit norwegischem Holz und Kohlen; der Skipper steht am Kai, eine richtige Wikingfigur, bärtig, roh, »ironfisted, hornyhanded«; seine Flagge weht am Besan: auf weissem Grund ein ruhendes Elentier auf gelbblauem Kissen, die alte nordische »Hausmarke«, wie sie schon die biederen Waräger geführt haben mögen. Es gibt Leute, von denen man auf französisch sagt: »ils ont eu une bonne presse.« Wie Catilina, wie Cesare Borgia, wie Machiavelli, Napoleon III. eine »mauvaise presse« gehabt haben, ohne dass sie schlimmer waren als Zehntausend andere, so haben diese nordischen Wikinger und Waräger stets ein ge-

wisses Heldenhalo um sich gehabt, während sie de facto auch nichts anderes waren als all die andern Kinderschlächter und Frauenbrater, welche die sonnigen Küstenstädte des Mittelmeeres mit dem Jammergebrüll ihrer Opfer erfüllten — nur dass sie noch ausserdem das Kunstwerk, das der Smyrniote verschonte, der Römer verkaufte, mit kräftiger Faust zertrümmerten. Aber ein Wiking — das ist für 90 Prozent der Durchschnittsleser »was feines«. Ganz genau gibt sich diese Sorte meist überhaupt nicht Rechenschaft über das, was sie liest; sie urteilt und empfindet, wie sie auch spricht — mit fertig geprägter fremder Scheidemünze, und es ist erstaunlich, wie kritiklos bei sehr vielen die geistigen Prozesse sich vollziehen. Im Gegensatz zum alten Wort »das Heil ist im Glauben« muss es heissen, »das Heil ist in der Kritik« — im Eliminieren alles dessen, was nicht vor Logik und Wissenschaft besteht; aber das wäre am Ende das Reich der reinen Vernunft — ein Paradies — man muss nicht zu viel verlangen. Und wer weiss, ob es am Ende besser ist als das alte mit den Aepfeln?

Nebenan — bei Scopelidis — wieder ein Syrer — brüllen betrunkene Legionäre; gestern Nacht gegen 3½ Uhr versuchten etwa vier bis fünf die Tür meines Hotels zu erbrechen und zogen sich erst zurück, als ich ihnen vom Balkon aus meinen Revolver zeigte; man macht sich gar keinen Begriff von der Roheit dieser Burschen. Um zu wissen, was der Mensch an Bestialität leisten kann, muss man einmal so gegen die Morgenstunden in die Hinterstube eines griechischen Cafés gelangt sein. Ueberhaupt ist ein Aufenthalt in Madagascar nicht geeignet, die Meinung von menschlicher Würde sehr zu heben.

Die weisse Bevölkerung Majungas besteht zu zwei Dritteln aus Funktionären und Militär, und ist mit geringen Ausnahmen wenig sympathisch. Der weibliche Teil ist noch übler — meist Kreolinnen (im hiesigen Sinn des Wortes) von zweifelhafter Herkunft und ganz unzweifelhafter Aufführung.

Gegen 5 Uhr versammelt sich so ziemlich alles auf der Terrasse bei »Père Blum«, einem alten, dicken, verschmitzten Elsässer zum »apéritif« — lies: Klatsch mit Absynth — gegen 7 Uhr ist Souperzeit (schlecht und schmutzig), in den späteren resp. früheren Stunden wird vielfach und gründlich gepokert.

Wie überall in Madagascar, blüht natürlich auch in Majunga der Bluff auf das prächtigste. Le »wharf de Majunga«

ist in allen Publikationen eine stehende Renommierillustration; in Wirklichkeit ist dieser Wharf ein faktisch unbenutzbarer Embryo, der jetzt schon, infolge ungenügender Versteifungen usw. stets reparaturbedürftig ist und ein horrendes Geld gekostet hat. Er wäre würdig, am Donaukanal zu stehen und von Dr. Lueger eingeweiht zu werden. Nur an den Wien-Korrekturarbeiten habe ich je ähnlich schlampige Ausführung gesehen.

Die Landung in Majunga vollzieht sich also, trotz des Wharfs, meist auf den Schultern der Bootsleute, über stinkenden Schlick und Haufen von altem Unrat, welcher kurzerhand stets in den Hafen resp. die Lagune geworfen wird. Auch die »Compagnie de bâtelage«, welche über einige Schlepper und Leichter verfügt, ist absolut nicht auf der Höhe, verlangt horrende Preise und leistet saumselige schlechte Kreolenarbeit.

Von den 72 (!) eisernen Leichtern, welche nach der Expedition von 1896 im Hafen blieben, existieren infolge der Sorglosigkeit und Bummelei der Hafenbehörden heute noch 6. (!!) Die andern sind teils gestohlen, teils gesunken, teils zerbrochen und verrotten unter dem Dünensand.

Kurz nacheinander erschienen unsere beiden Dampfer »Zingara« und »St. Fillans«, letzterer ein riesiges, schwarzes, imposantes Schiff, auf der Reede und wurden sofort unter Quarantäne gelegt, da sie aus Durban kamen, wo unter den Eingeborenen sechs bis sieben Pestfälle aufgetreten waren.

Trotzdem erhielten wir Ladeerlaubnis und konnten so den Zeitverlust einigermassen ausnutzen. Was aber diese Quarantäne — eine lächerliche Farce — für Scherereien mit all den Wichtigtuern der Hafen-, Spital- und Zollbehörden macht, das ahnt nur, wer es probiert hat.

Bei einer der zahlreichen Fahrten zu und von der Reede überraschte mich eine schwere Boe, welche mich ziemlich weit in die Bai hinaustrieb; das Boot nahm zweimal gründlich Wasser über, und ich erreichte nur mühsam und völlig triefend die schützende Landzunge. Bei dieser Gelegenheit konstatierte ich die wundervolle Exaktheit, mit welcher Richard Louis Stevenson in seinem »Treasure Island« den Eindruck beschrieben hat, den grobe See, von einem Ruderboot aus gesehen, macht. Jede mächtige Welle besteht aus zahllosen kleineren Gebirgsketten, zwischen deren Gipfeln und Kämmen sich das Boot seinen Weg sucht. Oben auf dem Wellenkamm sieht man beinahe gar nichts,

da Regen und fliegender Salzschaum völlig blenden; erst im Hinabschiessen kann man die Augen ordentlich öffnen und den Fleck suchen, wo man sein Bugspriet haben will; die Hauptsache ist, den überschlagenden Kamm zu vermeiden, aber oft läuft er schneller, als man ausbiegen kann, und das gelbe Wasser schiesst gut 30 cm hoch, kataraktartig, je nach der Stellung des Bootes, bald nach achter über die Briefpakete, die ich zwischen meine Knie geklemmt habe, bald nach dem Bug. Als wir endlich ankamen, waren meine vier Matrosen völlig erschöpft und ich glaube nicht, dass sie zehn Minuten länger ausgehalten hätten.

Die geschäftliche Lage in Majunga ist momentan trübe: eine Reihe Inder hat falliert und die Handelskammer hält häufige Beratungen, wie dem drohenden Uebel weiterer Niederbrüche gesteuert werden möchte. Alles ist einig, dass den Indern viel zu weitgehende Kredite eingeräumt worden sind — einzelne Häuser haben 400—600 000 Frcs. ausstehen; aber tabula rasa zu machen, würde zu schwere Verluste herbeiführen, und so sucht man eben die Krise zu überwintern, so gut es geht.

Der Neid einzelner französischer Häuser erschwert allerdings die Operationen sehr, und ein wesentlicher Aufschwung auf irgendeinem Gebiet ist in absehbarer Zeit in Madagascar nicht zu erwarten. Selbst, wenn er sich unerwarteterweise irgendwie einstellen sollte, dürfte ihn die engherzige fiskalische Zentralverwaltung rasch unter neuen Steuern ersticken.*) Unfähigkeit und Neid sind die Stelzen, auf denen hier der französische Handel durch den Sumpf der Unordnung zu waten sucht.

Trotz aller offiziellen Bevorzugung der Ostküste wird sich die Entwickelung — wenn sie sich überhaupt vollzieht — nur an der Westküste vollziehen; allein der verhängnisvolle Einfluss der Deputierten von Réunion — eines »rotten borough« im eigentlichsten Sinne des Wortes — widersetzt sich dem auf alle Weise.

Da im Süden zwischen Tulear und Fort Dauphin wieder ein Posten von den Mahafalys niedergemacht wurde, wobei ein Leutnant und mehrere Unteroffiziere den Tod fanden, ist dorthin eine Strafexpedition abgegangen. Von Majunga wurden vierzig Senegalesen detachiert, welche sich gestern einschifften: voraus, im Geschwindschritt, zwölf Trompeter, je sechs abwechselnd Fan-

*) cf. 5. Kapitel: Die Goldfelder, S. 81.

faren blasend, ein Hauptmann zu Maulesel, dann etwa acht weisse Unteroffiziere und die Mannschaft, stramme, grosse, schwarze Kerls mit geradezu ungeheurem Gepäck, rucksackartig in eine Wolldecke verpackt. Je mehr es dem Ende der Kolonne zuging, desto mauer wurde die Marschordnung: die Abstände verloren, die linken Sektionsflügelleute blieben um Mannsbreite zurück, Nachzügler, die auf der Strasse das aufgegangene Gepäck zusammenlasen — kurz, das typische Bild einer vor dem Abmarsch nicht revidierten Truppe, bei welcher, Chargen voraus, vorn frisch wegmarschiert wird, ohne dass sich irgend jemand kümmert, ob und wie die Queue nachkommt.

Unwillkürlich fiel mir ein Regentag in Lüttich ein, wo die Miliz zum Schutz der Gewehrfabriken gegen Streikende ausrückte. In den Strassen eine dichte, russige, branntweindurstige, mehr oder minder betrunkene Volksmasse, deren Spott und Hohn eine halb aufgelöste Abteilung begleitete, schwitzende Bürger mit dem Tschako im Genick, lächerliche Operettenkapitäns, Wehrleute mit einem Parapluie im Tornister, alles in Regen und Russ gehüllt, durch die schwarzen, lärmenden Gassen johlend.

* * *

Die Dampfer sind glücklich ausser Quarantäne; der »St. Fillans« ist nach Vohémar abgedampft, und ich habe mit der »Zingara« den wohlbekannten Weg Majunga—Ananalava—Ankabambi angetreten.

Die Zollbeamten sind an Bord, gegen 3 Uhr verlassen wir die Losamündung und steuern durch den Nordpass gegen Ankabambi (33 Seemeilen nördlich). Die Meerestiefe beträgt innerhalb der Riffzone ca. 25—40 Meter, und das Wasser ist so klar und durchsichtig, dass man am Grunde überall die Korallenbänke wie mächtige schlummernde Seeungeheuer liegen sieht. Die englischen Seekarten dieser Gegend stammen aus dem Jahre 1838 und sind seitdem nur äusserst mangelhaft korrigiert worden, so dass die grösste Vorsicht geboten ist. Wir fahren daher nur mit halber Kraft, zwei Mann Ausguck und fortwährendem Loten.

Es gibt wenig Stellen auf der Welt, wo man so ganz ausserhalb des grossen Weltkonnexes ist, wie gerade hier und in diesen Inseln. Es gibt da eine Insel St. Paul d'Amsterdam (ganz klein und einsam im Weltmeer), die als einer der weltverloren-

sten Punkte gelten kann. In der Nähe, auf einem ca. 80 m langen und 100 m breiten Riff haben im Jahre 1760 Schiffbrüchige eines französischen Schiffes 15 Jahre (!) lang von Muscheln und Brackwasser gelebt, ehe sie zufällig entdeckt wurden. 63 starben während der Zeit, sieben schwarze Frauen wurden lebend aufgefunden. Das Naval Directory — ein dickes Buch, in dem seit Hunderten von Jahren alle Beobachtungen der Kapitäne über Küsten, Riffe, Strömungen, Wetter, Wasser usw. registriert werden, enthält gerade hier herum viele derartige Tragödien. »Bad anchorage, strong currents, coral reefs, no water.« In den schmucklosen Worten einfacher Segelschiffskippers malt sich da die ganze weltferne Verlassenheit solcher Aschenbrödelexistenzen unter den Inseln, hier und da sogar heisst es: »not to be found, disappeared, deep water«, versunken, verschollen, in irgendeiner Katastrophe, mit all den dürftigen Existenzen, die darauf ein kümmerliches Dasein fristeten. Der Passagier, der auf dem grossen Postdampfer von Hafen zu Hafen abgeliefert wird, tritt dem Meer nicht näher, aber wer sich, wie wir hier, oft selber einen Hafen suchen muss, wer mit den Maschinen auf »langsam« und vorn zwei Leuten mit dem Bleilot schon bei Dämmerung in irgendeine von Korallenriffen durchsetzte Bucht einlaufen muss, der sieht die Sache wesentlich anders an. Aber eben solche Momente haben ihren eigenen Reiz.

Von Nosi-Valiha ab, am Eingang der Radamabai, werden drei Boote ausgesetzt und vorgesandt, um die schmale und gewundene Einfahrt auszupeilen. Wie eine Schnecke mit ihren Fühlern kriecht der grosse graue Dampfer zwischen den Riffen an die Küste heran; das Heulen unserer Sirene wird von dem Tuten der Muschelhörner auf den Hügeln beantwortet, und von allen Seiten sieht man eilige Trupps den Viehkraals zustreben. Der gewöhnliche Lärm der Maschinen ist verstummt, die Schraube dreht sich eben noch, und von vorn kommt langgezogen der Ruf der peilenden Leute: sieben, sieben, fünf und einhalb. Auf der Brücke, eine scharfe Silhouette gegen den Abendhimmel, der Kapitän, die Hand am Telegraphen, dessen Antwortssignale — klang-kling, klang-kling — aus dem Maschinenraum herauftönen. »Five« tönt es wieder und »let go«. Donnernd rasselt die Ankerkette nieder, langsam schwingt der Dampfer herum, bis er senkrecht zur Strömung steht, ca. 500 m vom Lande, die Positions-

laternen gehen schon an den Masten hoch und der Kapitän kommt über seine Treppe: »Well gentlemen, let's have a Dock and Doris (brandy and soda) in my cabin.« Und in dem engen Raum verteilt man sich kameradschaftlich auf Bett, Stuhl und Kanapee, sichert sein Glas gegen irgendeine Ecke und »klönt«, doch nicht zu lange; denn die Arbeit beginnt mit dem grauenden Tag.

Um 3½ Uhr früh heult unsere Dampfpfeife. Ein kalter Morgen; über das Wasser ziehen weissliche Nebelschwaden, und nur die Spitzen der Bäume ragen aus der Watte. An Land kriechen die Boys fröstelnd aus ihren Laubhütten, über die Höhenrücken ziehen langsam Reserveherden den Kraals zu — es werden an 2000 Stück vorgemusterte Tiere da sein — und die Piroguiers schieben ihre leichten Fahrzeuge ins Wasser. Die Kraals, aus starken Stämmen zusammengefügt, fassen etwa 1000 Stiere, an der Wasserseite sind je zwei kleinere Kammern, 6 auf 8 Meter im Geviert, angebaut, und es gilt nun, die misstrauischen, halbwilden Tiere durch das Fallgatter hereinzutreiben; einmal gelingt es auf den ersten Versuch, ein andermal bricht im letzten Moment der Leitstier immer wieder weg, und es bleibt dann nichts übrig, als ihn wegzufangen und ein gefügigeres Tier vorzutreiben. Mit wildem Geheul umstellt die Mannschaft, ca. 100 nackte Comorenboys, die kreisenden Herden, immer näher rückt die Tête dem offenen Tor, da plötzlich schlagen die Vordersten um, trotz aller Steinwürfe, und von rückwärts drängt die Menge blindlings nach; in der Mitte hebt der Druck manches angstbrüllende junge Tier von den Beinen auf die Rücken der nächsten, noch einen Augenblick schwankt die wogende Masse, dann bricht sie unwiderstehlich, im wilden Galopp weg, und es gilt eine neue Stunde Arbeit, um sie wieder einzukreisen. Endlich gelingt es, im Nu ist der enge Vorraum vollgepresst; die Gleitbäume werden festgeschnürt, und die Lassowerfer steigen auf die Umzäunung, um die Stiere einzeln

Vielkraal in Ankabambi.

einzufangen. Mit grosser Geschicklichkeit verstehen es einzelne Tiere, die Schlinge stets wieder von den Hörnern abzuschütteln; andere versuchen in verzweifeltem Ansturm die Gitter zu sprengen oder die Zäune zu überspringen; andere bohren die Hörner in das Holz, spreizen die Beine und müssen buchstäblich ins Wasser gerollt werden. Sobald die Lassoschlinge sitzt, wird von aussen ein Bastseil angeknüpft, ein kurzes Kopfseil um die Hörner gelegt, und zwar genau so, dass der Knoten auf der Stirnwurzel sitzt, einen Augenblick zwei Sperrbalken zurückgezogen, und gewöhnlich attackiert der Stier sofort mit wildem Sprung

Viehkraal Ankabambi. Anlegen des Lassos.

die Leute am Ende des Seiles; diese reissen aus, bis an die Hüften ins Wasser, und ehe das Tier sich versieht, hat es den Boden verloren und wird nun schwimmend leicht an die Piroguen gezogen. Hier knüpft die Besatzung den Lasso ab, befestigt den Kopf des Stieres an Querhölzern, so dass die Schnauze gut über Wasser bleibt, und sobald sechs oder zehn angeschnürt sind, geht das Boot entweder im Schlepptau der Dampfpinasse oder der Landankertrosse entlanghantelnd, bis zum Dampfer hinaus. Dorten kommt von jedem Ladebaum die Stahltrosse, je zwei bis drei Tiere werden sachgemäss festgehakt und hochgezogen; an

Bord löst man die Kopfstricke und wirft sie in die Pirogue zurück und schubbt das nunmehr freie, meist aber ziemlich erschöpfte Tier in die Gänge resp. den Raum ab. All diese Operationen müssen gruppenweise genau organisiert sein; es darf nirgends Aufenthalt der Anschoppungen geben, sonst verlieren die Tiere enorm an Qualität. Wenn aber an Land durch Wegbrechen oder sonstige Unglücksfälle Stockungen entstehen, oder wegen schlechter See die Piroguen nur langsam und mit halb ersäuften Tieren an den schwer rollenden Dampfer kommen, wird die Lage hier und da kritisch. Vor Angst laut heulend und erschöpft, krampfen sich die Piroguiers an die Haltetaue, das leichte Gefüge der nur mit Bast genähten Piroguen gibt nach, und es gilt scharf zugreifen, wenn man die Stiere herausfischen will, ehe das armselige Fahrzeug versunken ist. Um die Boys kümmert sich niemand; ich habe mich oft gewundert, dass nicht mehr passiert; aber es ging immer leidlich ab, obgleich ich bis zur äussersten Leistungsfähigkeit forcieren und an drei Kranen, auf jeden Hub bis zu vier Stiere, gleichzeitig anhaken liess. Das hielten selbst die Stahltrossen auf die Dauer nicht aus, und eine ganze Gruppe stürzte hinab und schlug unten eine Barke kaput. Mit Glacéhandschuhen kann man eben nicht

Beim Verladen in Ankabambi. Eine Attacke I. (Am Horizont die »Zingara«.)

Beim Verladen in Ankabambi. Eine Attacke II.

Beim Verladen in Ankabambi. Eingefangen.

in drei Tagen 1600 Stiere laden, wie wir es regelmässig fertig brachten: das Maximum an einem Tage waren 583, d. h. bei zehnstündiger Arbeitszeit, beinahe jede Minute ein Tier. Die Franzosen brauchten in Ananalava fünf Tage für 800!

Bis in die sinkende Nacht hinein, bei elektrischem Licht, rasseln die Ketten, der ganze Raum ist schon voll: hier stehen eintausend Stück frei, auf den oberen Gängen weitere 5—600 in Verschalungen; auf dem Deck ragen riesige Stapel besten kanadischen Pressheus, eine wunderbare Lagerstätte für die Boys.

Herablassen von Ochsen in den Raum der »Zingara«, Ankabambi-Bai.

Endlich stösst die letzte Pirogue ab; die Zähler und Zollleute vergleichen ihre Listen, am Land werden die commandeurs (Vorarbeiter) abgelohnt, ratternd müht sich die kleine Hilfsmaschine (von den Engländern »der Esel« genannt), die schweren Trossen einzuholen, und die Ausreise kann beginnen.

Die Ladung in Ankabambi (1594 Stück) wurde diesmal in 3½ Tagen ohne Unfall erledigt. Als ich am letzten Tag mittags an Bord kam, fand ich alles, mit Revolvern und Gewehren bewaffnet, in grosser Aufregung: einige grosse, gut 4—5 m lange

Haie stritten sich, dicht neben dem Schiff, um den Kadaver eines abgehäuteten Ochsen, merkwürdigerweise ohne die längsseits an den Piroguen angebundenen lebenden Tiere anzugreifen; vielleicht erschreckte sie das Geplätscher. Aus allen möglichen Schiesseisen begann nun ein eifriges Geknalle, das jedoch die Haie wenig zu genieren schien. Mr. A. eilte mit vier Boys in ein Boot, um sie aus nächster Nähe anzugreifen; er stand in Pyjamas mit blossen Füssen, das Gewehr im Anschlag, vorn im Boot, eben im Begriff, loszudrücken, als eine Welle oder eine ungeschickte Bewegung der Boys ihn aus dem Gleichgewicht brachte — der Schuss krachte uns um die Ohren und Mr. A. und ein Boy lagen im Wasser. Einen Moment war alles starr; man sah nur wirbelnden Schaum; dann tauchten sie auf, und ich habe nie Leute so rasch in ein Boot klettern sehen als die beiden. Hai und Gewehr waren weg. Ersterer erschien allerdings bald wieder, was einen der Boys jedoch nicht hinderte, nach dem Gewehr zu tauchen — die Eingeborenen der Westküste fürchten den Hai nicht — aber als das grosse, graue Vieh dicht hinter ihm heraufkam, gab er doch weitere Versuche auf.

An der Ostküste, speziell in Tamatave, rechnet man auf jede Ladung ca. 10 Prozent Verlust durch Haie, und mehrfach wurden Leute, die sich nur am Strand die Füsse wuschen, weggeholt. Es scheint, dass der grosse Fischreichtum der Westküste ihren Hunger befriedigt und sie daher hier nicht so dreist und gierig sind. Immerhin hatte A. ein Riesenglück, dass er nicht gefressen wurde.

* * *

Ankabambi-Bai dürfte wohl äusserst selten, wenn überhaupt je, von einem Dampfer besucht worden sein. Das Naval Directory warnt vor den zahlreichen Klippen und Korallenriffen; eine nennenswerte Ansiedelung besteht nicht, und Radama River ist besser von Norden zugänglich.

Durch sorgfältige Peilungen haben wir eine schmale Stelle ausfindig gemacht, an welcher sich selbst ein grosser Dampfer mit 6 m Tiefgang wie der unserige gut verankern kann; zu beiden Seiten ragen halbmondförmige Riffe in das Meer hinaus.

Und lässt man das Boot treiben, so sieht man in 5 bis 10 m Tiefe durch das klare, grüne Wasser grosse Schwämme, Korallen, Seeanemonen, Seeigel und die hundertfältige Flora und Fauna des südlichen Meeres in buntester Verschiedenheit.

Le soleil, sous la mer, mystérieuse aurore,
Eclaire la forêt des coraux abissins
Qui mêle, aux profondeurs de ses tièdes bassins
La bête épanouie et la vivante flore.

Et tout ce que le sel ou le iode colore,
Mousse, algue chevelue, anémones, oursins,
Couvre de pourpre sombre en somptueux dessins,
Le fond vermiculé du pâle madrépore.

De la splendide écaille éteignant les émaux,
Un grand poisson navigue à travers les rameaux,
Dans l'ombre transparente indolemment il rode;

Et brusquement, d'un coup de sa nageoire en feu,
Il fait par le cristal, morne, immobile et bleu
Courir un frisson d'or, de nacre et d'émeraude.

In jedem heraufgeholten Block wimmelt hundertfältiges Leben: hellrote oder blassgrüne, moosartige Fadentiere sprossen aus feinen sechseckigen Zellen, Bohrwürmer von der Dicke eines Bleistifts bis zu der einer mässigen Wurst haben sich behaglich eingenistet, kleine Einsiedlerkrebse hausen in verlassenen Muscheln; asternähnliche, weiss und rosa gestreifte Seeanemonen haben sich in den Ritzen festgesetzt, konservativ und rückgratlos wie ein preussischer Landrat; in jeder Pore regt sich halb bewusstes Leben. Und über der Wasserlinie am Strand arbeitet ebenso emsig das unbewusste Leben der Natur: unter der Wirkung von Welle, Wind und Wetter zerfallen die Lavablöcke zu Geröll, zerbröckeln zu Kiesel, zerreiben zu Sand und schieben neue Bänke in das tiefe Wasser hinaus, bis sie die oberen durchwärmten Wasserschichten erreicht haben, in welchen all diese Tiere und Halbtiere gedeihen. Und nun beginnt ein neuer Aufbau aus unzähligen arbeitsamen Zellen, bis nach tausend Jahren ein neues Riff entsteht. Und wiederum in hunderttausenden von Jahren vielleicht heben unbekannte stete Gewalten es zu denselben Bergeshöhen, auf denen wir heute Muscheln und Korallen finden. Und wiederum in Millionen von Jahren hat sich die Erdachse leise verändert, und Eisberge tragen den abgeschliffenen Block weit hinaus ins offene Meer, aus dem er nach Aeonen

wieder an das Licht heraufsteigt, im ewigen Kreislauf, wenn schon längst die zarte Schimmelwucherung auf der Erdrinde, genannt Menschheit, in andere chemische Verbindungen übergegangen ist.

Ewig sind wir, aber nicht im Sinn kleinlicher Dogmen und Religionen, ewig als ein Teil jener Kräfte, die das Riff bauen und die Kometenlaufbahn bestimmen, ewig nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie. Milliardenfach umgibt uns der Tod, diese Verschiebung chemischer Aggregate, aber die Summe des Lebens, die Kraft, bestand und besteht . . .

Auf einem Grabstein in Pisa fand ich einst die Inschrift: »Mortem non timuit.« Der Mann muss naturwissenschaftlich gedacht haben.

10. Kapitel.

Majunga—Durban. Auf der Reede von Majunga. An Bord des Dampfers »Zingara«.

5. Januar; 9 Uhr abends. — »Nichts?« — »Noch immer nichts.« — »Verfluchte Bummelei!«

Der erste und zweite Offizier stehen an der Tür des Kartenraums, durch das Steuerhaus geschützt vor dem Gischt, der alle Augenblicke in prasselndem Schauer über das Deck fegt. Mit jeder Minute wächst der Wind. Der grosse, halb geleerte Frachtdampfer holt ächzend und klingend über. Ein dumpfer Schlag; klirrend und rasselnd folgt alles, was nicht verschraubt und vertäut ist, der Bewegung, um sofort wieder mit dem Abfluten der Welle die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Wie eine ausgespreizte Riesenhand zeichnen sich hier einen Augenblick die Derricks und der Mast gegen die phosphoreszierende Fläche ab. Ohne erkennbaren Stützpunkt oszilliert in grossen Bogen das gelbliche Licht der Toplaterne.

Die Post war seit zwei Stunden überfällig. Bummelei ist man ja in Madagascar gewöhnt; aber alles hat seine Grenzen, und es ist ein zweifelhaftes Vergnügen, bei schwerer Dünung und reissender Ebbe in einer offenen Flussmündung zu liegen, während die Anker pflügen.

Drüben war offenbar etwas nicht in Ordnung. Am Zollkai flimmern einige Lichter hin und her. Endlich löst sich eines ab, und wie das Blöken eines verirrten Schafes macht sich die heisere Stimme des Schleppers durch das dumpfe Brausen der Brandung bemerkbar. Ein dunkles Etwas nähert sich dem Fallreep, kaum unterscheidbar von den umgebenden Wassermassen, ausser wenn für Augenblicke eine geöffnete Kesseltür glühende

Lichter über das triefende Deck wirft und ein Funkenschwarm darüber fegt.

»Die Post an Bord.« Zwei Säcke waren auf dem Weg zum Kai verloren gegangen und konnten lange nicht gefunden werden.

»Alles fertig? Werft los!«

Die Schaluppe geht mit der Strömung quer ab — schrille Pfiffe rollen kadenziert: Fallreep auf! Rrr — Rrr — ding dong! klingt der Maschinentelegraph, und die Schraube beginnt zu trommeln, nicht in gleichmässigem Rhythmus, sondern hastig und abgerissen, nun erstickt und mühsam, nun, wenn das Wellental sie freigibt, in einem kurzen, wilden Gerassel, wie ein wildes Tier, das an das Gitter springt.

Das grüne Licht von Katsepi blinkt seinen Dreisekundenstrahl und führt den Dampfer sorglich durch die enge und gewundene Fahrtrinne der Bai; dann schwenkt er nach Steuerbord und beginnt mühsam seinen Weg nach der schützenden afrikanischen Küste — 300 Meilen im rechten Winkel zu Wind, Wellen und Strömung.

Das regellose Drehen und Stampfen ist einem langen, ausgiebigen Rollen gewichen, und aus dem dampfenden Raum dringt mit jedem Wegsinken das Gepolter, Brüllen und Stöhnen von 1500 halbtoten Ochsen. Rastlos blinken in den Futtergängen die Laternen der Aufseher; hagere Arabergestalten, ein rotes Tuch um die Schläfen gewunden, gleiten längs der Verschalungen, hier eine Bohle anschraubend, dort ein paar verhedderte Tiere abkoppelnd, dort ein Windsegel anholend.

Auf der Kommandobrücke wandelt ein rastloser Schatten auf und nieder: Kapitän G. verlässt sie nicht, ehe nicht das letzte Riff dieser tückischen Küste zwanzig Meilen hinter seiner Schraube liegt.

Unter ihm, im Sturmsteuerraum, wiederholt das Rad allein gespenstisch jede Drehung; scheinbar regellos flattern seine Speichen, bald rechts, bald links herum, ruhelos und ungleichmässig, bald leise oszillierend, bald in plötzlichem Anlauf flitzend, um gleich darauf wieder umzuschlagen zu suchendem Pendeln.

In seiner massiven Messinghülle zittert nervös der schwarzweisse Stern des Reservekompasses, und durch das Fenster des Kartenraums fällt ein Lichtstreif über das Feldbett auf das bunte Flaggenalphabet des Signalkastens und die blanke Montierung der elektrischen Schalttafel.

Vorsichtig über die Eisenleiter zum Hauptdeck; ein falscher Tritt stürzt den Unvorsichtigen in die gähnende Tiefe der Luke. Ueberhaupt ist das Deck eines Viehdampfers nachts und besonders bei schwerer See mit all seinen Luken, Verschalungen, Ein- und Ausbauten, kein bequemes Terrain. Am Kohlenaufzug vorbei; sorgsam sucht der Fuss das verräterische Dampfrohr, dann über die abschliessende Bohle in den engen dunkeln Kabinengang der Maaten und Ingenieure — ein paar schlüpfrige Stufen hinab und zurück — ich stehe im Maschinenraume, oder richtiger über dem Maschinenraum. Nur der Dampf-Steuermechanismus gackert und spluttert hier oben auf seiner Plattform. Zwei Stockwerke tiefer noch geht es hinab; der Ingenieur nickt mir auf meine stumme Anfrage Gewährung, und ich klemme mich in eine Ecke, um nicht im Wege zu sein und still für mich das Bild zu geniessen. In dem milden Licht der elektrischen Birnen glänzen und gleissen die Metallteile, hier hastig und in keuchendem, fauchendem Takt, steigend und fallend, dort geschäftig kreisend und reibend. Durch das summende Schnurren der Dynamos dröhnt der mächtige Pulsschlag der Welle und schluckt der ölige Hub der Pumpen.

Mit Wischtuch und Kanne kriecht der Maschinist unter den Leib des grimmen Ungetüms; vorsichtig betastet die flache Hand mit elastischen Tippen die gewaltige, rotierende Kuppelung und tränkt sorglich die gierigen Mäuler der Schmierpfannen. Er wirft einen kurzen Blick auf den Manometer und betrachtet missvergnügt die undichte Packung eines Zylinders.

Es liegt eine eigene Poesie in diesem warmen, öligen, summenden Raum, eine andere Poesie als die der jagenden Wellen und des Singens und Klingens im straffen Takelwerk an Deck, aber in ihrer Art ebenso packend für den, der bereit ist, die gefesselten und dienstbaren Mächte der Natur nicht minder zu achten, als ihr wildes, freies Spiel.

. . . Grollend und zürnend singt die Schraubenwelle:

Lang lag ich schlummernd
Im schimmernden Erzgang,
In schwedischer Erde,
Yggdrasills Wurzeln
Schirmt' ich vor neidischem Wurm.
Pochend weckten mich Knappen,
An Sulitelmas Hängen
Sah ich die Sonne;

Ueber den blauenden Fjord
Fegte der Frühlingswind.
Spröde war ich und stolz.
Der Flamme Kuss
Fügt' ich mich:
Tors Hammer nicht härter traf,
Als mich das Schicksal.
Doch sinn' ich Rache;
Im rastlosen Schwung
Lös' ich leise die Fessel,
Lock're lautlos das Band:
Weh euch, befreit sich die Welle!

. . . Die blühenden Hecken der Phantasie säumen den Pfad des täglichen Lebens für jeden, der sehen will, er braucht deswegen noch lang kein Träumer zu sein — im Gegenteil.

Aus meiner Ecke folgt der Blick mechanisch den schwingenden Massen, und irgendwo — tief unter der Bewusstseinsschwelle zieht stumm auf den Gedächtnisbahnen das tausendfache Heer der Erinnerungen, lose und ungeordnet, wie Lynkeus' Goten im »Faust«:

Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erste weiss vom letzten nicht.

Ein Anruf aus der Nacht, und es erwacht zu wimmelndem Leben:

Der Erste fiel, der Zweite stand,
Des Dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach gestärkt,
Erschlagene Tausend unbemerkt.

. . . Aus dem Dunkel wirft der Mutoskop plötzlich nach ein paar tastenden Sekunden sein scharfes Bild auf die weisse Fläche, und im knatternden Fluge flitzt das lebendige Band, oft fehlerhaft und optisch verzeichnet, an unserm Auge vorbei. So jagen sich nach dem ersten Aufzucken der Erinnerung die Momentaufnahmen des Gedächtnisses automatisch auf der angeregten Leitung, oft ungenau und von unsern Vorurteilen grob verzeichnet, ohne dass wir uns sofort bewusst werden können, was den Anstoss gegeben hat.

Und nach welchen Gesetzen verkettet sich das bunte Gewebe, nach welchen Regeln lagern sich die Begriffskategorien? So erscheinen sie regellos, bald — wenn ich mich so ausdrücken darf — in einer Ebene mit allen angrenzenden, doch

differenzierten Begriffen — bald wieder in vertikalem Schnitt durch alle Modifikationen desselben Begriffes.

Auch die Uebergänge, im einen wie im andern Sinne, vollziehen sich meist so rasch, dass wir uns ihrer kaum mehr bewusst werden als des auslösenden Momentes. Und sei es das schwankende Licht, sei es sonst etwas: plötzlich steht ein Bild vor mir: Vor Jahren, eines Winters, nachts im Hafen von Ragusa war es. Bei einer hastigen Verfolgung von Schmugglern durch das Labyrinth der Inseln, Klippen und Höhlen hatte die Zollpinasse ein paar Bugplatten abgerissen, und eine Feldschmiede bemühte sich, den Schaden rasch zu bessern.

Auf dem Raubvogelprofil der Dalmatiner spielten hellblaue und chromgelbe Lichter Verstecken, zuckend tanzten und sprangen die Reflexe der Esse über das kleine Hafenbassin mit seinen weinduftenden Felucken — dichtgedrängt wie Schafe im Pferch — emsig liefen die gestikulierenden Schatten über die krenelierten Quadern der alten venetianischen Bastion und die langen Stapel harzigen Knüppelholzes.

Draussen donnert die Brandung gegen den Felsenwall; hier im geschützten Hafen schluppt die ölige Fläche nur zuweilen über eine Steinstufe und sinkt zurück in schläfriges Wiegen. Von Zeit zu Zeit treibt der Wind fröhliches Funkenfeuerwerk in die Nacht hinaus, gegen die alte Festung auf dem Berge . . .

Ein wildes Getrampel bringt mich zur Wirklichkeit zurück: gellendes Geschrei und neues Gepolter: Hand über Hand die steile Eisentreppe hinauf — im ersten Moment treibt mich ein Windstoss zur Seite, und im nächsten schlittert ein wüster Knäuel über das glatte Eisendeck: eine Welle hat eine Verschalung eingeschlagen, ein paar Stiere haben sich frei gemacht — aber die Plankenreste hängen noch an den Kopfstricken, und die Tiere haben sich verheddert. Der ganze wüste Klumpen, umgeben von einem Dutzend Araber, schiesst brüllend und polternd aus einer Ecke in die andere; aber im Handumdrehen tauchen von allen Seiten neue Boys auf, aus der gähnenden Finsternis des Raums, aus den Heuwällen des Achterdecks, unter alten Segeln wird es lebendig, wie in der Schlussszene von Schillers »Räuber« speit jede Luke neue Helfer; im Nu hängt an jedem Ochsenschwanz ein halbes Dutzend Jungens, und nach fünf Minuten wilden Durcheinanders ist alles wieder in Ordnung. Jeder kriecht in seinen Schlupfwinkel, und auch ich begebe mich

nach oben, um mein Lager aufzusuchen. Allein die Nacht sollte nicht so glatt verlaufen. Ich mochte ein paar Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich mit einem Stoss, der alle Knochen fühlbar machte, gegen die Tür des Ruderhauses flog. Diese gab nach, und im selben Moment schoss ich über das triefende, steil geneigte Deck hinab, um mich mit einem zweiten, nicht weniger schmerzhaften Ruck zwischen den Bootsstützen und einem eisernen Pfeiler eingeklemmt zu finden. — Glücklicherweise! — Denn unser Dampfer hatte an dieser Stelle keine Reeling, und ohne den freundlichen Pfeiler wäre ich glattweg in das Meer hinausgeschossen, und selbst wenn man mein Ueberbordgehen bemerkt hätte, so wäre bei dieser schweren See keine Hilfe möglich gewesen; bis der Dampfer beidrehte und zurückkam, dauerte es mindestens zwanzig Minuten, und selbst wenn das äusserst unwahrscheinliche Wagnis gelungen wäre, ein Boot unzerschmettert ins Wasser zu bringen, so würde es in der tiefen Finsternis und bei dem groben Wetter nichts haben ausrichten können. So hielt ich denn halbbetäubt meinen Pfeiler fest umklammert und betastete meinen arg zerschundenen Korpus; aber es war alles heil, und eine gründliche Sturzsee ermahnte mich, diesen für einen nur mit Pyjamas bekleideten Mann doch etwas zu exponierten Posten aufzugeben. Ich hantelte mich also in den Schutz der Leinwandverschnürung und von da in mein Ruderhaus, wo mir die Sache klar wurde. Die Seekiste, mit der mein Feldbett fest gegen die Wand gekeilt war, hatte sich verschoben, das freigewordene Bett war mit dem Ueberholen des Schiffes wie ein Widder gegen die an und für sich schlecht schliessende Tür gefahren und hatte mich auf das glatte Deck hinausgeschleudert. Im Ruderhaus war keines Bleibens; Decken und Kleider trieften von Sturzwasser, und so zog ich mich denn wieder an und verbrachte die Nacht im Kartenraum mit der Lektüre des Naval Directory.

An Bord Dampfer »Zingara«, Kanal von Mozambique. — Bei trübem, kühlem Wetter und starkem Wind früh morgens sichten wir die afrikanische Küste, und gegen 8 Uhr die Reede von Durban. Wie eine auf Seide gemalte japanische Fächerlandschaft stehen die villenbedeckten Hügel oberhalb der Stadt, graugrün auf grauweiss. Im Vordergrunde zur Linken ragt das Felsenvorgebirge, »the bluff«, auf seinem Gipfel die geradlinigen Konturen eines Forts und ein weisser Leuchtturm,

an dessen Signalmast eifrige Flaggensignale auf- und abschweben. In der schweren, gelben Dünung der Reede rollen etliche dreissig grössere Fahrzeuge und Dampfer, Truppen- und Kohlenschiffe, unter andern auch einer jener hässlichen, turmschiffartigen, ausgebauchten und mastenlosen Getreidedampfer, coffinships (Sargschiffe) genannt. Anfangs konnte die Reederei keine Bemannung für diese unhandlich aussehenden Kästen bekommen; sie sollen sich jedoch sehr bewährt haben. An der engen Einfahrt ist der schwarze Sturmball aufgezogen: eigentlich dürfte kein Schiff mehr über die Barre; allein in Anbetracht unserer wertvollen lebenden Fracht — ca. 200 000 Frcs. — bekommen wir noch die Erlaubnis. Ein prachtvoller, ganz neuer Hochseeschlepper, mit allen modernsten Schikanen, Dampf-Aschenejektor usw. ausgerüstet, kurz und mächtig wie ein Bulldogg, fährt uns voraus. Mit schleppendem Anker und langsamster Fahrt winden wir uns zwischen den Truppen- und Transportdampfern durch, oft so nahe an dem triefenden Bug vorbei, dass man ein Biskuit herüberwerfen könnte; dann wieder an einem indischen Frauendampfer vorbei; das ganze Achterdeck ist mit Gaze gegen alle profanen Blicke abgeblendet.

Längsseits des »Manchester Merchant« — er verbrannte später — fallen und steigen ein paar verspätete Leichter mit dröhnendem Krachen in der mit jeder Minute schwerer einsetzenden Dünung; aus allen Speigatten stürzen weisse Kaskaden, und über die niedrigen Vorbauten eines englischen Küstenwachtschiffes brechen die grünen Seen völlig weg. Mit ein paar scharfen Wendungen biegen wir in den schmalen Einfahrtskanal ein, und vor uns öffnet sich der dichtbesetzte Hafen von Durban. Durch ein Viertel endloser Schuppen gelangt man in die breite, saubere Highstreet; endlich wieder elektrische Lampen und Tramways, Trottoire und Läden. Das Ganze hat den Anstrich einer europäischen Stadt, sauber, ordentlich und belebt. Zwischen Abteilungen kakitragender und sehr reduziert aussehender englischer Soldaten drängen sich in zerlumpten Friesjacken Basutoboys und Kaffern; an der Ecke steht der hochgewachsene, muskelstrotzende Zulupolizist mit englischem Polizeihelm; aber anstatt des Londoner Knüttels trägt er das lokale knob kerry — eine Art Totschläger — aus dem Wurzelstock eines Eisenholzes; mit tödlicher Sicherheit vermag er es bis auf 100 Meter

so zu schleudern, dass es dem Flüchtigen oder Widersetzlichen, je nachdem, den Schädel oder die Beine zertrümmert.

Neben den elektrischen Trams — Eingeborene dürfen nur die obere Plattform benutzen — läuft, im phantastischen Federschmuck oder mit Ochsenhörnern am Kopf und auf die blanken Beine auflackiertem grauem Strumpfmuster, der unermüdliche Rikshaw-Zulu. Sein leichtes, ledergepolstertes, zweisitziges Gefährt hat zwei hohe, dünne, auf Kugellager montierte Gummiräder und ein ledernes Klappdach: ein rasches, bequemes und nicht teueres Beförderungsmittel.

Allmählich verfeinern sich die Läden. An Stelle der Schiffstores, Oelfarben, Kohlenhändler treten europäische Spiegelaus-

Durban. Eine Rikshaw.

lagen, Kuriositätengeschäfte mit Straussenfedern, Fellen und Wildtrophäen, elegante Schneider- und Kunsthandlungen usw. Inmitten grünender und gut gehaltener Anlagen erhebt sich das Viktoriadenkmal, und über die Strassenflucht ragt der schöne, mächtige Steinbau der Townhall.

Ein charakteristischer Zug im Strassenleben Durbans sind die regungslos vor den Läden stehenden Pferde: man wirft nur den Zügel über den Hals zur Erde, und keinem Buren- oder Basutopony würde es je einfallen, wegzugehen. Selbst das mächtige Peitschenknallen der Kaffernkutscher stört sie nicht, wenn diese ihre sechs bis acht voreinander gespannten Maultierpaare im

scharfen Trabe um die Ecke lenken: was übrigens eine nicht zu verachtende Leistung ist.

Oberhalb der eigentlichen Geschäftsstadt zieht sich längs der Hügel — Berea genannt — ein Kranz von Gärten, Anlagen und Parks hin. Hinter tadellos weiss gestrichenen Metallgittern mit blinkenden Messingknöpfen liegen die koketten Villen und Schlösschen der reichen Kaufherren, überwuchert von Rosen und tropischen Schlingpflanzen, vor jeder ein frischer, grüner Rasenplatz oder Blumengarten. Zwischendurch sieht man durch das Grün hinab auf die weite Bai und die schaumgegürteten Klippen der Bluff, — mit ein wenig Einbildung könnte man sich nach irgendeinem Badeort Südenglands versetzt glauben. Welcher Kontrast zu dem öden, verbrannten, durch und durch unsoignierten Madagascar!

Die Bevölkerung Durbans ist überwiegend schottischer Abkunft und hat aus ihrer Heimat den streng kirchlichen Sinn mitgebracht. Man trifft auffallend viel grosse, gutgewachsene Männer, und vor allem viele gute Reiter. Ihr Sitz ist etwas lässiger, als man es in Europa zu sehen gewohnt ist, aber man merkt es den langen, schlanken Leuten an, dass sie von Kindesbeinen an mit Pferden vertraut sind. — Auch sonst trägt das Leben hier einen etwas leichteren Stempel als in England; in allen Geschäften bedienen die clerks in tadellos sauberen Hemdärmeln, und Millionäre, die abends im Royal einen Kreis diamantenstrahlender Damen bewirten, sitzen vormittags ohne Rock auf ihrem Tisch und trinken ihren brandy und soda mit jedem Kapitän oder Farmer.

Einen äusserst unvorteilhaften Eindruck macht dagegen das eben aus dem Krieg zurückkehrende englische Militär, d. h. die Truppe. Sehr viele kleine, ausgemergelte, krank und schwächlich aussehende Leute, sehr schmutzig und verwildert. Vieles davon mag ja auf Rechnung der argen Feldzugsstrapazen kommen; allein das Material selbst hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem eleganten, schlanken, gut adjustierten trooper, den uns »Graphic«, »London News« usw. stets in ihren Illustrationen vorführen. In einzelnen Exemplaren findet man diesen Typ bei den kanadischen und australischen Irregulären, beinahe durchweg aber bei den Offizieren; es ist eine wahre Freude, diese hageren, braunen, gut trainierten Gestalten anzusehen. Punkto Adjustierung kann man allerdings seine blauen Wunder erleben;

so traf ich morgens im Hotel einen Adjutanten in grünem Wollkaki, vorzüglich gemachten breeches, vom Knie ab bis auf den Knöchel gamaschenartig zu knöpfen — eine überaus praktische und kleidsame Fasson — und unter der offenen Jacke um den Hals eine grosse, weiche, rosa Foulardkrawatte, mit drei Perlnadeln bis an den Gürtel festgesteckt!!

Soviel ich aus zahlreichen Gesprächen feststellen konnte, haben die Leute aus dem Burenkrieg für Europa gar nichts gelernt. Im Gegenteil: »Rien ne gâte le soldat comme la guerre.« In den ruhmreichen Kämpfen der Franzosen in Algier und den zahllosen Kleinkriegen der Engländer in Indien sind fraglos viele hervorragende und achtungswerte Waffentaten vollbracht worden; allein es wäre grundfalsch, anzunehmen, dass diese Art der Kriegsführung eine gute Vorschule für europäische Schlachtfelder sei. Die Intendantur allein beinahe kann wertvolle Erfahrungen sammeln, und ich glaube, dass wir in dieser einen Beziehung von den Engländern lernen können, ohne ihre wahnsinnigen Geldausgaben absolut zu kopieren.

Speziell in Durban soll an Lieferungen usw. riesig verdient worden sein — nicht immer in der lautersten Weise. Ueberhaupt muss man in Südafrika überall tüchtig schmieren, sonst kommt man einfach nicht durch. Am ärgsten aber soll es in dieser Beziehung in der Umgebung des alten Ohm Paul gewesen sein.

Buren gibt es in Durban glücklicherweise nicht viele. Dann und wann kommt einer in eine bar, hinter ihm seine vierschrötige Frau und ein halb Dutzend eckige, verlegene Enakskinder, unwissendes, rohes und schmutziges Volk — Waschen betrachtet der Bure als übeln Luxus —, voll Bigotterie und Vorurteilen. Einige Hundert wollten sich auch in Madagascar ansiedeln, aber die Regierung komplimentierte sie schleunigst wieder hinaus. Der Bure ist absolut kein Kulturfaktor, treibt den ärgsten Raubbau und behandelt die Eingeborenen mit geradezu viehischer Brutalität.

Auch mit seinem Heldentum ist es nicht weit her. Nie wird ein Bur anders als hinter guter Deckung fechten, und nie hat er einen Bajonettangriff ausgehalten; er ermangelt jeder Initiative und lässt kaltblütig seine Verbündeten und Freiwilligen im Stich, um seinen werten Leib zu salvieren.

Deutsche und französische Burenkämpfer haben mit den schärfsten Worten ihren Ekel und ihre Enttäuschung über dieses

hinterhaltige und undankbare Volk ausgesprochen. Und noch ehe der Krieg aus war, hatten schon die meisten Führer ihr kleines Privatabkommen mit dem Feind getroffen, und sind nun mitten unter den Boden- und Minenspekulanten. Einen grösseren Bären, wie den von der Burenherrlichkeit, hat sich der deutsche Michel lange nicht mehr aufbinden lassen. Aber in politischen Dingen ist er mit seinen Sympathien eben von jeher auf der Schokoladenseite gewesen. Wann wird er lernen, Interessen- und nicht Gefühlspolitik zu treiben — wann endlich vor allem zu sagen: »Right or wrong; my country!«

* * *

Zum dritten Male lag diesmal die »Zingara« in Ankabambi, um Ladung zu nehmen. Unter dem üblichen wüsten Geschrei war des Tages heisse Arbeit vorüber, von den Viehkraals und den Bootslagern tönte Musik und Gesang herüber, und der grosse Dampfer lag ruhig wiegend vor Anker aussen in der Bai. Unsere Herren beschlossen, die stille See auszunutzen und um acht Uhr nach dem Abendessen noch mit den Booten einen Ausflug nach einem etwa ¾ Stunden entfernten Dorf zu machen. Die Gig und das Beiboot gleiten in das Dunkel hinaus, und mit gleichmässigem Ruderschlag geht es westwärts, der Küste entlang. Plötzlich, nach etwa einer halben Stunde, ertönt aus dem vorderen Boot der Ruf »Brandung voraus!« Die Ruder stoppen, und tatsächlich dringt durch die Finsternis das unverkennbare Brausen und der leichte Schein weisser Schaumstreifen. Wir ändern den Kurs ein wenig, allein schon nach wenigen Minuten steht auch vor unserm Bug eine helle Mauer, und mit ominösem Dröhnen stösst unser Boot auf harten Fels. Rumpelnd und knirschend gleiten wir ab; das abgerissene Ruder schleift an den Leinen nach, höchstens ½ Meter Wasser! Drei-, viermal wiederholt sich das angenehme Experiment, und mit unerfreulicher Deutlichkeit konstatieren wir, dass uns die Strömung offenbar versetzt hat und wir irgendwo in das Wirrsal der Riffe geraten sind. Etwa ein Kilometer der Küste parallel laufend, zieht sich nämlich ein Gürtel von Korallenbänken hin, nur stellenweise unterbrochen von schmalen und gewundenen Durchfahrten, passes genannt, und jedes Ueberschreiten ist ausser an diesen Stellen schon bei Tage und glatter See eine äusserst gewagte Sache, bei Nacht

aber absolut ausgeschlossen. Ein Verweilen aber bis zum Morgen — und dadurch gestaltete sich die Situation sehr ernst — war insofern ausgeschlossen, als zurzeit gegen Mitternacht sehr starke Ebbe mit gegenwehender Seebrise einsetzt und bei sinkendem Wasserstand das ganze Riffgebiet in einen wildbrodelnden Hexenkessel verwandelt, in dem unsere leichten Boote binnen fünf Minuten zu Trümmern gehen würden. Und von Schwimmen ist natürlich bei sechs Knoten Strömung keine Rede, abgesehen davon, dass den Tollkühnen nach den ersten zwanzig Metern die zahllosen Haie in Fetzen zerrissen hätten. Es galt also um jeden Preis, innerhalb zwei Stunden einen der Pässe zu finden, wenn wir nicht ein unrühmliches und unzeitiges Ende nehmen wollten. Immer und immer wieder rannten wir gegen die unerbittliche Mauer, und noch fehlte eine volle Stunde, ehe der Mond uns ein wenig Helligkeit geben konnte, da fand Mr. A.'s Gig zufällig einen kaum zehn Meter breiten Durchlass; freudiges Schwenken der Hecklaterne rief uns herbei, und mit ehrlichem Aufatmen liefen wir zehn Minuten später auf den glatten Sand der Küste auf.

Am nächsten Abend, vor der Abfahrt, stellte sich an der Maschine ein Ventildefekt ein, und da der Kapitän, eingedenk unseres Abenteuers, den Dampfer nicht bei Nacht aus der Bai nehmen wollte, beschlossen wir, die 33 Seemeilen nach Majunga mit der famosen Dampfpinasse zu fahren. Wer den genialen Einfall zuerst lanzierte, war später nicht mehr zu eruieren, da sich jedermann verwahrte, der Autor dieser unsinnigen Fahrt gewesen zu sein. Infolge der üblichen Bummelei wurde es 6 Uhr, bis der alte Rappelkasten sein Feuerungsmaterial an Bord hatte, und als wir schon ein paar Kilometer vom Dampfer weg waren, stellte es sich heraus, dass in dem Vorderteil und Maschinenraum nicht weniger als elf Eingeborene sich verstaut hatten, so dass die Pinasse mit dem Bug viel zu tief lag und alle Augenblicke eine See übernahm. Alles Fluchen half nun nichts mehr, wir mussten einige in den an und für sich schon viel zu engen, mit Oel- und Wasserbehältern verstellten Heckraum nehmen, und als wir um 8 Uhr in das offene Meer hinauskamen, fing das Boot an, in bedenklicher Weise zu rollen. August, die Perle, hatte sich noch zum Abschied einen gründlichen angetrunken, fing zu heulen an wie ein Schlosshund und musste vom Steuer abgelöst werden; dazu hatten wir eine eklige Kreuzsee breitseits

und mussten stets kreuzen, um das überladene Schinakel mit dem Bug gegen die Wellen zu halten. Mr. B. hatte ausserdem einen Handsack mit 25 000 Frcs. in Gold für den Zoll mit sich. Stunde um Stunde verrollte — im wörtlichsten Sinne; die Nacht brach herein und der Kompass musste mit der Zigarre abgelesen werden, da die einzige Laterne kaput getreten worden war. Endlich, gegen 1½ Uhr morgens, blinkte in der Ferne ein schwaches, rötliches Licht, das wir für die rote Lampe des Doktors von Ananalava ansprachen. Beim Näherkommen erhoben sich aber Zweifel, und ein plötzlicher Ruck brachte Gewissheit: wir sassen auf einer Schlammbank, und das angebliche Leuchtfeuer stellte sich als das ewige Licht vor dem Götzenbild einer indischen Dhow heraus, die eine Kabellänge weiter vor Anker lag. Auf Anruf rührte sich nichts in dem schwarzen, sandelholzduftenden Kasten. Die Ebbe lief rauschend wie ein Mühlbach, und mit jedem Augenblick verminderte sich die Chance, wieder von dem zähen Schlick abzukommen, und so entschloss sich einer von den Zollleuten, die paar Meter hinüberzuschwimmen und an der Trosse aufzuentern, was ihm jedoch beinahe schlecht bekommen wäre; der aus dem Schlaf geschreckte Besitzer glaubte, es mit Dieben zu tun zu haben, fiel mit einer Handspeiche über ihn her und war nur mit Mühe zu bewegen, uns ein Boot zu leihen und partieweise ans Land zu fahren.

Am übernächsten Tage traf auch die »Zingara« ein, erledigte die Zollformalitäten und ging nach Durban in See.

11. Kapitel.

Ananalava. Majunga. Tulear. Majunga. Diego Suarez. Kap Diego. Mont d'Ambre. Ste. Marie. Tamatave. Pangalaves. Matsahara. Ranomafana. Beforonona. Moromange. Manjakandriana. Antananarivo.

Ananalava, 12. Februar. Seit dem 1. Februar warten wir vergeblich auf die Post. Weder der angekündigte Dampfer »Emyrne«, noch die zwei nach Majunga am 16. abgesandten Kutter sind bis jetzt eingetroffen. Alle Geschäfte stocken, die Lebensmittel fangen an auszugehen; es ist unmöglich, Nachrichten einzuholen, da kein Kutter sich hinaustraut. Seit acht Tagen haben wir beinahe ununterbrochen heulenden Sturm und strömenden Regen, überall abgedeckte Hütten, eingestürzte Brücken; jedes Rinnsal ist ein reissender Wildbach; am Strand liegen mehrere beschädigte Kutter, und die Fischer haben seit 18 Tagen nicht auf Fang ausfahren können. Selbst die Landpost ist ausgeblieben, und wir sind absolut von jeder Verbindung mit der Aussenwelt abgeschnitten, da die angeschwollene Sofia (ein Fluss!) zurzeit mit Piroguen unüberschreitbar ist. Heute zum ersten Male wieder etwas Sonne, aber noch immer treiben graue Wolkenmassen über das aufgeregte Meer; die Dampfschaluppe, welche man schon verloren glaubte, ist heute eingetroffen; sie hatte sich, nicht weit von hier, in eine kleine Bai retten können. Eigenartig war das Phänomen, dass der Sturm jeweils mit der wechselnden Ebbe und Flut umsprang, und so mehrmals den ganzen Kreis der Windrose beschrieb. Dabei war es so finster, dass man um 9 Uhr morgens die Kerzen anzünden musste.

Der Gouverneur erzählte mir gestern eine hübsche Anekdote von Gallifet. Als das neue Ministerium, Waldeck-Rousseau an der Spitze, zum erstenmal in die Kammer kam, hatte sich die gesamte äusserste Linke verschworen, gegen Gallifet — seiner blutigen Unterdrückung der Kommune wegen — zu manifestieren. Gallifet war etwas zurückgeblieben, um am Eingang des Saales mit Mr. de Vogué zu sprechen. Sobald das Ministerium den Saal betrat, begann ein wildes Geheul: »Assassin! assassin!« Da sagte Gallifet: »Excusez-moi, cher Vogué, — on m'appelle!« Gallifets eigentlicher Titel ist Prince de Martigues, aber als sein Vater starb, war er schon als Marquis de Gallifet berühmt und populär geworden und zog es vor, diesen Titel weiter zu führen.

Das Gespräch kam von dem Problem auf anormale psychische Zustände im allgemeinen. Dr. Escandre de Messières, der hiesige Arzt, gab mir eine sehr interessante Studie über die Träume hysterischer Personen, welche er seinerzeit an der Hand klinischer Beobachtungen bei Dr. Pitre in Bordeaux als Doktorthese ausgearbeitet hatte. Er fand, dass bei den Hysterischen sehr häufig Träume den Gang der Krankheit oder die Handlungen und Empfindungen des Subjekts stark beeinflussen, ohne dass der Kranke im wachen Zustand eine Erinnerung an seine Träume bewahrt hat, dass er sich hingegen im hypnotischen Schlaf völlig wieder an die Träume erinnert, und dass es dann möglich ist, im hypnotischen Schlaf die Erinnerung an den hysterischen Traum des natürlichen Schlafes entweder aufzuheben oder durch wohltätige Vorstellungen zu ersetzen.

Ein interessanter Fall ist folgender: »N. arrive à l'hopital dans un état d'affaiblissement extrême, car depuis six semaines elle refuse absolument à manger, ni exhortations, ni prières, ni menaces la décident. Elle avoue que c'est pour ainsi dire malgré elle, elle a envie de manger. ‚Je mangerais volontiers' dit-elle, ‚mais . . cela me dégoute, je ne puis pas; pourquoi, je n'en sais rien, je commence même à avoir peur, mais j'ai beau faire tous mes efforts, quelque chose m'empêche de manger.'

»Dans les états subconscients, sommeil, délire somnambulisme, écriture automatique: Sa mère qui est morte, lui apparait pendant ses rêves, lui fait des reproches pour une faute qu'elle a commise, lui dit qu'elle est indigne de vivre, qu'elle

doit la rejoindre dans le ciel et lui commande de ne pas manger«.*)

Es ist wohl anzunehmen, dass in zahllosen Hexenprozessen, Zauber- und Heilungsgeschichten, Heiligenlegenden usw. ähnliche Phänomene eine wichtige Rolle gespielt haben und die Nonnen von Laudun, welche seinerzeit Urbain Grandier auf den Scheiterhaufen brachten — eines der traurigsten Beispiele blöder Pfaffenjustiz —, dürften wohl ausnahmslos hysterisch gewesen sein.

Tulear, 15. März. Am 17. Februar morgens liefen gleichzeitig die »Emyrne« vom Süden und die »Persepolis« vom Norden ein. Erstere war bei Morondava in den Ausläufer eines Zyklons geraten, musste wegen Mangel an Kohlen alle ihre Deckbauten, Rundhölzer usw. verbrennen; die Mannschaft hatte die Rumfässer erbrochen, und man war schon drauf und dran, das Boot an den Strand zu setzen; allein der Kapitän brachte es mit etwa zehn Tagen Verspätung nach Majunga.

Ich verliess Ananalava in ziemlich schlechter Gesundheit, blieb zwei Tage in Majunga und traf am 23. in Tulear ein, dessen kühlere Temperatur die Beschwerden bald hob. Am 23. fuhren wir (Kapitän Andreassen, der Kapitän eines schwedischen Seglers aus Arendal) früh 8 Uhr mit Mr. L.'s steamlaunch ab, um in St. Augustin zwei Tage auf Kaimanjagd zu gehen; da aber der Kreolen-Ingenieur mit echt eingeborener Sorglosigkeit seine Maschine nicht imstande hatte, so kamen wir schon nach 1½ Stunden zum Stillstand.

Glücklicherweise war gerade eine ziemlich grosse Dhow in der Nähe, welche unsere Signale verstand und beidrehte. Wie ich übrigens ganz fest erwartet hatte, missglückten die zwei ersten Versuche, unser Tau festzumachen, indem die Nigger es versäumten, rechtzeitig einen Schlag zu machen und natürlich mit den Händen das Seil nicht halten konnten. Zweimal lag die Dhow mit ihrem unhandlichen grossen Lateinsegel flatternd am Wind; erst beim dritten Versuch, wobei sie noch beinahe unsere Pirogue ersäuft hätten, glückte es, und mit einer guten Brise gelangten wir gegen Mittag mit etwa neun Knoten Fahrt nach Sorondava, einem Fischerdorf am Ende des grossen Riffs. Mit vieler Mühe mussten dort die Eingeborenen aus ihrer Mittagsruhe

*) Janet, Revue d'hypnotisme, Juin 95. Obs. XII. E. de Messières.

aufgestört werden, und da die Brise mittlerweile noch aufgefrischt hatte, konnten wir mit etwa elf Knoten in einer Segelpirogue unsere Reise fortsetzen. Immer näher rückte die donnernde, schaum- und gischtbedeckte Brandungslinie des Riffs, und nur ein schmaler, grüner Streifen, vielleicht 80 m breit, bezeichnete den Pass, der in das offene Meer hinausführt. Selbst in diesem konnte man da und dort in dem klaren Wasser mächtige vereinzelte Blöcke und Felsen liegen sehen, die jedem Fahrzeug von grösserem Tiefgang unweigerlich Verderben gebracht hätten.

Die Dhow, welche uns nach St. Augustin schleppte, beim ersten Versuch, unser Tau zu fangen.

Aber unsere leichte Nussschale schoss unversehrt durch den Pass, jedoch nicht, ohne dass wir einige unfreiwillige Sturzbäder abbekamen, was aber bei der mittäglichen Temperatur gar nicht unangenehm war. Bequem kann man eine Pirogue nicht nennen; bei längerer Fahrt muss man sich einen Bettsack oder zum mindesten eine Decke mitnehmen, da die Querhölzer, auf welchen man sitzt, nur 3—4 cm breit sind.

Gegen 2 Uhr bogen wir um die steilen, turmartigen Felsen, welche die Reede von St. Augustin auf der Westseite beschützen.

Jenseits in einem Talkessel, am Mündungsdelta des Onilaï, liegt der Ort, zu dessen stattlichstem Haus, der schwedischen Mission, wir unsere Schritte wandten. Wie alle Gebäude dieser Gesellschaft ist es ein zerlegbares, geräumiges Holzhaus mit schrägem Dach und Veranda, von schwedischem Typus, das fertig samt Einrichtung herausgeschickt wird.

Zurzeit befand sich auf der Mission nur ein Kreole, Hilfsmissionar, der Typus des good-for-nothing, oily, just-a-bit-of-Christian duty niggerpreacher. Auf seine mit der grössten Bestimmtheit ausgesprochene Versicherung, dass er einen sehr schönen und guten Weg wisse, wo es »no end of duck« gebe, gingen wir gegen Abend fort.

Der Pfad reduzierte sich sehr bald auf eine Spur, welche abwechselnd über schlüpferige Steine, entlang den sumpfigen Ufern eines recht tückisch aussehenden Altwassers führte, bald in Steigungen von 40—50 Grad zwischen Dornengestrüpp, über losen Schutt und glatte Felsspalten anmutig sich hinschlängelte. Enten gab es so wenig wie im Cölner Dom. Nach etwa 1½ Stunden sagte Blackburne, dass wir jetzt nicht mehr weit zur Quelle hätten, und dass auf der andern Seite des Berges ein sehr schöner Weg zurückführe. Als jedoch nach einer weiteren Stunde gänzlich weg- und steglosen Kriechens, Watens und Kletterns die Quelle erreicht war, erklärte der Biedermann, dass man doch wohl nicht auf die andere Seite könne, »very swampy ground«. Da wir nicht denselben Weg zurückkehren wollten, beschlossen wir, über den Berg heimzukehren, und gegen 8½ Uhr hatten wir den ersten Kamm erreicht. (Die Formation erinnert an den fränkischen Jura bei Solnhofen, aber höher.) Der Vollmond stand hoch am Himmel, und in seinem silbernen Licht sah man die verschiedenen Täler, mit da und dort einer blinkenden Wasserader, gegen die Kammhöhe ansteigen; in der Ferne, im Flussnebel die Ebene und einzelne Lichter von St. Augustin. Und schon nach wenigen Augenblicken war es klar, dass der dumme Kreole nicht die leiseste Ahnung hatte, wo er war, und wir, wenn es nicht gelang, so lange der Mond hoch stand, über die Klippen einen Abstieg zu finden, die angenehme Aussicht hatten, in dünnen Kleidern im Busch zu kampieren. Verlockend sah der Abstieg nicht aus. Etwa 200 m tief ging es steil hinab, Felsen, Geröll, Buschwerk und Dornen; dann verlor sich der Blick in der Dämmerung der Schlucht. Der Kreole murmelte etwa

»not risking his life there«; ich sagte ihm aber, dass ich fest entschlossen sei, hinunter zu klettern, und wenn er nicht wolle, so könne er sich ja oben eine Schlafstatt suchen. Kapitän Andreassen schloss sich mir an, und indem wir unsere Gewehre vor das Gesicht hielten, um uns einigermassen vor den Dornen zu schützen, rutschten und glitten wir, so gut es eben ging, von Busch zu Busch und von Block zu Block, etwa 150 m zu Tal. Da aber entstand ein neues Hindernis: 50 m fiel der Fels senkrecht über das Tal ab. Eine Viertelstunde neuen Aufstieges half jedoch darüber hinweg, und endlich fanden wir uns blutig, zerschunden und zerschlagen — auf dem alten Sumpfpfad, von dem wir ausgegangen waren! Es geschah uns aber ganz recht; denn wenn man einem Nigger folgt, ist man »eh' schon der Lackierte«. Wir nahmen infolgedessen die Vorbereitungen für die morgige Jagd selbst in die Hand, was sich auch als gut erwies, denn das wenige, was wir dem Kreolen überlassen hatten, versagte vollständig; sogar das Frühstück blieb aus. Glücklicherweise hatten wir Schokolade bei uns (eine Vorsicht, die man auf Reisen nie ausser acht lassen sollte) und mussten daher wenigstens nicht nüchtern ausrücken.

Gegen 7 Uhr morgens waren endlich alle Vorbereitungen erledigt, und wir bestiegen jeder mit einem Eingeborenen eine kleine Pirogue (höchstens 1,60 m lang, 40 cm breit und 60 cm hoch). Im Vorderteil richtet man sich einen Sitz ein, bedeckt die Bierflaschen (Pschorr!) mit nassem Stroh und legt seine Gewehre zurecht — rechts ein zehnschüssiger Winchesterkarabiner mit abgeschnittenen Dum-Dum-Geschossen, links das Schrotgewehr.

Bald hatten wir, zwischen Viehweiden auf einem kleinen Flutkanal gleitend, den Onilaïfluss erreicht und begannen nun, bald rudernd, bald stakend, bald geschoben, die Fahrt stromaufwärts. Der Onilaï ist, wie die meisten Flüsse Madagascars sehr breit — 1 bis 1½ km —, aber sehr [illegible] und alle Augenblicke musste David [illegible] kleine Fahrzeug [illegible] die kaum [illegible] bänke ziehen. [illegible]

einer Pirogue — so erwachte das Tier, und ich konnte es nur im Wasser schiessen, woselbst es zwar hoch aufsprang, dann aber verschwand, ebenso wie zwei weitere kleine Tiere bald darauf.

Nach etwa zwei Stunden verengert sich das Tal einigermassen, und der Führer bedeutete uns, auszusteigen. Durch Sand und Schilf gelangten wir zu einer am Fuss der Felswand gelegenen, rohrumsäumten Lagune, 3—400 m lang, 30—60 m breit, ein sumpfiges, grünes, unheimliches Loch, in dem da und dort aufsteigende Blasen die Anwesenheit zahlreicher Kaimans verrieten. Der Kaiman frisst kein frisches Fleisch, sondern zerrt die Beute in sein Loch und lässt sie dort acht bis zehn Tage »gar« werden, wie wir einen Fasan. (Ich verweise auf die reizende Studie Kiplings »The Mugger of Muggergaut«.)

Bald tauchte auch ein Krokodil auf — aber, obgleich ich auf etwa 50 m aufgelegt schoss und das grosse, abgeplattete Winchestergeschoss beim Einschlagen in den Schädel einen Krach verursachte, als ob man auf einen eisernen Topf geschossen hätte, so sank das Tier doch auf Nimmerwiedersehen unter; ebenso vier andere. Ein, wie stets, mit offenem Rachen auf einer Sandbank schlafendes, versuchte ich anzuschleichen, aber der kleine Vogel, welcher stets den Kaiman begleitet und das faule Fleisch und Ungeziefer aus dem Gebiss pickt, weckte ihn durch sein Auffliegen rechtzeitig.

Einem der Stabsoffiziere Gallienis ist es gelungen, einen schlafenden Kaiman mit seinem Wächtervogel zu photographieren; aber im allgemeinen sind sie überaus scheu.

Gegen 11 Uhr holte ich Kapitän Andreassens Pirogue ein und landete, um unter dem dürftigen Schatten eines mimosaartigen Baumes Frühstück und Siesta zu halten.

Hunderte von hochbeinigen, sandfarbigen und überaus flinken kleinen Eidechsen tummelten sich zwischen den Ginsterbüschen und stürzten sich gierig auf jeden Brocken Fleisch, den man hinwarf; im Nu erschienen auch die an jedem Lagerplatz unvermeidlichen Raubvögel und Raben, um sich ihr Teil zu holen.

In der Mittagshitze flimmerte die Luft und verwischte die Konturen der steilen Sandsteinhänge, welche hier den Fluss einengen. Silbergrauer Ginster und Buschwerk allein bedeckt spärlich den heissen, gelben Fels, der in trostloser Einförmigkeit meilenweit, eine Hügelreihe kulissenartig über die andere vor-

schiebend, die Aussicht begrenzt. Die ganze Landschaft hat einen harten, erbarmungslosen Zug, und nicht wenige sind schon in der Brousse des Mahafalilandes elend umgekommen.

Der Nachmittag brachte ebenfalls keine Jagdbeute, obwohl ich noch mehrmals gut zu Schuss kam und einmal einen kleinen, auf einer Felsklippe schlafenden Kaiman, auf den wir bei einer scharfen Biegung plötzlich stiessen, auf etwa 2 m Entfernung gut in den Kopf schoss. Er streckte sich noch und ich sprang ins Wasser, um ihn mit dem Beil dingfest zu machen (er mass höchstens 70 cm), aber unerwarteterweise war eben an dieser Stelle das Wasser tief und ich musste mich am Lakan festhalten. Währenddessen drehte sich das Tier noch einmal und rollte in den Fluss, wo es unterging.

Gegen 6 Uhr langten wir, müde und verbrannt, wieder in der Mission an und verzehrten die vorsichtigerweise fertig gebraten mitgebrachten Hühner, da der Kreole natürlich nichts vorbereitet hatte. Abends, bei herrlichem Mondschein, bummelten wir an den Strand hinunter. Mächtige, glatte Wellen rollten brausend die Düne herauf, und im Nu hatten wir unsere Pyjamas abgeworfen und tummelten uns in der Brandung. Nach dem heissen Tag war es ein herrliches Gefühl, dem majestätisch herankommenden dunkeln Wasserwall entgegen zu schwimmen und sich dann hereintragen zu lassen, bis die brechende Welle überschlägt und sich in ein brausendes Sturzbad milchigen Gischtes verwandelt; den Unvorsichtigen rollt sie allerdings hier und da erbarmungslos über, aber der Strand ist wie Samt, und man muss nur acht geben, dass man nicht zu weit hinauskommt; im Mondlicht trügt die Entfernung leicht, und die Rückflut (the undertow) trägt unversehens weit.

Da beim nächsten Morgengrauen unsere Dampfpinasse noch nicht erschienen war, mieteten wir eine Segelpirogue, und mit einer vorzüglichen Brise schoss das federleichte Boot die Felsküste entlang. Da wir Hochflut hatten, brauchten wir den Pass nicht, sondern überschritten das Riff in sausender Fahrt zwischen zwei sorgfältig abgepassten Wellen; kaum 40 m hinter uns sprühte der weisse Gischt schon wieder über die Korallenblöcke.

In Sorondava fand sich die Pinasse immer noch unbrauchbar vor, und so behielten wir die Pirogue bei und erreichten eben noch mit abflauendem Wind und der letzten Flasche Franziskaner gegen 11 Uhr Tulear.

27. März. Ich schiffte mich auf der »Persepolis« ein, um mich nach Tananarive zu begeben, woselbst ich dem Generalgouverneur, General Gallieni, verschiedenes über Export- und Seuchengesetze vorzutragen hatte. Die wohlbekannte Reise bis Ananalava verlief ereignislos, in dem schönen »Nosibé« fand ich liebenswürdige Aufnahme in der gastlichen Faktorei von O'Swald und traf am 14. April in Diego-Suarez ein, gerade zwei Stunden zu spät, um die mail nach Tananarive noch zu erreichen. Natürlich!

Diego-Suarez liegt auf einem steil gegen das Meer abfallenden, etwa 100 m hohen Hang an einer kleinen Bucht innerhalb der meilenweiten Bai gleichen Namens. Sein Aufblühen verdankt es hauptsächlich der Fachoda-Affäre. Damals wurde man in Frankreich sehr nervös und warf Hals über Kopf 12 000 Mann Truppen und ein sehr starkes Kontingent Artillerie nach Diego. Die von Natur aus schon sehr starke Position wurde seit vier Jahren verschwenderisch mit schweren Schnellfeuerbatterien modernsten Typs gespickt, und seitdem ist, wie mir Eingeborene versichern, unablässig am Ausbau und an der Armierung gearbeitet worden. Diego soll gegenwärtig nicht nur einer der grössten und besten, sondern auch einer der stärksten Kriegshäfen der Welt sein. Die Einfahrt ist durch vorgelagerte Inseln nahezu geschlossen, und die steilen Gebirge, welche die überaus verzweigte Bai ringsum einschliessen, schützen vor den sonst hier sehr heftigen Stürmen.

Zurzeit befinden sich hier noch etwa 3—4000 Mann, deren hohe Holzbarackenlager rings um die Stadt verteilt sind, 13. Infanterie, Fremdenlegion, Malgaches, Artillerie. Die militärische Haltung lässt bei Offizieren und Mannschaft sehr zu wünschen; der Anzug ist verwahrlost, und der allgemeine Eindruck ein wenig sympathischer. Ich habe in der letzten Zeit vielfach Gelegenheit gehabt, mit französischen Truppenoffizieren verschiedenen Grades zu verkehren und habe mit wenigen — dann allerdings vorzüglichen — Ausnahmen einen sehr mässigen Begriff von ihrem allgemeinen, militärischen und sozialen Niveau bekommen. Die Gründe dürften verschiedenartige sein: erstens die schlechten Volks- und Mittelschulen Frankreichs mit ihrem veralteten und vielfach ganz ungenügenden Lehrsystem; zweitens rekrutiert sich das Offizierkorps aus einem ganz wesentlich tieferen Niveau als bei uns; ein starkes Drittel geht aus dem

Unteroffizierkorps hervor, und wie es scheint, haben die jetzigen Machthaber Frankreichs die Absicht, überhaupt das gesamte Offizierkorps in Zukunft direkt aus der Armee zu rekrutieren; eine Zivillaufbahn als Journalist, Advokat und Deputierter bietet dem jungen Franzosen viel mehr Aussicht auf raschen Erfolg, i. e. auf einen guten Platz an der grossen Futterkrippe und dürfte auch im allgemeinen seinem Geschmack besser entsprechen; drittens fehlt in der französischen Armee der so überaus wichtige Faktor der Erziehung des Avantageurs und jungen Offiziers durch sein Regiment gänzlich; ein Zusammenleben in unserm Sinn dürfte, soweit ich sehen konnte, nur in sehr vereinzelten Regimentern annähernd erreicht werden, die Marine natürlich ausgenommen.

Trotz der Strafbefugnis der Unteroffiziere mangelt diesen offenbar vielfach jegliche Autorität, was mich nach der schlappen Art, wie sie sich bei Wachablösungen, Appellen, Antreten usw. benehmen, auch gar nicht wundert. Die Ehrenbezeugungen sind geradezu haarsträubend — Karikaturen wie Guillaumes »Le reserviste Potiron«, sind gar nicht übertrieben. Griffe, Richtung, Deckung, Marschabstände sind äusserst salopp. Man kann ja sagen, dass das alles Nebensachen sind, aber ich habe noch nie von einer in derartigen Details gründlich verbummelten Kompanie guten Felddienst oder hohe Schiessleistungen gesehen.

Gegen Abend — à l'heure de l'apéritif — füllt sich die Hauptstrasse von Diego, Rue Colbert, mit Angehörigen aller Waffengattungen. Die Verandas aller »Grands Cafés«, erbärmliche Blech- und Bretterbuden, werden von lärmendem Militär besetzt, unter dem die roten Käppis der Fremdenlegion besonders zahlreich vertreten sind. Das beliebteste Getränk scheint Absynth zu sein. Die boutiquiers, beinahe ausnahmslos Inder, Chinesen oder Levantiner, verkaufen um teures Geld ebenfalls glasweise einen greulichen Fusel, Toc genannt. Kreolinnen promenieren in rosa oder hellblauen Seidenkleidern mit blumengeschmückten Strohhüten in den schreiendsten Farben, begleitet von ihren Anbetern, und all das lispelt das komische Negerfranzösisch, weich und zuckerig wie Syrup. »Ca-même, mi-dis-à-vous« (»moi, je vous dis«, — »sagt er, hat er g'sagt«) klingt es alle Augenblicke, so dass man ein Kreolenmädchen kurzweg eine Midiavous heisst. Ein oft gesungener Vers lautet:

»Mousié gaspa(rd)
Tombe dans rampa(rd)
Son queue l'habit*) fait cerfvola(nt).«

6.—9. April. Allerlei Besprechungen und Konferenzen, Messageries, Chargeurs usw. Von der absoluten Unfähigkeit und Unordnung in hiesigen Bureaus ist es schwer, sich einen Begriff zu machen; so z. B. existiert bei den Messageries Maritimes überhaupt kein Tarif für den ganzen Küstenverkehr; jeder Agent normiert die Frachtsätze höher oder niedriger, wie es eben kommt, so dass es unter Umständen billiger ist, Waren um eine Station weiter zu senden und sie dann retour kommen zu lassen. Von den Unterbeamten hatte niemand eine Ahnung, zu welchem Satz Piaster in Kisten befördert werden, der Agent noch weniger; dazu kommt noch, dass einzelne Agenturen, wie Nosibé und Majunga, direkt Marseille unterstehen und alle überhaupt um jede Kleinigkeit in Marseille anfragen müssen.

Weibliche Typen. Diego-Suarez.

11. April, Ostersonntag. Früh 6 Uhr bestieg ich »la plateforme«: eine ad hoc konstruierte Sitzgelegenheit mit Sonnendach, welche auf eine Lowriplattform aufgeschraubt wird. Zwei kräftige mulets, Tandem, von einem tirailleur malgache geleitet, werden vorgespannt und auf den ziemlich holprigen Schienen eines decauville (Kleinbahn), rasseln wir aus der Stadt. Unser Ziel ist das 36 Kilometer von Tulear gelegene Camp d'Ambre, auf dem Berge Ambre, 1000 Meter über dem Meer.

*) »Queue l'habit« für »Frack« ist gut.

Zuerst geht es durch ausgedehnte Kasernenviertel; dann steigt das Gleis stetig an, und bald dehnt sich weit und weiter hinter uns im duftigen Frühlicht das weite Panorama der Bai von Diego.

Der Charakter der Landschaft erinnert sehr an die Umgegend des Peissenberges oder von Oberwarngau — ohne Nadelholz. Zur linken Hand treten die Ausläufer des Gebirges immer näher heran, steile, kahle Wände, von denen überall mächtige Blöcke abgestürzt sind und die reichen Weiden und Hänge übersäen. — Nach 2½ Stunden erreicht die Bahn die Waldzone; zu beiden Seiten streifen Schlinggewächse und Winden unser niederes Vehikel, und zwischen den Büschen jagen sich Schwärme von winzigen grauen Vögeln, nicht grösser als eine mässige Walnuss.

Beim Austritt aus dem Wald sind wir am eigentlichen Fuss des Berges angelangt; das Gleis endigt in Sakamary, einem Artilleriekasernement, und wir besteigen einen mit drei prächtigen weissen algerischen Mauleseln bespannten, zweirädrigen und viersitzigen Lazarettwagen, dessen vorzügliche Federung selbst den grössten Löchern des Weges gegenüber standhielt. Und wie fuhr der brave Conducteur d'artillerie! Er kannte nur eine Gangart: Galopp — kurzen Galopp bergauf, Karriere bergab, über Löcher und Brücken, um steile Kurven und jähe Abhänge, immerzu. Die braven mulets gingen famos, und als wir um 10½ Uhr im Camp d'Ambre (1000 m) anlangten, zeigten sie kaum ein nasses Haar.

Camp d'Ambre dient als Lager und Erholungsstation für die sämtlichen Besatzungstruppen der Provinz und besonders des Hafens; der Prozentsatz von Fieber- und Dysenteriekranken soll zurzeit in Diego und Antsirane nahezu 40 Prozent erreichen.

In symmetrischer Hässlichkeit reihen sich die grauen Baracken aneinander, dazwischen Kantinen und Blockhäuser, und so klomm ich denn bald durch schulterhohes Gras bergan zu einer freien Kuppe.

Die Aussicht ist weit grossartiger als alle vielgerühmten Pilatus- und Rigipanoramen. In flimmernder Bläue liegt der weite Spiegel der Bai mit all ihren wohlgeschützten Verästelungen, bald smaragdgrün, tief eingeschnitten zwischen Vorgebirgen und Landzungen, bald wie gehämmertes Silber glänzend in der regelmässigen Quadrierung der Salinenfelder. — Weit draussen, auf dem kleinen Felseneiland »des aigrettes« agiert hastig der Blitz

eines Heliographen gegen das massige Fort am Hafeneingang — nach der Zeit zu schliessen, übersetze ich das Gefunkel: »Heute ist das Rindfleisch wieder mal unter aller Qualität gewesen.« —

Und vom Strand steigt das Gelände in kühnen, präzisen, scharf konturierten Formen heran, von den Wasserscheiden zweigen sich, grün besäumt, tiefe Seitentäler ab; die Kämme vereinigen sich zu breiten Plateaus; meilenweit flutet unter der frischen Brise der üppige Graswuchs, moiréartig wechselnd vom saftigen Grün zum matten Weiss, bis zum lichten Dunstschleier des Horizonts. Unmittelbar zu meinen Füssen fällt, beinahe senkrecht, eine etwa 200 m tiefe Waldschlucht ab.

Mit wenigen Schritten dringe ich durch das umsäumende Buschwerk, und welch ein Kontrast: Gegen die blendende Mittagshelle draussen ist es hier fast dunkel. Dicht verwachsen, in üppigste Treibhausflora gehüllt, sinken die Seitenwände ab gegen ein rauschendes Wasser, das unsichtbar, tief unten wo seinen Weg zieht. Nur stellenweise dringt ein Lichtstrahl durch die dichtverschlungenen Baumkronen, setzt blinkende Glanzlichter auf die blanken Palmenbuketts, auf die fettigen hellen Blätter der Orchideen. Bald schlank und astlos, bald knorrig und von Lianen umstrickt, tauchen hundertjährige Stämme aus dem Dunkel in das Dunkle; in unendlichen Variationen, vom tiefsten laque vert bis zum feinsten Silbergrau wechselt die Farbenskala des Laubes; kein Lufthauch bewegt die feinbefiederten Lianen; von Absatz zu Absatz gleitet an ihren graziösen Kurven das Auge in die blauende dämmerige Tiefe. Summendes Leben webt in dem Dickicht; grosse blanke Käfer brummen von Busch zu Busch — überall raschelt und krabbelt es leise und geschäftig, und dem Aufhorchenden löst sich das tiefe Schweigen der Schlucht in eine tausendstimmige Sinfonie kleinsten Lebens und Webens. — Es ist eine Stimmung, wie sie Spitzweg auf einigen seiner besten Sachen getroffen hat, aber üppiger, intensiver, geheimnisvoller, fremder; ein Spitzweg, mit Anklängen an Fernand Khnopf und Sorolla, eine Stimmung, die allein und schweigend genossen sein will . . .

Und hier war es wiederum ein Ostermorgen, dessen Erinnerung mir auftauchte; auch eine bunte farbenreiche Dämmerung — in der Strahoffkirche auf dem Hradschin in Prag. Ich hatte das Grabmal Gottfried Heinrichs aufgesucht, und bis in die einfache Seitenkapelle, wo der grosse Reiterführer

ruht, kniete dicht gedrängt böhmisches Landvolk in seiner bunt geblümten, farbenreichen Tracht, tief gebeugt, wenn vom Hauptschiff herüber die Klingel tönte. Nur da und dort rankten sich an einem schrägen Lichtstrahl Weihrauchwölkchen empor; murmelnde Stille erfüllte den dämmerigen Raum . . . Und als ich hinaustrat, lag zu meinen Füssen blinkend und funkelnd das »heilige« hunderttürmige Prag in der strahlenden Morgensonne . . .

Den grösseren Teil der Rückfahrt lief unsere plateforme, dem Gefälle folgend, mit etwa 30 km p. h., wobei es bei den Kurven nicht an gründlichen Stössen fehlte, und wir durften nicht bremsen, um nicht von einem fünf Minuten hinter uns folgenden Zementzug eingeholt zu werden, welcher infolge seines grösseren Gewichts eine etwas höhere Geschwindigkeit hatte. Kleinere Steigungen nahm unser Karrikel infolge des Impetus von selbst (wie das Karussel auf der Theresienwiese), und erst am Schluss wurden wieder mulets vorgespannt.

Die Reisegesellschaft bestand aus Legionären, dem Dialekt nach Elsässer oder Badenser, welche einen schwerkranken Kameraden eskortierten. Der Arme war schon so schwach, dass er nicht einmal mehr trinken konnte, und ich glaube, dass diese Art von Krankenbeförderung ihn nicht eben gestärkt hat.

Vor einiger Zeit kam abends ein Legionär in Majunga auf die Terrasse bei Blum, wo eben einer seiner Offiziere beim Abendessen sass, trat an den Tisch, nahm das Glas, trank es aus und sagte: »Je n'ai plus le rond, donne-moi quat'sous pour un pernaud.« Der Offizier, der keinen Skandal provozieren wollte, erwiderte bloss: »fiche-moi la paix«, und anwesende Bekannte entfernten den Legionär, indem sie ihm eine Flasche Absynth schenkten. Damit war die Sache erledigt. Der Legionär wird eben völlig als Söldner betrachtet, ein brillantes Kanonenfutter, dem man in der Garnison, so viel es geht, durch die Finger sieht.

Als General Gallieni bei der Uebernahme der Kolonie gefragt wurde, ob er noch mehr Truppen wolle, soll er gesagt haben: »Non, mais donnez-moi quelques bataillons de la légion, on est toujours sur de se faire tuer proprement avec eux.«

Anders die Compagnies disciplinaires, welche in Kap Diego liegen und ungefähr unserer Arbeiterabteilung entsprechen; sie werden nur zu schwerer Arbeit verwendet, und jede Charge hat das Recht, sie beim geringsten Anlass niederzuschiessen (was

nicht selten vorkommen soll). Es sind üble Kerls, unter denen zuweilen ein Zustand eintreten soll, den man in Indien »Amoklaufen« nennt. Der Betreffende ergreift die nächstbeste Waffe und mordet blindlings, was ihm in den Weg kommt, bis ihn eine Kugel erreicht. Eigenartig berührt, dass bei dem »Garde à vous« (stillgestanden) nicht Front gegen den Vorgesetzten gemacht wird, sondern jeder Mann mit abgespreizten Armen unbeweglich in der jeweiligen Stellung verbleibt. Beinahe alle, die ich sah, waren über und über tätowiert wie Südsee-Insulaner — nach Ansicht der Psychiater ein sicheres Merkmal der Degenerierten.

Strand von Tamatave. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

Das Kasernement der disciplinaires liegt inmitten eines üppigen, von Palmen und Oleander überwucherten Winkels in einer Mulde am Fuss des steil ins Meer abfallenden Kaps Diego, hübsch bemalt und sauber gehalten, mit freundlichen Ziegeldächern und einem kleinen Glockenturm. Der Blick über die Bai und auf das Gebirge ist entzückend.

14. April. Nachmittags 4 Uhr verliess der »Iraouddy« Diego, legte 10 p. m. in Ste. Marie an und erreichte nach kühler, regnerischer und windiger Fahrt Tamatave am 16. April.

Tamatave besitzt keinen Hafen, sondern nur eine offene ungeschützte Reede, mit einem grossartig angelegten, leider un-

benutzbaren Wharf. Der Kapitän der »Pernambucco« hat einmal mit allerlei List und Tücke sein Schiff längsseit gelegt; aber es war das erste und letzte Mal, und nach wie vor bleiben alle Schiffe in sicherer Tiefe. Aber in allen Revuen und Publikationen prangt »le wharf de Tamatave« ungefähr als Gegenstück zur Forthbrücke oder zum Eiffelturm.

In der Hauptstrasse, der rue du commerce, herrscht reges Leben, und zum ersten Male in Madagascar sah ich wenigstens einen Versuch, über die gewöhnliche Budenjämmerlichkeit wegzukommen. Trottoirs, eiserne Gitter, Vorgärten; aber recht be-

Seitenstrasse in Tamatave. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

rühmt ist es auch nicht, und sobald man in eine Seitengasse einbiegt, gerät man wieder in die gewohnte Wellblech- und Packkistenherrlichkeit; schlampige Kreolinnen auf den Stufen sitzend, übelriechende Gossen und die unvermeidlichen Pariahunde.*)

Da ich nicht telegraphisch Zimmer bestellt hatte, musste ich mit meinem Gepäck von Hotel zu Hotel wandern, bis ich endlich bei einer alten Kreolin Unterkunft fand, ein sogenanntes »möbliertes« Zimmer: ein Bretterverschlag mit einem Strohsack und einem Waschbecken von der Grösse einer dürftigen

*) Mittlerweile — 1906 — ist es etwas besser geworden.

Rasierschüssel. Nie und nirgends reise man in Madagascar ohne sein Feldbett, Decken, grosse Waschschüssel, tub und, last not least, Moskitonetz und Insektenpulver. Da am nächsten Morgen früh 6 Uhr der Zug abgehen sollte, bestellte ich Boys, um Gepäck und Mundvorrat an die Bahn zu bringen, das ganze Personal beteuerte feierlich, dass ich mich darauf verlassen könne, und so ging ich denn zur Ruhe oder eigentlich nicht, denn nebenan vollführten angetrunkene Landsleute einen solchen Skandal, dass es energischer Drohung bedurfte, um sie zum Schweigen zu bringen.

Am nächsten Morgen früh 5 Uhr waren — natürlich — weder die bestellten Gepäckträger noch der Esskorb für die Reise nach Matsahara zur Stelle, und mit knapper Not erreichte ich den Zug: alte ausrangierte Rappelkästen schlimmsten Vizinalbahnsystems. Glücklicherweise sind es nur 12 km bis zur Dampfschiffstation.

Die »Société des Pangalanes« verfügt über einige kleine Heckrad- und Schraubendampfer für den Personenverkehr und einige dreissig Leichter für den Güterdienst.

Pangalanes nennt man einen längs der Küste haffartig auf etwa 50 km Länge und 2—3 km Breite sich hinziehenden Streifen sumpfiger Niederungen, seichter Binnenseen und Kanäle, welche etwa 40 cm tiefer als der Meeresspiegel liegen und alle Gewässer der diesseitigen Wasserscheide aufnehmen.

Die undurchdringliche Sumpfvegetation wird nur stellenweise von schmalen Pfaden und Knüppeldämmen durchschnitten; für Europäer ist die Gegend der Sumpffieber wegen äusserst gefährlich.

Verpflegung bot unser Dampfer gar nicht, und Sitzgelegenheit nur in beschränktem Masse, man tut überhaupt in Madagascar gut daran, stets einen eigenen Faltstuhl, in dem man zur Not auch schlafen kann, mitzuführen.

Die alte Maschine konnte nur durch fortwährendes Begiessen mit Oel in Gang gehalten werden, und auch der Steuermechanismus schien nicht in Ordnung, denn wir rannten mehrmals mit der Nase in die Schlammufer. Um 7 Uhr abends Essenspause in Adevoranto, um 9 Uhr Ankunft in Matsahara: Keine Schlafstelle! Wenn mir nicht ein freundlicher französischer Hauptmann ein Bett abgetreten hätte, müsste ich, wie mehrere Reisende, im Freien schlafen, was wegen des Fiebers und der zahllosen Moskitos hier ein zweifelhaftes Vergnügen ist. Gegen 4 Uhr früh

begann — buchstäblich — unter meinem Bett ein Hahn unermüdlich zu krähen — ich konnte durch die Ritzen des Fussbodens gerade seinen Kopf sehen —, und kein Klopfen hinderte ihn in seinem unzeitigen Morgengesang.

Das Telegramm des Generals Gallieni, welches mir gestattete, eines seiner Automobile zur Reise nach Tananarive zu benutzen, traf einige Stunden zu spät ein, und so mietete ich denn für 200 Frcs. ein »poussepousse« und die nötigen Träger. Poussepousse nennt man einen leichten zweirädrigen Wagen mit Klapp-

Blick von der Passhöhe von Beforonona.

dach (Rikshaw), welcher von drei Burjanes (zwei ziehen, einer schiebt) bewegt wird. Sie machen den Kilometer durchschnittlich in acht Minuten, bergab meist im scharfen Trab, ein Tempo, das in Anbetracht der fortwährend zu überschreitenden Höhenzüge sehr respektabel ist. Die Strasse nach Tananarive schneidet beinahe rechtwinklig eine Reihe parallel in der Richtung NS. laufender Höhenzüge von durchschnittlich 1000 m; die dazwischen liegenden Täler und Flussläufe sind meist sehr steil eingeschnitten, und wenn auch die neue Strasse die Steigung ihrer zahlreichen

Serpentinen den Anforderungen des Verkehrs anbequemen musste, so bleiben sie immerhin noch recht erheblich.

Die alte Malgachestrasse folgte dagegen meist dem Grundsatz: die gerade ist die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten — und war nicht viel mehr als ein äusserst beschwerlicher Saumpfad längs des Bettes der Wildbäche. Die französische Genietruppe hat hier eine wahrhaft anerkennenswerte Leistung geliefert. Menschenleben hat die Arbeit jedoch massenhaft gekostet.

Zwischen Beforonona und Moromanga (siehe Wegkarte), am zweiten Reisetag, betraten wir die erste der beiden grossen Waldzonen. Von der (etwa 1200 m hohen) Passhöhe von Beforonona zurückblickend, übersieht man nochmals das Gewirr von zahllosen Kuppen und Tälern; dann senkt sich die Strasse durch einen Einschnitt in die kühle Tiefe des »grossen Waldes«. Zu beiden Seiten erhebt sich eine Mauer dichtester Vegetation; von den Kronen bis zur Wurzel umspinnen Schlingpflanzen jeden Stamm; Farnkräuter wuchern aus jeder Felsenritze; riesige Stämme sind über die Wasserläufe gefallen und bilden grüne blühende Brücken. Ueberall tropft und murmelt es; von jedem Vorsprung rieselt eine silberne Wasserader; in der dämmernden Tiefe der Klamm braust, nur selten sichtbar, der Wildbach. Und weitet sich zuweilen das Tal, so taucht der Blick in neue Tiefen üppigen Grüns, meilenweit abfallend, bis sich das Wirrsal der eng geschlossenen Baumkronen zu einem welligen Teppich feinster Gobelintöne auflöst.

Künstlerisch wiederzugeben dürfte diese Landschaft sehr schwer sein — am ehesten geben Dorés Illustrationen zu »Dornröschen« noch einen Begriff davon; sie hat eben selbst etwas Märchenhaftes, »uncanny«. Besonders stark wird dieser Eindruck des Irreellen an einer Stelle, wo man durch eine Lichtung Ausblick auf eine einsam ragende Felskuppe von 1000 m Höhe gewinnt. Aus tiefstem Schatten auftauchend, steht sie grell gegen den blassblauen Himmel, umsponnen von Regenbogenbrücken, welche der Wasserstaub zahlreicher Kaskaden hervorzaubert. Und um die höchsten überhängenden Klippen ziehen, aus den feuchten Felsenschründen aufsteigend, lichte weisse Nebelschwaden.

Die Abendsonne vergoldete schon das Hochplateau, als wir bei Moromanga (1300 m) die Waldzone verliessen, und am nächsten Morgen trabten unsere Burjanes einige Stunden über ebenes Grasland, bis wieder die ersten Ausläufer der neuen Gebirgs-

Die »Dornröschen-Kuppe«: der Felsen Andriabe, ca. 1000 m hoch.

kette uns aufnahmen. Und wiederum umschloss uns bis Mittag der Schatten des Waldes; dann stirbt allmählich die Vegetation ab; die Landschaft nimmt mehr und mehr den Charakter eines Alpenpasses an: ich möchte sie am ehesten dem Splügen vergleichen. Ueberall durchbricht in riesigen Blöcken und Tafeln das Gestein die spärliche Rasendecke, und weit unten muss sich die neue Bahnlinie in Felsentunnels verkriechen.

Bei 1500 m Höhe und erheblich abgekühlter Temperatur erreichen wir die neue Passhöhe, und schon bei völliger Finsternis rasseln unsere Wägelchen vor das »Hôtel« in Manjakandriana. Manjakandriana = das Land der vornehmen Leute, Fürstenland.

Von hier ab verändert sich wiederum der Charakter; die »rote Erde« wird zur Dominante; der Baumwuchs tritt gänzlich zurück; dafür mehren sich die Reisfelder. Den unteren Niveaukurven der Felshänge und Einschnitte folgend, geben ihre niedrigen Terrassen den Eindruck eines Reliefplanes, und besonders im Abendlicht verleihen die spiegelnden Wasserflächen der Gegend einen eigenartigen Reiz.

23. April. Die Strasse fällt allmählich zum weiten Plateau von Tananarive ab, dessen Königsbau auf hoher Kuppe dem Reisenden schon stundenlang sichtbar ist, ehe er das eigentliche Weichbild der Hauptstadt betritt.

Tananarive, 25. April, morgens 6 Uhr.

»'Y-aura la goutte à boire la haut, y'aura la goutte à boire la haut, y'aura la goutte à boi—re!«

Frisch und klar tönt das berühmte Zuavensignal vom Fort Voyron herüber, und auf der Hauptwache geht die Trikolore hoch, lässig in der schwachen Brise flatternd. Schon ist die kurze Dämmerung vorüber und die letzten Nebelfetzen der Ebene fliehen in die fernen Schatten der Ankaratra-Berge.

Mit unglaublicher Schärfe leuchtet der junge Tag in die kleinste Ritze, profiliert jedes Gesimse und zeichnet auf den saftigen Kaktusblättern den Schatten jedes Dorns und jeder Blüte — tief lackgrün auf Chromgelb.

Wie durch ein gutes Feldglas gesehen, dehnt sich die weite Ebene mit ihren hundert Dörfern; in mikroskopischer Präzision zeichnen sich die Quadrierung der Reisfelder, das blinkende Netz der Wasserrinnen; mit der Deutlichkeit eines guten Reliefplans in Schichtmanier kommt jede Abstufung der Irrigationsterrassen,

Die alte Malgaschen-Strasse nach Tananarive. In dem Korbgeflecht wird Geflügel nach der Küste gebracht. Nach einer alten Aufnahme.)

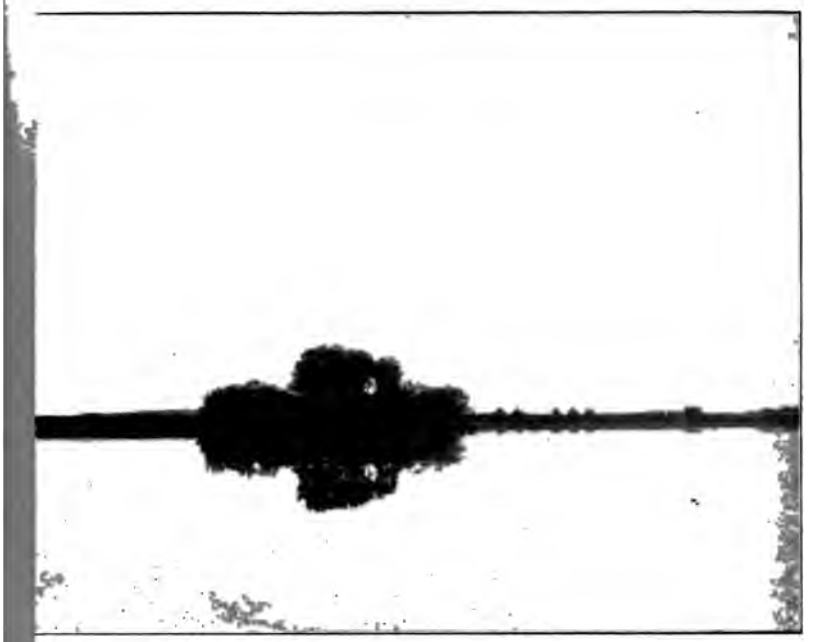
jedes Anschwellen einer Bodenfalte, jede Kurve eines Dammes zu plastischer Geltung.

Das Gebirge hat, wie schlaftrunken, einen mächtigen Arm in die Ebene gelegt; auf den Fingerspitzen überall, nur wenige Meter über dem Sumpf, drängen sich die menschlichen Wohnstätten, gruppieren sich auf der ansteigenden Handfläche zu stattlicheren Dörfern, um endlich da, wo die Schulter in den mächtigen Bergesrumpf übergeht, in blinkenden Felsennestern, einer Edelsteinspange gleich, abzuschliessen. Ueber den ganzen Horizont aber lagert der Ankaratrariese, eingehüllt in die blauen Falten seines Mantels.

Steil fällt die Felsenwand etwa 100 m zu unsern Füssen ab, und auf Mahamasina (der Rennbahn) wirken die Pferde bei der Morgenarbeit wie die petits chevaux eines Schweizer Kursaals.

Von allen Seiten strömen weisse Punkte der Stadt zu, vereinigen sich auf den Hauptarterien zu hellen Klümpchen, bis sie in dem Gewimmel des Zoma*) aufgehen. Auf der andern Seite kehren die Frühaufsteher — zu Fuss und mit Filanza — schon wieder in die oberen Viertel zurück über die grossen Treppen und neuen Boulevards, mit Vorliebe aber auf den alten steilen, ausgetretenen Ziegenpfaden, die durch Höfe und Hinterhäuser zu neuen Steintreppen führen; eng in den Schatten der taufeuchten Felswand geschmiegt, glatt und ölig poliert von den Millionen nackter Füsse. Lautlos gleiten die weissen verhüllten Gestalten vorbei, noch ist es recht frisch, und nur die grossen dunkeln Augen blitzen schon ganz einladend aus dem Lamba. Sicheren elastischen Schrittes schreiten sie aufwärts, ihre Einkäufe auf dem Kopfe tragend — und was für heterogene Gegenstände! Eine Milchflasche und ein Regenschirm, eine Ente im Körbchen oder eine Rolle Bananenblätter. Diese Gewohnheit des Balancierens verleiht den Mädchen von Kindheit auf einen rhythmischen schönen Gang. Eine nach der andern verschwindet in den hübschen Gartenvillen von Faravohitra, dem elegantesten Viertel, wo der englische Konsul und die meisten Missionare wohnen und den kahlen Steilfelsen in blühende Blumenterrassen umgewandelt haben. Weit jenseits des Tales, auf den roten Hügeln, dehnen sich die weitläufigen Kasernements der Besatzung, und auf den Exerzierplätzen kann

*) Zoma = Markt, wörtlich = Freitag.



man eben noch die wechselnden Formationen der übenden Truppe erkennen. Blendend hebt sich jetzt schon die Landschaft gegen meinen geschützten Standplatz ab, und eine überhängende Blütenranke steht wie aus schwarzem Blech geschnitten gegen den leuchtenden Himmel. Den Vorsprüngen der Wand sich anschmiegend, steigt der Pfad hinan über altes Gemäuer und die knorrigen Wurzeln alter Mangobäume zu der obersten Terrasse des Burgfelsens, an das adlergeschmückte Tor des Palastes der Königin.

Es gibt kaum etwas bezeichnenderes für das ganze Wesen

Hova-Hochzeit bei Tananarive. Die Teilnehmer in Filanzanas.

des Malgaschentums als diesen wahnsinnigen Bau. Um ein hölzernes Haus herum liess die Königin von dem französischen Architekten Laborde eine gewaltige steinerne Haut bauen. In Etagen übereinander steigen riesige offene Galerien an, an den vier Ecken flankiert von viereckigen Türmen. Weit über die Bergpässe Imerinas hinaus ragt es, dem Wanderer ein Wahrzeichen. Aber es ist nie bewohnt worden. Die weiten Säle stehen leer; von den Wänden hängen die Tapetenfetzen. Vereinzelte verstaubte Holzmuster und Gesteinproben, die Anfänge eines nie weiter geführten Museums, verkrümeln auf schabenzerfressenen

Etageren; an den Wänden verschimmeln Plakate mit warnenden Sprüchen einer Antialkohol-Liga, und in dem einfallenden Sonnenstrahl sinkt eine grosse Spinne langsam vom Plafond herunter.

Grössenwahn, Unfähigkeit und Halbheit waren die Devise des Regimes, bis die weisse Flagge nach den ersten Schüssen der französischen Feldbatterien aufstieg und das Puppenspiel ein Ende fand.

Wie diese pompöse Steinumwallung, so war auch der ganze

Bad der Königin auf dem Gipfel des heiligen Berges in Ambohimanga.

europäische Anstrich des Hofes nie etwas anderes als Kulisse. Das wirkliche Königshaus, die alte strohgedeckte Holzkonstruktion Andrianampoinimerinas (1794—1810), versinnbildlichte das uralte Herkommen. Russgeschwärzte Dachbalken, der erhöhte Feuerherd, die Steinschlossgewehre und Lanzen an den Wänden, bildeten ein traditionelles Milieu für den Gründer der Hova-Hegemonie. Hier fand der Malgasche sein eigenes Heim, grösser im Ausmass, besser im Material, aber nach allen Vorschriften

ehrwürdiger Sitte gebaut. Und die Sonne traf zur selben Stunde den Reiskessel an seinem überlieferten Platz wie in der Hütte des ärmsten Landmannes. Der europäische Einfluss zerstörte diesen Konnex. Ranavalona III. tapezierte ihr Palais de Manampisoa mit goldenem Samt und stellte in Vitrinen grauenvolle Staubsammler auf, die verschiedene Souveräne ihr verehrt hatten.

Dagegen wurde in der nahegelegenen heiligen Stadt Am-

Landhaus der Königin in Ambohimanga.

bohimanga noch völlig das alte Zeremoniell bewahrt; nur Hovas durften den Bezirk, nur Adelige den Schlossberg betreten. Auf dem Gipfel des gewaltigen Felsens, von uralten Bäumen beschattet und von mächtigen Palisaden umgeben, lag das heilige Bad der Königin. Todesstrafe stand auf jede Annäherung; der Frevler wurde von einem überhängenden Felsen in die Tiefe gestürzt. Heute dient Ambohimanga als Kurort für die französi-

sche Besatzung, und von dem Todesfelsen leeren die Ordonnanzen ihre Müllkübel in den Abgrund. Affenmässige Galaröcke und Courschleppen traten an die Stelle des Seidenlambas, falsche Edelsteine schmückten die geschmacklose Empirekrone. Jahrhunderte lassen sich nicht überspringen. Und der letzte Rest traditioneller Volksempfindung erstickte unter dem nivellierenden Einfluss pietistischer Missionare.

Das Hova-Königtum musste verschwinden. Es war zur Posse herabgesunken. Aber selten ist eine Dynastie so erbärmlich zugrunde gegangen. Knight erzählt in seinem »Madagascar in Wartime« das Ende dieses Regimes. Trotz absoluter Unfähigkeit der Führung, trotz absoluter verbrecherischer Nachlässigkeit der Intendantur rückten die braven französischen Truppen gegen die Hauptstadt vor. Tausende blieben in den Strassengräben und Reisfeldern liegen, unter den Strapazen einer für Europäer sinnlosen Wegarbeit; Tausende verstarben mangels Pflege und Medizin in den verseuchten Baracken. Die Kolonnen schmolzen zu Trupps, die Trupps zu Patrouillen.

Zehntausende von eingeborenen Kriegern strömten nach Mahamasina; tanzend und schwerterschwingend gelobten die Offiziere der Königin die Vernichtung der Eindringlinge. Vor den Toren ging die halbe Mannschaft wieder auseinander — um Reis zu holen. Die Generale und Führer zogen sich vor jeder Patrouille mutig zurück, um nicht das wertvolle Soldatenmaterial der Königin nutzlos aufzuopfern. Ein Trupp von Zauberern und besoffenen Hanswursten drang bis in den Palast, liess sich speziell einsegnen und verlangte nur Stricke und Messer, um bei der Nacht in das französische Lager zu schleichen und die Fremden zu erdrosseln und zu ermorden. Mit grossem Pomp zogen sie abends in die Ebene hinaus, wo man die Wachtfeuer brennen sah. Hinter dem nächsten Busch legte sich die ganze Gesellschaft schlafen: die Morgenfrühe sei der Moment zum Ueberfall. Als der Tag graute, waren sie verschwunden: desertiert bis auf den letzten Mann.

Ein Fünfzigstel der vorhandenen eingeborenen Armee hätte die ausgemergelten schwachen Reste der französischen Expedition vernichten können. Sie zogen sich zurück in die Hauptstadt. Mit der Feigheit wuchs die Wut der Menge. Von Tag zu Tag wurde die Stimmung bedrohlicher gegen die zurückgebliebenen Europäer, Frauen und Kinder. Der englische Konsul forderte

sie auf, sich im Konsulat zu verschanzen und zu bewaffnen. Alle bis auf die Quäker folgten: unter keinen Umständen würden sie ein Haus betreten, wo Bewaffnete sich versammeln. Der Konsul stellte ihnen die Möglichkeit eines Massakres der Frauen und Kinder vor. Die Quäker blieben auf ihrem Standpunkt, wie ein Gouvernementsmaulesel an einem Gattertor. Im letzten Moment rettete sie die Kapitulation: »Praised be the Lord« sangen die Quäker. In den Vorstädten begann der Pöbel zu plündern. Einzelne wehrlose Verdächtige wurden unter Martern zerrissen, zerstückelt, verbrannt, Frauen und Kinder gepfählt. Am 30. September 1895 scharten sich um den Rova die gutbewaffneten Truppen der Königin; Geschütze standen auf den Bastionen. Nie wäre es den schwachen Resten der Colonne légère möglich gewesen, die Felsenburg zu stürmen. Da fiel die erste französische Granate in den Hof. Der ganze Palast war vollgepfropft mit ungeschützter Munition. Halb Tananarive wäre bei einer Explosion mit in die Luft geflogen. Entsetzt liess die Königin ein weisses Laken aufziehen, und ohne Schwertstreich fiel Antananarivo. Am 18. Januar 1896 liess Mr. Laroche die Königin ein Dokument unterzeichnen, demzufolge Madagascar in französischen Besitz überging, am 6. Februar musste Rainilaiarivony, der Prinzgemahl, Premierminister und eigentliche Herrscher, nach Algier ins Exil wandern, wo er schon am 17. Mai verstarb. Zur gleichen Zeit aber bildeten sich in den Provinzen unter entschlossenen Führern, wie Rainibetsimisaraka, Rabetsavana, Rabozaka u. a., Rebellenbanden, die den französischen Truppen bis in die Mitte des Jahres 1902 zu schaffen machten. Die unbedeutende Ranavalona folgte im Januar 1897 ins Exil. Sie war nie viel mehr gewesen als eine kleine Ramatoa und ihre sogenannten »Hofdamen« — »the ladies of the court«, wie die Missionare sich ausdrückten — waren auf Du und Du mit den französischen Sergeanten. Man hat ihre Pension jetzt auf 50 000 Frcs. erhöht und es ist bezeichnend für die grenzenlose Naivetät und Unwissenheit der Franzosen in kolonialen Dingen, dass sie diese kleine Farbige gewissermassen ernst nehmen, wie folgende heitere Zeitungsnotizen beweisen:

Paris, 20. septembre.

»On a annoncé que la reine Ranavalo avait demandé à venir passer quelques jours en France et à s'installer dans une villa des environs de Paris.

»Le ministre des colonies serait tout disposé, dit-on, à accéder à la demande de l'ancienne-reine des Hovas. On se demande, dans les milieux coloniaux, si ce voyage ne serait pas motivé par le désir du futur gouverneur de la grande île de faire la connaissance de l'ex-souveraine et de s'entendre avec elle sur les besoins de notre grande colonie.

»Voilà comment en France, de graves augures traitent des choses coloniales.

»Dans le *Journal* M. De Bonnefon nous fait connaître de quelle aimable façon M. le Ministre des Colonies fit connaître à l'ex-reine, la mesure bienveillante prise à son égard par le gouvernement.

»M. Clémentel lui annonce avant tout la grande nouvelle:

— »Votre pension, Madame, est augmentée de vingt mille francs par an.

»Ce disant, le ministre est plus ému (!!) que la reine écoutant.

»La Reine est assise seule, près de la cheminée. Plus loin se place sa tante. Cette dame austère tranche par la brusquerie de sa personne sur la délicatesse de sa nièce.

»L'austérité de la tante de la Reine! Si nous en croyons ceux qui ont connu l'époque du gouvernement de la Reine, la bonne Ramasindrazana entendait l'austérité à sa façon.

»Plus loin nous relevons l'entrevue de M. Le Myre de Vilers et de la Reine.

»M. Le Myre de Vilers est là. Celui qui a fait Madagascar français, s'avance vers la reine expropriée, prend la main gantée et la baise. Les paupières de Ranavalo baissées, se lèvent brusquement et les yeux font penser à deux griffes de tigre enveloppées dans du velours qui, tout, à coup, feraient une déchirure dans la douceur de l'étoffe et passeraient à travers le trou. Cela ne dure qu'une seconde: Ranavalo adoucit dans un sourire les sentiments dont elle a leur coeur déchiré.

»Que doit, de tout cela, penser le bon peuple malgache.«

Die umstehende Illustration bietet gute Typen des verkommenen Hovastammes. Ein gewisser Banoma, dessen Vater noch 1872 in der Affenuniform eines madagassischen »Diplomaten« sich lächerlich machte, hatte einen unerfahrenen, jungen Franzosen unter dem Vorwand, ihm Goldfelder zu verraten, in die Nähe eines abgelegenen, von den Eingeborenen gefürchteten Zauberses gelockt, ihn dorten ermordet und beraubt. Glücklicher-

Die Mörderbande vom 13. Juni 1905. Hovatypen.

Vater Banoma 1895.

Tananarive. Auszug eines Kolonisten in die »brousse«.

weise kam das Verbrechen auf, und Banoma büsste es mit dem Leben.

Immer dichter wird unten am Zoma die weiss gekleidete Menge — es ist Freitag: Markttag. Von allen Seiten strömen auf den schnurgeraden Dämmen und auf der route circulaire die Landleute herein, von den höher gelegenen Vierteln Faravohitra und Ambatovinaka; über die grossen Treppen und kleinen steilen Kletterpfade eilen die Hausfrauen und Ramatoas hinunter; die Geschäftsleute folgen in der Filanzana, um die Preise zu notieren und dem kaufenden Publikum den Puls zu fühlen. Von den etwa 60 000 Einwohnern *) der Hauptstadt drängen sich wohl 12—15 000 zwischen den leichten Rohrbuden, die in zwölf Reihen zu beiden Seiten des Platzes symmetrisch aufgestellt sind: da gibt es Geldwechsler und Haarschneider, Metzger und Bäcker, Tuch- und Eisenwaren, Töpfer und Holzhändler, Matten und Kurzwaren. Die Verkäufer hocken inmitten ihres Krams und feilschen um jeden Centime mit grösster Zähigkeit.

In sanitärer und baulicher Hinsicht haben die Franzosen seit der Okkupation sehr Bedeutendes geleistet. Breite, saubere Ring- und Querstrassen verbinden die einzelnen Viertel der in Form eines Y auf drei felsigen Hügeln erbauten Stadt. Das Zentrum verpestete ehemals der Schlachtplatz Andohalo; nun

---

*) Bevölkerung von Tananarive am 20. November 1903 nach offiziellen französischen Angaben:

Franzosen, Zivil	1340
» Militär: Offiziere	95
» Unteroffiziere und Soldaten	1210
Britische Untertanen	73
Deutsche	5
Italiener	2
Norweger	8
Griechen	39
Schweizer	3
Ungarn	1
Holländer	1
	2777
Inder	15
Perser	1
Chinesen	4
Eingeborene	60 263
Summe	63 060

dehnen sich an seiner Stelle gut gehaltene Anlagen, und zweimal in der Woche spielt in einem ganz hübschen Kiosk die Militärmusik. Breite Steintreppen führen vom Markte zu der oberen Stadt, und die engen halsbrecherischen Klettersteige zwischen den alten Malgachehäusern verschwinden mehr und mehr. Wasserleitung, Kanalisation und elektrische Beleuchtung werden zwar noch einige Zeit auf sich warten lassen; immerhin aber sind die Zustände auch nicht schlechter als in vielen osteuropäischen Städten. An der Spitze der Verwaltung steht ein administrateur-maire mit 33 eingeborenen Distriktsvorstehern.

Der Fremde findet in mehreren Hotels ordentliche Unterkunft. An erster Stelle steht das vorzügliche Haus der Brüder Martell: für 10 Frcs. pro Tag Pension bekommt man ein schönes sauberes Zimmer mit gutem Bett, Lunch und reichliches Diner inkl. Tischwein. Wäsche kostet 6—10 Frcs. pro Monat extra; die Bedienung und Küche ist sehr gut und die hohe Lage bietet neben sanitären Vorteilen noch die Annehmlichkeit einer besonders des Morgens prächtigen Aussicht.

Von der Terrasse fallen die Felsenwände nahezu 200 m steil ab nach Mahamasina und dem kleinen künstlichen See Anosy, in dessen Mitte ein Lusthaus der ehemaligen Königin steht. Dahinter steigen wieder Gartenterrassen an zum Gouvernement général, einem modernen französischen Ziegelbau, zurzeit Residenz des Generals Gallieni. Auf der andern Seite führen Anlagen hinunter zu den Tennisplätzen und dem Markt. Später soll hier die Eisenbahn einmünden. Wie die meisten grossen Firmen haben auch W. O'Swalds ihr Haus bei dem Zoma, und mit dankbaren Erinnerungen blicke ich auf die vielen frohen und gemütlichen Stunden zurück, die ich in dem gastlichen Heim ihres Vertreters Herrn John Nachtwey verbrachte. Wohl jedem, der in fernen Landen das Glück hat, so überaus liebenswürdige Landsleute zu finden, wie es mir auf Madagascar beschieden war!

* * *

Die französische Regierung hatte vom grünen Tisch aus ein Viehseuchengesetz und Ausfuhrbestimmungen erlassen, die jeden weiteren Export an und für sich unmöglich gemacht hätten. Ausserdem machte sich das Abflauen des südafrikanischen Marktes stark fühlbar. Die Truppen kehrten nach England, die

Buren auf ihre Farmen zurück, und ein starkes Jingo-Element leitete eine erfolgreiche Agitation gegen das angeblich völlig verseuchte Madagascar-Vieh ein. Da bei der chronischen Geldnot der Regierung in Tananarive an eine Herabsetzung des Ausfuhrzolls von 15 Frcs. per Kopf nicht zu denken war, so galt es für mich, wenigstens den Exporteuren eine teilweise Aenderung des absolut unmöglich decrêt d'exportation zu erwirken. Es würde den Rahmen dieses Buches überschreiten, wollte ich auf die Details dieser äusserst komplizierten und langwierigen Verhandlungen eingehen; ich möchte jedoch anerkennen, dass die französischen Regierungsdelegierten, Mr. Fournier und Ray ihr möglichstes taten, um diesseits eine vernünftige Lösung herbeizuführen. Leider scheiterte aber der Versuch, die Regierung von Natal ebenfalls zur Einsicht zu bringen, völlig, und der blühende Export sank allmählich auf das alte bescheidene Niveau zurück. Eine mir gemachte Offerte, als Delegierter für die französische Regierung persönlich nach Natal zu gehen und dorten mit dem französischen Konsul weitere Verhandlungen einzuleiten, lehnte ich dankend ab, obwohl es mich sehr freute, gerade als Deutscher das Vertrauen der hiesigen massgebenden Stellen in diesem Masse erworben zu haben.

Mittlerweile — im Laufe des Monats Juni — trafen aus dem Innern immer häufiger Nachrichten von guten Goldfunden im Mangoro-Gebiete ein. Und so entschloss ich mich denn kurzerhand, syndizierte mich einigen englischen Herren und traf die nötigen Vorbereitungen, um mit einer kleinen Kolonne über das Gebirge zu ziehen.

12. Kapitel.

Tananarive. — Beparasy. — Antaisahatal. — Manakana. — Anosibé.

19. Juli, Tananarive. — Nach den landesüblichen und bei Festsetzung der Abreise schon in Rechnung gezogenen Verzögerungen waren endlich am 19. morgens alle Vorbereitungen beendet, und um 8 Uhr verliessen Mr. P. und ich mit je sechs Filanzanaträgern und 14 Mann Gepäck, Boy und Koch inklusive, Tananarive bei schönem, kühlem Wetter und überschritten im Laufe des Vormittags eine Reihe felsiger, kahler Bergketten. Die schmalen Zwischentäler sind überall bis in die letzten Ausläufer der Wasserlinien zu Reiskulturen aufterrassiert; die Ortschaften liegen entweder auf schwer zugänglichen Gipfeln oder sind mit zwei bis drei tiefen, schluchtartigen Gräben und kaktusbewachsenen Lehmmauern umgeben. Diese Schutzgräben erreichen stellenweise bei 3—5 m Breite eine Tiefe bis zu acht und zehn Metern. Anderweitig, wie z. B. in Ambatomanga, wo wir um 1 Uhr 30 Minuten frühstückten, finden sich Reste erheblicher Steinbauten — Häuptlingsgräber — auf einem etwa 60 m hohen glatten Felskegel, dessen Zugangspfade stellenweise höchstens 30 cm breit sind und von einem Lanzenträger leicht gesperrt werden können.

Die Grabstellen sind übrigens so ziemlich das einzige, worauf der Malgasche Wert legt und Mühe verwendet; eine »schöne Leich'« ist für ihn — wie für den Wiener — eine Herzenssorge, und er kennt sogar ein ähnliches Institut wie die Körperschaft, der man an der Donaustadt den prächtigen deutschen Namen: »Pompes-funèbre« gegeben hat. Was diese Biedermaier an Geschmacklosigkeit in verschnörkelten Initialen, schlechten Barock-

ornamenten und Kreppdrapierungen leisten, muss man gesehen haben, um es zu glauben. Sie bilden mit dem Hausmeister, dem Sperrsechser, der Fiakerunverschämtheit, der Luëgerwirtschaft und verschiedenen sonstigen »Pflänzen« (NB. der Pural, auf Wienerisch nicht von »Pflanze«, sondern von dem »Pflanz« der »gerissen« wird = sich aufspielen, protzen, schwindeln) eine — berechtigte? — Eigentümlichkeit Wiens, und wenn es im Lied heisst: S'gibt nur an Kaiserstadt, s'gibt nur an Wien. — S'gibt nur an Metternich — Fürstin Paulin« —, so kann man nur froh sein, denn das berühmte »liebenswürdige Wien« mit dem »goldenen

Mahlzeit der Träger. Die stehenden Burjanes halten eine Filanzana.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

Herzen« usw. ist de facto zwar eine der schönsten Städte, zugleich aber auch eine der kunst- und bildungsfeindlichsten, rohsten und verblödetsten Orte, zehrt bei geradezu widerlicher Selbstverhimmelung immer noch vom alten Glanz, und will nicht einsehen, dass seine Zeit, wie die der »Fürstin Paulin'« — vorüber ist. Daran wird auch die Gräfin Chotek mit allen Weiberprozessionen nichts ändern. »Asien beginnt an der Schwechat,« sagte Bismarck. Und die Erkenntnis dieses Zustandes ist es, die gerade den Ausnahmegeistern Oesterreichs, den feinsten und besten Köpfen, beinahe durchweg einen so stark markierten pessimistischen Zug aufprägt. —

Gegen Abend hätten wir der Karte nach Andrangoloaka (sprich luk) erreichen sollen; da dieses Nest aber 10 km weiter entfernt lag, musste diese letzte Strecke bei dem mehr als schwankenden Licht einer in einem Strohhut getragenen, stets verlöschenden Kerze (!) zurückgelegt werden. Dabei führte der an und für sich schon sehr schlechte Saumpfad abwechselnd über steinige Halden und auf ruinösen Knüppeldämmen durch Sümpfe, wo die Irrlichter munter flackern und alte Kindererinnerungen wecken an den Froschkönig mit dem goldenen Krönlein und andere Moorgeschichten, während meine Filanza stolpernd und rutschend durch die Nacht sich ihren Weg sucht. Diese ganze Zone ist völlig unbewohnt und bildet eine natürliche Scheide zwischen den zwei Stämmen der Hovas und Bezanozanos.

Landschaft bei Andrangoloaka.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

20. Juli. Beim Frühlicht betraten wir die Waldzone, und die Träger hatten Mühe, auf den schmalen, steilen, schlüpfrigen Pfaden vorwärts zu kommen; oft galt es abzusteigen, da dichtes Laubwerk und Gestrüpp so verwachsen war, dass nur ein dunkler, moosgrüner Tunnel übrig blieb, gerade breit genug, um einen Mann gebückt durchzulassen.

Lange schon, ehe man an einer Lichtung der Kaskaden ansichtig wird, verrät sich der Wasserreichtum des Waldes durch

ein beständiges Rauschen und Murmeln, und in den Talgründen weiten sich die Bäche zu friedlichen Weihern, an denen scheckiges Vieh und nackte braune Kinder lagern.

Nach einer Stunde ist das Plateau überschritten, und plötzlich öffnet sich sonnenglänzend ein weites Panorama: von Kette zu Kette steil abfallend, senkt sich das Terrain um etwa 300 m binnen kurzer Strecke und weitet sich dann zu dem welligen Hochland des dritten Plateaus, das seinerseits in der Ferne von den tiefblauen Bergen jenseits des Mangoro begrenzt wird.

Tief unten, wie Spielzeug, liegen Dörfer und Kulturen, und

Beparasy. Im Goldgräber-Quartier.

das rote Band des Saumpfades schlängelt sich im Tale fort wie ein Sprungseil, das ein Riesenkind achtlos an der Halde vergessen hätte. In der Ferne können wir unsere Lastträger an dem Blinken der Blechkoffer verfolgen, während unsere Filanzanas in der Freude baldiger Ankunft lachend und scherzend die Steilhänge hinunterjagen, fortwährend sich ablösen und selbst die Steigungen beinahe im Trabe nehmen.

Das Gewerbe fordert seine Opfer: selten überschreitet ein Filanzanaträger das vierzigste Jahr; aber er lebt für seine Be-

griffe sehr gut, so lange es dauert, und Laufen ist ihm eine Passion — man darf ihn nur nicht überladen; 25 Kilo etwa ist das Normalgewicht; dann leistet er 5—6 Tage jeweils 50 bis 60 Kilometer. Auf die Dauer ist eine gute Filanzana mit professionellen Burjanes eines der angenehmsten Reisemittel; hierzulande jedenfalls das einzig mögliche. —

Nach kurzer Rast in Andakakely erreichten wir gegen drei Uhr unser Ziel — Beparasy —, d. h. viel Flöhe, glücklicherweise nomen non erat omen, dagegen gibt es »chiques«, eine Art Flohmilbe, die unter den Nägeln der Füsse Eier legt und, wenn vernachlässigt, die bösartigsten Geschwüre erzeugt, Zecken und Ratten. Etwa 50 getünchte Lehmhütten liegen zerstreut zwischen Reisfeldern auf einem Abhang, dessen Gipfel ein gîte d'étape und ein Flaggenmast krönt. Das gîte d'étape besteht aus einem eingelassigen Bretterhaus, 20 m im Geviert, mit Matten ausgeschlagen, ohne Einrichtung. Vermittelst unserer Koffer, Klappstühle usw. und Lampen gestaltete es sich jedoch bis zum Abend in einen ganz wohnlichen und leidlich zuggeschützten Raum um, und das erste Mahl im neuen Diggerquartier, mit einer Tasse guten Kaffees abschliessend, verlief ganz behaglich. Es ist ja nicht gerade wie im Hotel Ritz, aber es könnte auch viel schlechter sein: Julienne-Suppe (Konserve), Huhn mit Reis (obligat) und Käse, Jam, Kaffee, Whiskey und Soda (Sparklets). Alle Tage kann man sich das freilich nicht leisten, da alles 2½ Tage über die Pässe getragen werden muss. Danach eine Pfeife, ein Plausch, und man kriecht in das nebenan aufgestellte Zelt — eben Raum für zwei Feldbetten und einen Schemel. Die Nacht war stürmisch und regnerisch und ich dachte, dass die Haken und Stricke nachgeben würden, allein alles hielt, und die alte Biwakregel, den unteren Zeltrand mit aufgeworfener Erde zu beschweren, bewährte sich vortrefflich.

21. Juli. Beparasy liegt am nördlichen Ende des etwa zwölf Kilometer langen und 1—2 km breiten Flussstaates des Sahanaṅko. Zahlreiche kleine Gräben führen das Wasser aus den Bergschluchten von Terrasse zu Terrasse auf die Reiskulturen; dazwischen wuchert überall, wo der Boden nicht umgebrochen ist, über mannshohes Riedgras, Farnkraut und dichtes Gestrüpp, welches jedes Verlassen der schmalen Viehpfade beinahe unmöglich macht und die Aussicht auf wenige Meter beschränkt. Ersteigt man dagegen die Hügel, so bietet sich dem

Auge ein freundliches und im oberen Teile des Tales sogar überaus reizvolles Bild. Da und dort, meist auf den Kuppen der ersten Hügelreihen, haben sich die Bezanozano in kleinen Dorfgemeinden von 10—20 Hütten angesiedelt, und ihre schekkigen Herden (leichter Landschlag mit kleinem Höcker) weiden überall in den engen Seitentälern. Die Hütten sind leidlich sauber, mit Reisstrohmatten ausgeschlagen und mit ausgesetzten schwarzen Bambusleisten geziert. Ueber der, stets in der westlichen Ecke gelegenen, Herdstatt erhebt sich eine Art Rauchfang aus hartem Holz, der zum Trocknen des Feuerungsmaterials

Bezanozano-Mädchen, Beparasy.

benützt wird. Die Haushaltungsgegenstände beschränken sich auf einige Pfannen und Kalebassen; das Lager besteht aus einem etwa 1 m erhöhten Gestell mit Matten. Die Tür, ebenfalls stets gegen Westen, ist gerade breit genug, um einem Mann gebückt den Eintritt zu gestatten; der untere Teil ist wie auf den Schiffen durch eine etwa 50 cm hohe Bohle abgeschlossen. Sparren und Dach sind vom Rauch meist glänzend schwarz gebeizt. Im grossen und ganzen sind die Hütten reinlich, sogar gefällig; Ungeziefer habe ich nur teilweise gefunden, Frauen und Kin-

der leiden dagegen häufig an Krätze und offenen Wunden. Der Menschenschlag erinnert an den malayischen Typ; das Haar ist häufig seidig und kurz geschoren, bei den Mädchen wird es in viele kleine Zöpfchen geflochten, an deren Ende eine reichlich mit Fett geschmierte flache Haarscheibe baumelt. Die Bezanozanos sind unverbesserlich faul und sehr zurückgeblieben; das Benehmen ist nicht unfreundlich, aber scheu; vor einigen Jahren war hier ein Aufstand und ein Bataillon Senegalneger hat mit Feuer und Schwert alles verwüstet zur Strafe. Aeltere Weiber sitzen in erfreulichem Gegensatz zu ihren europäischen Gevatterinnen tagelang wort- und regungslos auf ihren Fersen.

Auf unserer ersten Prospektingtour talaufwärts, machten wir per Filanza jeweils etwa 4 km (der Durchmesser eines »périmètre de recherche« = Kreises), suchten einen übersichtlichen Fleck aus und nagelten, sei es an einen Baum, sei es an einen sonst geeigneten, leicht sichtbaren und auffindbaren Gegenstand eine mit weissen Lettern bemalte Blechtafel:

OR.
H. de PAPPENHEIM
23. JUILLET 1903.

Sodann wurde der Messtisch aufgeschlagen und vermittelst Kompasses, Alidads und Schätzung ein möglichst klarer Situationsplan in 1:10000 angefertigt, dessen Pause nebst den nötigen »déclarations de pose de poteausignal« an das zuständige Minenamt (Moromanga, Sinjarivo) befördert wird.

Die existierenden Karten sind ganz unzuverlässig; unsere erste Position wurde von Mr. P. trianguliert und berechnet, so gut es eben mit den einfachen Instrumenten ging, da ein Tachiometer etwa 1500 Mk. kostet und wir uns das noch nicht leisten können. (Die Messkette des topographischen Bureaus in Tananarive, Gold, Silber und Platin, kostet 12000! Frcs., gestattet aber, eine Basis von 10 km mit einer Irrtumsgrenze von Zehntelmillimetern zu messen.) Je weiter südlich wir kamen, um so mehr nahm die Landschaft Gebirgscharakter an; aus den Seitentälern stürzten die Zuflüsse in prächtigen Kaskaden, und zuweilen galt es, redlich zu steigen; dafür belohnte aber eine geradezu prächtige Aussicht.

Während des Vermessens schoss ich in Andapa einen prächtigen, topasblauen, grossen Vogel (papageiartige Waldtaube) und auf dem Heimweg in einem Sumpf einen mächtigen grauen Reiher. Gegen alle Erwartung erwies sich dieser als äusserst schmackhafter und ausgiebiger Braten — wie sehr zarte grouse — eine sehr erfreuliche Abwechslung in dem ewigen Huhnreismenu.

Sehr komisch ist eine kleinere weisse Reihergans, »vorom-

Der Autor bei Messtisch-Aufnahmen, frühmorgens, im Antaisahatale bei Beparasy.

potsy«, deren immer zwei rechts und links mit eiligem Gewatschel jedes weidende Stück Vieh begleiten, mit der charakteristischen diensteifrigen Seitenwendung höflicher Adjutanten, wartend, dass — im wörtlichen Sinne des Wortes — etwas für sie abfalle.

Mittlerweile hatten sich die ersten zehn Mann eingefunden, um in Beparasy, längs des Flusses, Versuchsgrabungen anzustellen. Der Mann, der die Fabel vom Fass der Danaïden erfunden hat, muss Malgache-Goldwäscher gesehen haben: hart am Rande des Wasserlaufes wird ein etwa mannstiefes, 1 qm breites Loch ausgehoben, und während zwei Mann abwechselnd graben und das rasch steigende Druckwasser ausschöpfen, sitzt der dritte halb im Fluss und wäscht in einer flachen Holzschüssel mit leicht gekehltem Rand, »battée«, den »paying dirt«, die goldhaltige Schicht, entfernt zuerst die groben Steine und unter beständigem Drehen und Spülen allmählich allen Kies und Glimmer, bis nur mehr etwa ein Teelöffel schwarzen, feinsten Sandes übrig bleibt, der dann in einem kleinen Emailteller mit »Geduld und Spucke« — wörtlich zu nehmen — abgewaschen wird, wobei die Goldparzellen zu Boden sinken.

Und während der Arbeiter bis an die Schenkel im Schlamm steht, rinnt ihm von oben das Wasser in kleinen Bächlein über Hals und Schultern, und je nach unserm herrlichen Klima brennt innerhalb zweier Stunden die Sonne mitleidslos, oder ein eisiger feiner Regen — meist das letztere — hüllt alle Konturen der Landschaft in weisse Schleier; der Sumpf stinkt lieblich zum Himmel, und nur der unverwüstliche Moskito, der auf Malgache ebenso wie auf gut Oberbayerisch »muka« heisst, lässt sich nicht einschüchtern und beisst, ob Regen, ob Sonnenschein. Man sieht das Fieber förmlich spazierengehen; alles ist feucht, Betten, Kleider, Reis, Zigarren, und das Thermometer fällt nachts so tief, dass ich im Zelt trotz Decken, wollenen Unterzeugs, Pyjamas, darüber einen dicken Mantel, dicker, wohlgefütterter Gummidecke und zweiter Wolldecke, nicht warm werden konnte — ich musste die Betten in das Wohnzimmer stellen. Doux pays!

Auf Nachrichten, welche mein rasches Erscheinen im südlichen Bezirk nötig machten, verliess ich am 27. Juli nachmittags, fieberschüttelnd, im feinen Regen, Beparasy mit einem Filanza, Koch und zwei Trägern für Bett, Messtisch und Konserven, überschritt die unglaublich wackelige Lianenbrücke über den angeschwollenen Fluss ohne Unfall, und erreichte bei völliger Finsternis Manakan(a). Morgens war jedoch infolge gründlicher Chinindosis das Fieber gewichen, und früh sechs Uhr brachen wir bei klarem

Himmel auf. Dicht bei Andapha, am Südende unseres Tales, überschreitet der Pfad den Sahananako, d. h. die Träger durchwaten das Wildwasser, um jenseits nach den alten Prinzipien malgassischen Wegbaues kerzengerade den steilen Hang zu erklimmen.

Um sich einen richtigen Begriff von derartigem Steigen zu machen, nehme man einige wohlgefüllte Treibhäuser, mische sie mit ein paar tausend Kubikmetern zähen flüssigen Lehms und giesse das ganze über eine alte ausgetretene Kirchhofs-

Die üble Brücke in Beparasy.

treppe, an der jede zweite Stufe fehlt. Trotz des sonnigen Morgens fällt hier im Innern des Waldes ununterbrochen feiner Sprühregen, und wenn man beim Durchschlüpfen unter den Lianen und Orchideen hängen bleibt, so ergiesst sich eine kleine Kaskade mit der Tücke des Objekts, wie Vischer sagt, meist gerade in den Hals.

Um 8 Uhr war die Passhöhe erreicht, um 9 Uhr 30 Minuten das kleine jenseitige Waldtal mit dem Flecken Sahatolana (Beinefeld) am Ursprung des Sahakely, woselbst ein Picket gesetzt und

Situationsplan aufgenommen wurde. Leider erwies sich jedoch der ursprüngliche Plan, im Tale flussabwärts vorzudringen, absolut undurchführbar, und so hiess es denn — ungern — den zweiten hohen Pass (etwa 450 m über der Talsohle) anzugreifen, der nach Fasinha, am Mangoro, führt, was abermals, von 11 Uhr 30 Minuten bis 3 Uhr auf allen Vieren kletternd, rutschend, triefend und zerschunden geleistet wurde.

Beim Abstieg reduzierte sich der Pfad auf eine kaum anderthalb Hand breite, aber etwa 30 cm tiefe, glitscherige Lehmrinne, mit der die Aversseite meines Ichs des öfteren Bekanntschaft machte. Hinter mir rutschte der Koch, der Gewehrträger, die Lastburjanes und das unhandliche Gestänge einer mit Satteltaschen und Decken bepackten Filanza; dank vorsichtigen Verschnürens ging jedoch nichts verloren.

Am Mangoro, einem stattlichen, etwa 90 m breiten Fluss, fand sich erfreulicherweise ein guter gangbarer Weg, auf dem wir bald (4 Uhr 15 Minuten) nach dem Flecken Andranotsara (= gutes Wasser) kamen; hier abermals ein Picket gesetzt und Messtischplan angefertigt (bis 5 Uhr). Um 6 Uhr endlich war nach zwölfstündigem Marsch Manakana-Mangoro erreicht.

Die wohlverdiente Nachtruhe wurde jedoch leider durch unzählige Ratten völlig zerstört; sie betrachteten den türenlosen Raum offenbar als ihre angestammte Domäne, vollführten quiekend und pfeifend Steeplechasen über Gepäck und Bett, warfen den Teetopf um, zerbrachen mein Uhrglas, frassen ein halbes Huhn und trieben mich beim ersten Morgengrauen aus dem ungastlichen Lokal.

Dichter Nebel und bitter kalt. Zu meinem grössten Erstaunen fand ich 50 m hinter meiner Hütte den nach der Karte noch 5 km entfernten Sahakely und beschloss, trotz der Angabe der Eingeborenen, dass es keinen Weg gebe, von dieser Seite her in das Tal einzudringen. Ich habe von meiner Militärzeit her ein gegründetes Misstrauen gegen Weg- und Ortsangaben des jeweiligen ortsüblichen Landbewohners und verlasse mich stets lieber auf Karten resp. meinen guten Orientierungssinn. Sehr ungern durchwateten meine Burjanes den kalten und ziemlich breiten Fluss, und richtig fand sich auch im hohen triefenden Riedgras — was man bei uns spanisches Rohr nennt — eine Art Viehpfad, der bald auf einen bastionartigen Hügel führte und am Rande einer Schlucht plötzlich abbrach.

Da es des Nebels wegen unmöglich war, irgend etwas festzustellen, wurde einstweilen unter dem Schutze eines Mackintosh der Messtisch aufgeschlagen und das Nord bestimmt, was längere Zeit misslang, da unbemerkterweise ein Mann mit einer eisernen Schaufel sich hinter mich gestellt hatte; man kann ja am Ende auch nicht verlangen, dass im Urwald einer schon von der Deklination der Magnetnadel gehört hat. Der Mann wurde entfernt, die Burjanes kauerten sich schlotternd, bis an die Augen in ihre Tücher gewickelt in das nasse Gras und eine Schar zähneklappernder Kinder hockte lautlos im Kreise, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Und siehe — als nach einer Stunde die Nebelschwaden gegen die Bergkuppen abzogen — erschien zu angenehmer Ueberraschung auf der andern Seite des Dorfes auch der Mangoro, und es stellte sich heraus, dass Manakana unmittelbar am Zusammenfluss der beiden Wasserläufe gebaut ist und demnach einen äusserst brauchbaren Fixierungspunkt für meine weiter rückwärts gelegenen Kartenaufnahmen bildet. Unter diesen Umständen konnte der Plan rasch erledigt werden, und nach weiteren vier Stunden weiteten sich vor unsern Blicken von der Passhöhe des Marivolanitra abermals die Reisfelder von Beparasy.

Vom 31. Juli bis 2. August abermals mit zehn Mann prospecting in den Seitentälern von Manakana und Andapa: Nitchewo!

In einer kleinen Waldschlucht einige vorzügliche Wildenten geschossen, deren Erlangung insofern mit wesentlichen Schwierigkeiten verbunden war, als 30 Schritt weiter abwärts der Fluss etwa 10 m tief über glatte Felsen in Stromschnellen und Kaskaden hinabfällt, und es galt, die Enten herauszufischen, ehe sie in den Sturz kamen. Die Felsen sind durch die Strömung abgeschliffen und glatt wie Glas; aber schliesslich gelang das Experiment und auch ein Uebergang auf den Schultern meines Gewehrträgers ohne unfreiwilliges Bad.

In diesen kleinen, von wildem Lorbeer beinahe ausgefüllten Seitentälern hat die Landschaft einen etwas intimeren Charakter; im allgemeinen ist sie jedoch in den Tropen (hier) absolut unmalerisch — im technischen Sinn des Wortes, teils wegen des Mangels an Halbtönen und des überstarken Lichts, teils wegen der zu verworrenen Vegetation. Sie erinnert, um auf ein schon einmal gebrauchtes Bild zurückzugreifen, an Dorésche Illustra-

tionen (das Schloss Dornröschens, die Zedern des Libanon usw.), effektvoll für Gesamtwirkungen, aber reizlos im Detail.

Die »Nudeltechnik«, mit welcher der selige Calame so gern seine Waldpartien zeichnete, käme hier etwa zur Geltung. Ich kann mir übrigens nicht leicht ungeeignetere Zeichenvorlagen für Schüler denken, als die Arbeiten gerade dieses Meisters, der den Beginner an eine gewisse bestechende, aber absolut unwahre Manier gewöhnt, welche dann überall herhalten muss, wo entweder Können oder Fleiss — oder beides — fehlt, um das Gesehene genau und charakteristisch wiederzugeben. — Calame ist der Erfinder einer zeichnerischen Worcester-Sauce: you can cook everything with it. Dagegen sind z. B. Dürerische Landschaften (die entzückende Burg auf dem St. Hubert) in ihrer klaren künstlerischen Einfachheit sehr empfehlenswert, von neueren auch z. B. Georgis, Scarbinas und Janks Studienblätter; das bischen Stilisierung, besonders des ersteren, kann in Kauf genommen werden. Preller und Grasset, die ich beide habe empfehlen hören, halte ich für schädlich, so genussreich manches auch in ihren Landschaftskompositionen für den Reiferen sein mag. Von Angelo Jank, meinem alten Schulkameraden, besitze ich übrigens aus dem Jahre 1884, wenn ich nicht irre, ein Blatt, welches Stiefel und Kehrseitenstudien verschiedener Klassengenossen mit trefflicher und heiterer Charakterisierung zeigt. Auch einen mutigen Apfelschimmel, dessen Glanzlichter — horribile dictu — mit Gummiarabicum aufgehöht sind. Punkto Glanzlichter war der treffliche und nur viel zu früh verstorbene Piglhein virtuos — er setzte sie mit einem leichten Schwung und vergnügten Zungenschlag auf eine Stuhllehne oder einen Lackschuh und sofort rundete sich das Ding und blinkte, wie es eben ein richtiger Schuh oder Lehne soll. Das letzte Mal vor seiner tödlichen Krankheit, wo wir, wie so oft, vergnügt beisammen sassen, war auch Kapellmeister Fischer da, und spielte, den ausgegangenen Stummel im Mundwinkel, gewaltig, stundenlang, bis in den Morgen; das Klavier allerdings, behauptete Piglhein scherzend, habe er am nächsten Morgen als Kleinholz verkauft. An der Wand des Salons hing das »Zentaurenliebespaar am Strand«, vielleicht das beste, was Piglhein je gemalt hat. Das waren die Zeiten, als die Sezession geboren wurde, als Exters »Welle« und »Braut« und Stucks erste grosse Sachen und die Schotten Furore machten. Bei Schleich war das

Eröffnungsdiner der Sezession, bei dem ich neben Carlos Grethe sass, vis-à-vis die schöne Madame Villegas, A. Keller, Stuck, Habermann — tous des pontifes maintenant.

. . . Am allerbesten ist es freilich, wenn man den Anfänger gar nicht nach »Vorlagen« zeichnen lässt, sondern nur nach der Natur; dabei lernt er sehen, erspart sich den Umweg über eine fremde Technik und — wird nie müde. Corot studierte noch in seinen letzten Krankheitstagen, im Bett, wenige Zeit vor seinem Tode, liebevoll die Struktur einiger Buchenzweige. Anderseits muss später auch — ich spreche hier mehr vom kritischen als vom ausübenden Kunststudium — Atelier- und Galeriestudium hinzutreten, um verstehen zu lernen, wie sich bei den verschiedenen künstlerischen Temperamenten das künstlerisch Gesehene »auf dem Weg von dem Auge durch den Arm in den Pinsel« differenziert und je nach der speziellen Beanlagung verwertet, respektiv umgewertet wird. Wie grundverschieden und doch jeweils wie interessant behandeln ein Frauenporträt z. B. ein Boldini, Sargent und Gandara oder reflektierendes Wasser Thaulow, Tuke, oder einzelne virtuose — zu virtuose — Venetianer.

Meine ganze Kunstanschauung ist wesentlich durch die klare gründliche Malweise Trübners bestimmt worden, an dessen Hand — durch Zusehen — denn der Meister ist schweigsam — ich mehr verstehen gelernt habe, als durch sonst etwas. Wie Rembrandt hatte er übrigens eine Vorliebe für das interessante Problem spiegelnden Lichtes auf blankem Metall: zahlreiche Harnischstudien, sein Tilly. Sein Entwicklungsgang führt von Courbet über Leibl zu einer an die besten alten deutschen Meister erinnernden Grösse und ist dabei modern im besten Sinne, modern wie auch Velasquez und Franz Hals modern sind.

4. August. Eine Eigentümlichkeit des alten Malgachegeldes: ein venty (die Einheit = Same. 83⅓ Centimes) hat 4 voamenas-Bohnen; ein »ariary« = 5 Frcs., stammt aus dem spanisch-arabischen »al real«, wobei nach dem Gesetz der Lautverschiebung das l zu r wurde (alle Chinesen, Indianer sprechen l für r: Melican man = American man usw.). Apropos von l erzählt man, dass einmal Napoleon ein Intendant des Finances vorgestellt wurde, namens Vollant. »Un bon nom pour un intendant«, sagte

der Kaiser. »Pardon, Sire, mon nom s'écrit avec deux l.« »On n'en vole que mieux avec deux ailes« war die freundliche Antwort.

Bei den Malgachen wurde früher das Fünffrancsstück gespalten, gerade wie man früher in Oesterreich den Guldenzettel zerriss, »la vieille monnaie de papier, cette charpie des états blessés«, sagt Goncourt; die Einteilung entsprach ungefähr der des englischen Geldes, sixpence, shilling, half a crown, wegen der leichteren Teilung, ohne dass diese Münzen je Kurs gehabt hätten; die kleinsten Stücke waren ungefähr wie ein Zündholzkopf, und jedermann führte eine kleine Wage mit sich, um das Gewicht der Silberbröckchen festzustellen. Neulich fanden wir im Kropf eines Huhnes zwei solcher kleinen Silberstücke, Teile eines Piasters.

1. September. Beparasy, Anosibé. — Die sluices*) sind endlich angelangt, und natürlich schlecht gehobelt und unverpasst, so dass drei Tage harter Arbeit nötig waren, um den Schaden auszubessern. Sie wurden in einem anfangs schluchtartig und dicht verwachsenen, später etwas breiteren Seitental des Sahananako eingebaut, was an und für sich einfach klingt, in der Praxis jedoch weniger erfreulich war. Zu allererst hiess es, durch den Farnkrautsumpf einen wenigstens halbwegs gangbaren Steg zu bauen, auf dem man nicht Gefahr lief, alle paar Schritte in einem überwachsenen Moorloch zu versinken und zwei Tage vergingen, bis ein äusserst rudimentärer Knüppeldamm hergestellt war, der jedoch immerhin meist noch etwa 10 cm unter Wasser ist. Dann musste die Talrinne des Bächleins auf etwa 1½ m vertieft werden, um den genügenden Abzug zu schaffen, was bei dem stets nachdrängenden, zähen, schwarzen Schlamm auch wesentliche Schwierigkeiten bereitete, und endlich stellte sich heraus, dass trotz alles Weggrabens die sluice nicht genügenden Fall hatte, um das schwerere Erdreich über den eingebauten Querschwellen wegzuschwemmen. Ich liess daher quer über das Tal einen etwa 1,20 m hohen Damm aufführen, um das Wasser anzustauen, und nach vielfachen Versuchen und Aenderungen läuft

*) Hölzerne, aus drei Brettern zusammengenagelte und mit kleinen Querstreifen (riffles) versehene, ca. 1,40 m lange und 35 cm breite und hohe, nach einem Ende leicht konisch zulaufende Rinne zum Durchschlämmen goldhaltigen Sandes.

endlich der Strom wie er sollte -- ob mit Erfolg, bleibt abzuwarten.

Die ganze Arbeit musste meistenteils bei strömendem Regen oder alles durchdringendem feinem Nebel verrichtet werden; von unten gurgelt das schwarze Moorwasser; der Schlamm stinkt nach Kräften; die weissen Nebelschwaden treiben vor dem Sturm; alles ist triefend, kalt und ungemütlich, und wenn man von früh 7 Uhr bis 4 Uhr nachmittags ohne Mahlzeit durchgearbeitet

Goldwäscherei in Beparasy. Der Damm mit den sluices.

hat, ist man so ziemlich erschöpft; denn alles und jedes, die kleinste und einfachste Arbeit, das Einschlagen jedes Nagels, das Einrammen jedes Pfostens muss man selbst genau beaufsichtigen, sonst kann man totsicher sein, dass es gerade verkehrt gemacht wird. Noch sind wir in der guten Jahreszeit, und doch ist es so feucht im Hause, dass eine auf dem Boden — i. e. vierfachen Reisstrohmatten - - stehende Blechkiste morgens triefend nass ist; Wäsche und Kleider können nur durch öfteres

Bügeln gebrauchsfähig erhalten werden und alle Effekten, selbst die in Blechkisten verpackten, müssen periodisch am Feuer getrocknet werden, wenn sie nicht in 14 Tagen völlig verschimmeln sollen. Abends regelmässig Fieber und Neuralgie.

22. September. Da aus dem Distrikt von Anosibé (südöstlich) Nachrichten von guten Funden kamen, beschloss ich, mich persönlich von den Verhältnissen zu überzeugen, und verliess früh 6 Uhr 30 Minuten Beparasy. Die Expedition bestand aus sechs Mann à 1,20 Frcs. Lohn pro Tag, Filanza, zwei Satteltaschen, Gummi- und Wolldecke, Mantel und Mackintosh, Helm, Gewehr, Laterne, Taschenapotheke, Kompass, Laterne, Camera und Feldglas, Munition, eiserner Ration, Kerzen, etwas Draht und Nägeln, Waschzeug, Nähzeug, Zündhölzern, Messer; zwei Gepäckträgern à 1,50 Frcs. pro Tag, Blechkoffer mit Wäsche und Reverseanzug, Karten, Plan und Zeichenmaterial, Ess-, Rauch- und Lichtvorrat, Waschzeug, Reserveknöpfen, Schrauben usw., Feldbetten mit Moskitonetz, Geschirr und Kochzeug, Zündhölzern, Patronen, Putzzeug, Fett, Mehl und Konserven; zwei eigenen Leuten (Koch und Gewehrträger, zugleich Faktotum, Goldwäscher), Feldstuhl und Messtischgestell.

Lange Erfahrung nur lehrt das Gepäck auf das unentbehrlichste zu vereinfachen, ohne doch zu sehr beschränkt zu sein, und vor allem so zu packen, dass man je nach Mittag- oder Abendbedürfnissen das nötige gleich zur Hand hat. In einer speziellen Zigarrenschachtel mit Abteilungen befinden sich die verschiedenen kleinen Dinge, deren Fehlen mehr ärgerlich ist, als man glaubt: Nähzeug, Seide, Heftpflaster, Siegellack, Reservezentimetermass und Messer, Federn, Blei, Füllfedern, Pauspapier, Fliesspapier, kleiner Winkel, Reservekompass und -schraube, Pfeife, Nägel, Litzen, Patronenauszieher, Büchsenöffner, Werg zum Gewehrreinigen, Sicherheitsnadeln, adressierte und ausgefüllte Formulare für déclarations de poste de signal, kleine Bleche für Pickets, vorgelocht und bis auf das Datum fertig zum Aufnageln. — —

Infolge Anwesenheit des Administrators ist die »üble Brücke« glänzend repariert; bisher lagen die Bretter lose und lückenhaft auf ein paar höchst zweifelhaften Balken und Bopsy, der mutige Hund, kroch nur auf dem Bauch hinüber. In gutem Tempo geht es bergauf; in den zahllosen kleinen Tälern liegt

noch der Morgennebel wie flaumige Wattestreifen, während die Berge schon im vollen Frühlicht leuchten. 11 Uhr 30 Minuten Frühstück in Fashina, dann 1 Uhr weiter nach Andakan(a), wo der Weg diesseits des Mangoro endet.

In einer äusserst schwanken, langen Pirogue (den praktischen

Grosse Pirogue mit Filanzana.

Ausleger des Südens kennt man hier nicht) setzen wir nach Vohitrombikely über.

Die Regierung hat die nötigen 30 Frcs. für eine zweite gekuppelte Pirogue auf diesem, von Kaimans wimmelnden Fluss nicht genehmigt; aber in Majunga werden 300.000 Frcs. in eine ausserdem scheussliche Residenz verbaut, und am 14. Juli Tausende für Feuerwerk und solchen Firlefanz ausgegeben.

Auf dem jenseitigen Ufer reduziert sich der gebesserte Weg auf einen mehr oder minder löcherigen, aber immerhin noch

leidlichen Saumpfad längs der Wände eines Felstales, das ein eifriger, gurgelnder Wildbach im Laufe der Jahrhunderte zwischen zwei kahlen, massiven Felskegeln von etwa 300 m Höhe ausgenagt hat. Von Absatz zu Absatz verengert sich die Schlucht und führt beinahe als Klamm zur Passhöhe.

Jenseits macht sich sofort das wesentlich wärmere, feuchte Klima des dritten Plateaus fühlbar; Lianen und blühende Schlinggewächse fallen in dichtem welligem Teppich von den Kronen zur Erde, und nur hier und da profiliert sich auf einem Vorsprung die geradere scharfe Kontur einer Stechpalme gegen den hellen Samt der feinblätterigen, weissblütigen, alles bedeckenden und erstickenden Wucherpflanzen.

Da und dort beugen sich unter der Last der Früchte — einer Art grosser Holzäpfel — die Zweige des »Aruru«; der äusserst giftige Saft wird speziell von den Betsimisarakafrauen nach streng geheim gehaltenen Rezepten verkocht und soll, selbst in kleinen Dosen, innerhalb zwei Tagen Krämpfe, Wahnsinn und Tod herbeiführen, ähnlich wie Tangena. Der angenehme Trank soll dem Opfer meist in einem Ei oder einer Banane beigebracht werden, und ich habe mehrere Fälle erwähnen hören, in denen auch Kazahas ihm erlegen sind. Erst kürzlich »verstarb« ein unbeliebter Commodore meines Nachbars in Mandrifafana, von dem es allgemein hiess, dass er dem Betsimisarakagift erlegen sei. Beweisen lässt sich natürlich nie etwas. Näheres über die Zubereitung zu erfahren, ist nicht möglich; selbst Weisse, die 15 Jahre mit Malgachefrauen gelebt haben, konnten darüber nichts bestimmtes feststellen; an der Westküste sollen die Sakalaven zuweilen gestossenes Glas anwenden, um Appendicitis herbeizuführen, wie bei uns im Gebirge.

Immer häufiger bezeugen kahlgebrannte, schwarze Berghänge, dass wir uns wieder bewohnten Distrikten nähern, denn der Betsimisaraka erniedrigt sich nicht zu gewöhnlicher Feldarbeit: er brennt ein Stück Busch nieder und erzielt auf dem frischen Boden prächtigen Bergreis; im nächsten Jahr wird ein frisches Stück gebrannt, und wenn auch anfangs diese Form der Bodenkultur ganz gut ist, um Brêche in den feuchten, tageweiten Urwald zu legen, so führt sie doch allmählich zur völligen Entwaldung, und die tropischen Regen waschen dann das schutzlose Erdreich von den Steilhängen; in Imerina ist auf diese Weise der Baumwuchs völlig vernichtet worden, und die Land-

schaft erinnert an die kahlen Gefilde des Karsts und Dalmatiens. Die Not hat die Bewohner dann allerdings gezwungen, in den Tälern jene intensiven und kunstvollen Terrassierungen und Bewässerungsanlagen zu schaffen, welche, bis in die kleinsten Terrainfalten den Wasserlinien folgend, sich den Niveaukurven des Geländes anschmiegen und ihm den Charakter eines riesigen Reliefplanes in Schichtmanier geben.

Die Hütten diesseits des Mangoro sind wesentlich grösser und sauberer, da und dort findet sich sogar eine kleine Veranda. Die Frauen kleiden sich besser; anstatt des einfachen groben grauen Lamba tragen sie farbig gestreifte »Rabanes« (ein aus der Rafiafaser gewebter, äusserst haltbarer Stoff; die Farben meist ein feines Grün oder tiefes Schwarz und sehr harmonisch). Man hört häufig Musik und Gesang, aber auch wilden keifenden Zank: »la Betsimisare a le caractère féroce«, sagen die Kenner, und bis spät in die Nacht stört ununterbrochenes eifriges Geschnatter des müden Wanderers Nachtruhe. (Ambodiara, Nachtquartier.)

Früh 8 Uhr erreichten wir Anosibé, unter Bananen und grossen Mangobäumen längs des Flusses, oben auf dem Hügel, oberhalb der Fiebermiasmen, der eingezäunte Militärposten, Schulhaus und Regierungsschuppen; das typische Tropendorf, wie man es auf den Bilderbogen sieht. Gute Bilderbogen halte ich übrigens für ein wichtiges und überaus praktisches Lehrmittel für Kinder, und die besten Künstler sollten es nicht unter ihrer Würde halten, solche zu entwerfen, da es darauf ankommt, nicht nur tatsächlichen Bildungsstoff einzuprägen, sondern auch das künstlerische Empfinden des Kindes, wenn auch nur unbewusst, zu erwecken und anzuleiten.

In diesem Sinne sind gute japanische Blätter sehr zu empfehlen, da sie ausser der künstlerischen Einfachheit und meist überaus feinen Farbenakkorden vielfach reich sind an Humoristischem und Phantastischem, dessen die Kinderseele nun einmal bedarf. Ich habe mit einem Blatt aus einer japanischen Sage — der Held bläst die ausgerupften Haare seines Lieblingsaffengenius in die Luft und jedes Haar verwandelt sich in einen grimmen Hilfskämpfer gegen die Unholde — ungeteiltes Entzücken bei Kindern erzielt. Schwind, L. Richter, Spitzweg, Tierstücke von Swan (nur nicht Landseer oder Rosa Bonheur mit ihrem falschen Pathos) und ein paar gute Reproduktionen von

ganz Grossen — Verocchios Colleone, die Nike vom Louvre, der Pensiero des Michel Angelo, um des Kindes Auge an die gewaltige Schönheit einfacher grosser Konturen zu gewöhnen. Ja keine französischen Kinderbücher: sie sind, wie die ganze französische Kinder- und Schulbehandlung gouvernantenmässig, kleinlich und albern. »La bibliothèque rose« ist geradezu Gift. In England ist viel Gutes da — ich sehe natürlich von der blöden Kate Greenawayerei ab.

Ueberhaupt soll mit zehn Jahren das Kind gut englisch und französisch können — »die Sprachen sind die Scheiden, in denen das Schwert des Geistes steckt«, sagte schon Martin Luther; deswegen kann es und soll es doch bis in die Knochen ein deutsches Kind sein. Es ist damit gerade wie mit der übertriebenen Fremdwörterjagd; man kann sehr gut deutsch sein und doch für den gegebenen Fall aus einer fremden Sprache einen präziseren Ausdruck zur Hand zu haben.

Ebensowenig schadet es dem Kinde, wenn es dann und wann einmal ein Buch erwischt, das weit über seinem Horizont ist: ich erinnere mich, dass ich als Kind Macaulays »Warren Hastings«, »Kulturhistorische Studien« von Riehl und horribile dictu — Byrons »Don Juan« mit grossem Interesse heimlich verschlang. Es ist das Merkmal jeder gediegenen künstlerischen Produktion, dass alles Nebensächliche ausgeschieden wird und zurücktritt, während die ganze Wucht auf das besonders Charakteristische und Hauptsächliche verlegt ist. Dadurch wird unbewusst im Kinde ebenfalls der Trieb erweckt, bei der Betrachtung der Dinge — sei es mit dem physischen oder psychischen Auge — das Nebensächliche auszuschalten, das Wesentliche und Charakteristische festzustellen und zu behalten, und so sich an klares logisches Denken zu gewöhnen, eine Rüstung, an der alle Pfeile des Aberglaubens und zahllosen Unfugs, der Kindern von allen Seiten aufgehalst wird, abprallen.

Je mehr ein Kind »warum« fragt, desto zufriedener soll man sein; es ist das der Anfang kritischen Suchens, und kritisches Denken ist die Fackel, vor der alle bösen Geister der Finsternis fliehen.

Vor allem halte man von Kindern, so weit als irgend möglich, jegliches weibliche Dienstpersonal fern, wozu ich auch Gouvernanten rechne (rühmliche Ausnahmen sind eben Ausnahmen);

ihre engherzige Unfähigkeit ist meist mit Orionweiten nicht zu ermessen, sie sind beinahe ebenso schädlich wie Pfaffen. Ethik braucht das Kind, aber keine Mystik, von grobem Unfug wie dem »enfants de Marie«, »enfants de Jésus« und sacré-coeur-Wesen ganz abzusehen.

* * *

Lt. Deca, der Gouverneur, empfing mich sehr freundlich auf des Generals Empfehlung hin. Ich vergesse nie die Entrüstung eines seither endlich abgegangenen bayerischen Ministers, als ich ihn um eine persönliche Empfehlung an die französischen Behörden in Madagascar bat: »So was ist noch nie dagewesen,« sagte Graf C., — »ganz ausgeschlossen, nie dagewesen, nie dagewesen . . .« Kurz, Serenissimus war vollständig konsterniert über die unerhörte Zumutung, und entliess mich sehr ungnädig. Nun, es geht auch so, da man als Deutscher hier überall sehr gut aufgenommen wird. Die Begriffe über Bayern sind übrigens meist etwas schleierhaft: ah oui, la Bavière — il y a de la bonne bière — et puis tous vos rois sont fous? sagte mir neulich einer.

Wie alle Militärs hier, klagt Lt. Deca über die Zurücksetzung gegenüber der Zivilverwaltung, die überall verschwenderisch bedacht wird, während ersteren selbst die notwendigsten Kredite verweigert werden. So verpuffte man in Beforonona bei der Einweihung der ersten 13 Kilometer Bahnabschnitt — ein grober bluff — 30000 Frcs., während die Regierung sich das allernötigste für Unterkunft in Anosibé mühsam abbetteln lässt. Für jeden Ziviladministrator werden Residenzen gebaut, für jede Ortsveränderung stehen ihm 30 bis 40 burjanes zur Verfügung usw. Der Militär soll alles umsonst machen und nur möglichst viel Geld an die Zentrale abliefern; dem Distrikt bleibt von den Steuern (21 Frcs. pro Kopf = etwa 120000 Frcs.) beinahe nichts; das meiste fliesst in das unersättliche Danaidenfass des Eisenbahnbudgets, das übrige wird mehr oder weniger zwecklos auf die paar ersten Zivilposten verschwendet. Lustgärten, Eisengitter; ein Löwenkäfig (ohne Löwen) in Tananarive soll 10000 Frcs. gekostet haben, Prunktreppen usw. Die Hovaregierung war gewiss ein übler Schwindel, aber das jetzige

Regime hat das Erbe redlich übernommen und arbeitet meist, um einen juristischen Ausdruck zu entlehnen, mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt.

Ein eigenartiger Aberglaube dieses Distriktes ist, dass da und dort kleine, dunkle Waldmenschen existieren; in verschiedenen Orten will man sie gesehen haben. Sie sollen gutes Malgache sprechen, aber mit nasaler Betonung; nähere Nachforschungen lassen jedoch das Vorhandensein irgendwelcher autochthonen Zwergrasse als ausgeschlossen erscheinen. Dagegen betrachten die Eingeborenen den in den umliegenden Wäldern häufigen grösseren Affen als »fady« (unverletzlich) und als kürzlich ein paar geschossen wurden, erbaten sie sich die Körper zur Bestattung, »da es doch Vettern seien«. Als dies abgeschlagen wurde, stahlen sie den Braten nachts, wahrscheinlich nicht, um ihn zu begraben, sondern um ihn zu verspeisen.

Von Zeit zu Zeit kommen einzelne meiner Arbeiter und beurlauben sich auf einige Tage »pour tourner anchêtr««, wie mein boy sagt (pour retourner leurs ancêtres). Es besteht nämlich die gruselige Sitte, dass von Zeit zu Zeit die in wertvolle Lambas gehüllten Leichen der Vorfahren exhumiert und in eine andere Lage gebracht werden, wobei eine Art Totenmahl abgehalten und viel betsa-betsa (Schnaps) konsumiert wird. Bei uns braucht man die Vorfahren im Grab nicht umzudrehen, das tun sie meist schon von selbst.

Beim Totenfest — eine Art Allerseelen — ziehen die jungen Mädchen singend in Prozession auf die Gräberhügel und deponieren dort einen Teller (ich konstatierte einige Tage darauf, dass er aus meiner Küche stammte) und eine Flasche Wasser und führen eine Art Reigentanz auf: »V'là qu'elles gigotent, les garces«, sagte mein Nachbar, und es war tatsächlich mehr ein Gezappel als ein Tanz. Nach einer halben Stunde kamen sie singend und quietschvergnügt zurück: Die Toten waren zufrieden. Wahrscheinlich ebenso, als ob man ihnen in der Michelskirche mit Katafalk und Anräuchern — der Weihrauch in der Michelskirche war stets von besonders schlechter Sorte, aber »bülli, bülli«, wie mir ein Sakristan einst sagte — auf dem Kopf herumgetanzt hätte, wie es die Pagen würdevoll zu tun pflegen. Die eigenartige Sitte dieses Totenmenuetts am Katafalk soll noch aus dem alten spanischen Zeremoniell herrühren und ist sehr malerisch. Nach biblischer Autorität tanzte ja auch schon David

bei festlichen Gelegenheiten, wenn die Truppen mit Busch ausrückten.

Nachmittags erledigte ich meine Kartenergänzungen und alles Geschäftliche und kehrte am nächsten Morgen nach Beparasy zurück, um die Dammarbeiten meines Nachbars am Sahananako anzusehen. Auf schmalen Pfaden dringt man längs des Flusses vor, meist durch hohes Schilf und Gestrüpp; überall sind Schlingen- und Dohnenstege angelegt für die Perlhühner und anderes armes Geflügel. Der Fluss folgt in Serpentinen den Ausläufern der quarzreichen Hügel; die Steilufer fallen meist 5—10 m ab, dicht überwuchert und von zahlreichen Wasservögeln bewohnt, unter denen besonders ein kleiner spechtähnlicher Taucher, topasblau mit goldbrauner Brust, wie ein Juwel über das Wasser flitzt. An einer Biegung schluppt plötzlich dicht vor mir weg ein kleiner, etwa 1,50 m langer Kaiman, der hier hinter einem Baumstamm und überhängenden Steinen trefflich gedeckt auf der Lauer lag. Nur dem geübten Blick von einem dürren Ast unterscheidbar, treibt er quer in der Strömung, nur das Augenpaar und ein kleines Stückchen Schnauze, nussgross, ragt hervor. Ich stehe regungslos, den Karabiner im Anschlag, und der Unerfahrene taucht langsam etwas höher — die kantige Rückenflosse wird sichtbar, eine handbreit Schädel — der Schuss bricht, und mit einem Ton, als ob man auf Eisen geschossen hätte, schlägt das abgeflachte Winchestergeschoss ein: ein wildes Vorwärtsschnellen und -- weg ist er, in sein Loch. Nur wenn der Schuss das Gehirn selbst oder das winzige Herz durchbohrt hat, und der Tod augenblicklich eingetreten ist, treibt der Leichnam oben, sonst verbeisst sich der Kaiman stets nach unten irgendwo im Schlamm, und man hat das Nachsehen.

Knight, der Timeskorrespondent, erzählt in seinem trefflichen Buch: »Madagascar in Wartime«, dass 1895, einige Inder wenige Tage nach dem Treffen bei Marovoay an das Schlachtfeld kamen: da bot sich ihnen ein grausiger Anblick: aus der Betsiboka, deren Gewässer stets von Kaimans wimmeln, waren Hunderte von Krokodilen heraufgekommen und schleppten und zerrten Tote und Schwerverwundete in den Fluss.

Ein kürzlich hier geschossener hatte den Rachen voll wilder Bohnen. Prachtexemplare von 4—5 m Länge wie am Meverane und Befotaka -- tristen Angedenkens -- gibt es jedoch hier nicht.

Von Zeit zu Zeit zieht die Jugend mit allen 30 Dorfkötern aus, um in den Wäldern ein Wildschwein zu töten; ich habe leider noch nicht Zeit gefunden, mitzugehen und erfahre das Ergebnis meist nur durch den Koch, wenn er mitteilt: »fini gagner cotelettes le porc quat'chou«, wobei er sich, wie bei jeder Anrede, aus Verlegenheit eifrig kratzt. Mit dem Quantum Fett, das mein Vatel in einer Woche für seine kulinarischen Erzeugnisse verbraucht, würde eine Hausfrau einen Monat reichen und »fini la graiche« ist eine Ankündigung, mit der er alle Augenblicke anrückt, meist gerade am Tag, nachdem der Bote nach Moromanga abgegangen ist.

Wenn ich ihn und sein Machwerk sehe, denke ich oft mit Wehmut an gewisse Rehleberknödel beim Herrn Pfarrer von Münzing oder spezielle Tournedos Rossini auf der Turbie in Monte Carlo, die übrigens auch Madame Schleich vorzüglich bereitet. Von dem vortrefflichen alten Schleich geht die Sage, dass er nachts in seinem Lokal als Geist spukt, mit einer Nachtmütze und einen rot gesottenen Hummer am Strick mit sich führend, wie einen Hofhund. Friede seiner Asche!

Hier heult der Frühlingssturm ums Haus, und im Dorf trommelt ein Ungeheuer seit einer Stunde auf einer alten Petroleumkanne zu dem monotonen Chor: Oh, das kleine Mädchen, oh, oh, oh, das kleine Mädchen, oh, oh . . . ., am Ende auch nicht dümmer als unsere »Hulda« oder das schöne niederbayerische Chorlied:

»Da Bau—a und da Sti—a
San a wuilds Ti—a.
Und a wuilds Ti—a
Is da Bau—a und da Sti—a.«

Warum machen die Menschen Musik? Und was ist eigentlich Musik? »Grüsset mir Levi, den liebenswürdigen Erzeuger rhythmischer Geräusche«, schrieb anno 1892 W. Busch — damals schon nicht mehr der heitere Busch — an Lenbach. Und in der einfachsten Form der Musik, wie bei den Wilden, scheinen Lärm und Rhythmus die einzigen Postulata zu sein. Am andern Ende der Kultur, bei den allerneuesten Komponisten, begnügt man sich meist mit dem Lärm allein. In der Mitte zwischen diesen Extremen, bei Bach und Beethoven etwa, scheint mir Musik ein Streben nach Auflösung mehr oder minder bewussten philosophischen Denkens, ebenso wie bestimmte wun-

derbare Wahrheiten in der höheren Mathematik nicht in Worten, sondern nur in mathematischen Symbolen ausgedrückt werden können. Die Verhältniszahlen des Grundplans der maison carrée zu Nîmes entsprechen einem musikalischen Rhythmus. Brunelleschis Kuppel in Florenz ist streng nach dem goldenen Schnitt konstruiert.

Gavarni, der nicht nur ein geistvoller Zeichner, sondern auch ein ganz hervorragender Mathematiker war, rühmte häufig die harmonische Musik der Ziffern. Bestimmte Bruchzahlreihen der Akustik sollen sich in den Gesetzen der Bewegung der Fixsterne wiederholen. Sollte in dem Wort »and the morning stars sang together« unter dem dichterischen Bilde der Sphärenharmonie nicht noch ein tieferer Sinn liegen: das dunkle Empfinden, dass in den Gesetzen der Schwingungen der Atome das letzte Geheimnis aller Weltenrätsel ruht? *παντα ῥεῖ* ist nur eine präzise Formel für das Gesetz der Erhaltung der Energie: alles ist in steter unendlicher Bewegung oder Schwingung und muss sich auf alles andere ausbreiten und fortsetzen und kann nie wieder verloren gehen oder aufhören.

Es muss also ein grosses, alles regierendes Endgesetz der harmonischen und konstanten Energie geben, und wenn die Menschen Musik machen, so ist es vielleicht nur ein dumpfer, unbewusster Drang, sich der grossen allbeherrschenden Harmonie anzuschliessen und in ihr aufzugehen. — Nur sollten sie dazu nicht gerade eine Petroleumkanne nehmen. —

Altes Blech geht übrigens in Madagascar nie verloren; an jeder Strassenecke in Tananarive hockt ein Schmied, der mit den primitivsten Werkzeugen alte Mehlkisten und Packzinn in Koffer, Schüsseln, Laternen und dergleichen verwandelt. Auch Flaschen sind ein gesuchter Artikel, und im Süden erfreuten sich Worcestersauceflaschen besonderer Beliebtheit, als »Schmalzlerglas'ln«, wie man bei uns sagen würde.

Tabak wird jedoch hier nicht geschnupft, sondern pulverisiert und geschnullt. Rauchen ist beinahe unbekannt. Die Zigarren aus Malgachetabak kosten ½—1 Centime und unter 4—5 findet man gewöhnlich eine von wesentlich besserer Qualität als das französische Regiekraut, zu dessen Herstellung Kartoffelblätter in einer Mischung aus Schwefelsäure, asa foetida und geschabtem Horn geschmort werden; für bessere Sorten kommt noch ein

Prozentsatz alter Lumpen dazu, und in Londrecitas habe ich gut erkennbare Spuren von Stiefellitzen gefunden.

Oktober: Europapost. Papst Leo XIII. ist gestorben und an seiner Stelle nicht Rampolla, sondern Sarto, Kardinal, Patriarch von Venedig erwählt worden. Mit der Klugheit, welche die meisten Staatshandlungen der Kirche und ihrer Leiter kennzeichnet, hat das Konklave wiederum einen persönlich hochachtbaren Priester erwählt; allein in der Hauptsache ist er jedenfalls ebenso unversöhnlich wie sein Vorgänger. Im Gegensatz zu dessen streng thomistischer Richtung, ist er mehr Rosminianer, was ungefähr darauf hinauskommt, als ob man jemand mit Strychnin oder mit Brucin vergiftet. Seine nächste Umgebung schildert ihn als »intransigente nerissimo«, und es ist nicht zu erwarten, dass unter ihm irgendwelche Aenderung in der Haltung der Kirche gegenüber Wahrheit und Aufklärung eintreten wird. Und je persönlich achtbarer und fähiger, desto gefährlicher ist er. De facto können die Leiter der Kirche keinen Kompromiss mit der Wahrheit schliessen; denn von ihnen gilt das Wort, das 1773 der Jesuitengeneral Ricci für seinen Orden sprach: Sint ut sunt, aut non sint. Jede Konzession wäre für sie ein Selbstmord, und es ist schliesslich sehr begreiflich, dass sie wenig Neigung zeigen, ein moralisches, infolgedessen auch politisches und — last not least — finanzielles Harakiri zu vollführen.

Die protestantische Kirche hat sich in dem Augenblick, wo sie freie Kritik prinzipiell zugestand, selbst den Strick um den Hals gelegt, und wenn dann zuweilen aus ihrer eigenen Mitte Männer erstehen, deren wissenschaftliche Forschung das ganze morsche Gebäude unverbürgter Tradition zu untergraben droht, so geht es ihren Synoden wie Goethes Zauberlehrling: Weh, die Geister, die ich rief — werd' ich nicht mehr los. Und den alten Zauberer von Rom haben sie selbst aufgegeben; der hilft ihnen nicht mehr.

So hält zum Beispiel einer der neueren und gründlichsten Bibelforscher, Professor Schmiedel-Zürich, nur fünf Sätze im ganzen neuen Testament für authentische Aeusserungen Christi.*)

Von den Protestanten meinen viele, sie könnten zwei Herren dienen — der Aufklärung und der Kirche. Niemand kann zwei

*) Prof. Cheyne & Shutterland Black, Encyclop. Biblica, Vol. IV.

Herren dienen. Es gilt Partei zu nehmen zwischen dem ziffermässig gewaltigen Heerhaufen der Unfreien oder der kleinen Schar jener, die voraussetzungsloses logisches Denken von den ererbten Fesseln befreit hat. Was dazwischen steht, ist geistiges Eunuchentum.

»Ich hab's gewagt«, war Ulrich von Huttens Wahlspruch; aber nur wenige in unserm lieben Deutschland haben den Mut, seine stolze Devise auf ihr Schild zu setzen. Bei den meisten könnte es heissen: »Ich will lieber mal vorher oben anfragen.« — Vieles ist ja besser geworden, und die Wissenschaft wenigstens schreitet stolz ihre Bahn — wenn ihr auch manche Schranken in den Weg stellen möchten; aber ein übermässiger Autoritätsglaube ist unser Erbteil.

Dagegen kann man nicht oft und nicht laut genug predigen.

* * *

Die englische Regierung hat der »Cunard« für dieses Jahr eine sehr bedeutende Subvention gegeben, um zwei Schnelldampfer zu bauen, die imstande sein sollen, das rascheste Handelsschiff jeder andern Nation einzuholen. Da es sich dabei zunächst nur um deutsche Boote von der »Deutschland«klasse handeln kann, die selbst für leichte Kreuzerarmierung vorgesehen sind und eine wesentlich besser geschulte Besatzung führen, so dürften sich die neuen Schiffe gegebenenfalls die Sache mit dem »Einholen« noch überlegen, — »denn die gemeine Kerls schiesse auch herrüver« — wie der wackere badische Freischärler sagte, als er sich »rückwärts konzentrierte«. Dieser militärische Prachtausdruck stammt übrigens meines Wissens aus der Zeit, als die Wiener Presse noch von Benedecks »grossem Plan« sprach. Armer braver Benedeck! In seinem »Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland« wollte Friedjung ursprünglich nur eine Rechtfertigung Benedecks schreiben; allein das Werk wuchs mit dem Quellenstudium weit über die anfangs geplanten Grenzen und wurde zu einer vernichtenden Kritik des ganzen K. K. Systems. Ueber Krismanic hinweg greift es auf den eigentlichen Vertreter, Erzherzog Albrecht, zurück, denselben Militär, dessen blinder Preussenhass im Jahre 70 sein Land beinahe in eine neue Katastrophe gestürzt hätte. Und auf der andern Seite wächst gigantisch

Bismarcks Grösse heraus, speziell in dem Kapitel der Vorverhandlungen zum italienischen Bündnis. Friedjung, selbst Oesterreicher, hat vom Kanzler persönlich wertvolles Material erhalten. Die Wiener Archive wurden ihm, glücklicherweise zu spät, gesperrt. Wohl selten ist einem pflichttreuen und grundehrlichen, wenn auch unfähigen Mann ein perfiderer Trick gespielt worden, als Benedeck. Im Interesse des Kaiserhauses, um den Erzherzog nicht blosszustellen, nahm man ihm das Wort ab, nie über die militärischen Details der Katastrophe sich zu äussern, und als man so seines Schweigens sicher war, wurde er zum nationalen Sündenbock gestempelt und ausgestossen. — Dank vom Haus Habsburg! »Hein, ont-ils eu de la chance, ces bougres, d'avoir eu affaire à un si brave homme?« sagte mir einmal ein russischer Diplomat, dem allerdings niemand weder auf sein gewöhnliches Ehrenwort, noch selbst auf das »grosse Giessener« irgendwie mehr geglaubt hätte, als z. B. etwa an die freiwillige Räumung der Mandschurei.

Ich habe hier im Hause ein zahmes Chamäleon: es kriecht über alle Hindernisse, leise, unmerklich, millimeterweise schiebt sich die muskulöse Tatze nach vorwärts, lang umfassen die Krallen den geringsten Vorsprung, prüfen seine Festigkeit, und erst wenn der neue Stützpunkt erprobt ist, gleitet der geschmeidige Leib weiter, ohne eine unnötige Bewegung und stets in der Farbe der Umgebung so angepasst, dass er kaum von ihr zu unterscheiden ist. Hätte Peter der Grosse mein Chamäleon gekannt, er würde es sicher zu seinem Wappentier erhoben haben.

Franz I. von Frankreich hatte den Salamander erwählt, der seinem feurigen und unruhigen Temperament entsprach. Vor einigen Jahren (in der Renaissanceausstellung) fand ich einen entzückenden, kleinen, in Eisen geschnittenen Torschlüssel: ein gekröntes F zwischen Flammen und Salamandern, den der galante König wohl mancher Schönen anvertraut haben mag. Vorsichtig, durch die Dämmerung, mag sie, auf abendfeuchtem Rasen, zu dem kleinen Seitentürchen des jetzigen Musée Cluny geschlichen sein, mit Herzklopfen innehaltend, wenn ein Igel im Laub raschelte oder ein Vogel aufflog. Und dann sperrte der Unglücksschlüssel nicht — weil sie ihn, wie alle Frauen, verkehrt eingesetzt hatte — und wenn sie erst glücklich nach dem ersten

Kuss — noch im halbdunkeln Gang — Luft schnappen konnte, sagte sie: »Na, weisst du, so ein Weg und so ein Schlüssel!«

Im Völkermuseum zu Berlin hängt eine alte, kleine indische Pergamentminiatur: junges Mädchen durch alle Schrecken der Nacht zum Geliebten eilend — eine Offenbarung für jeden, der von der indischen Malerei nur seelenlose Stilisierung erwartet — und so vollkommen, dass ich die Frage aufwerfen möchte, ob der Künstler nicht von einem japanischen Meister beeinflusst worden ist. Chinesische Generale sind im achten Säkulum bis zum Kaukasus vorgedrungen, und warum sollte sich später nicht irgendein japanischer Künstler an den Hof eines Radschputenfürsten verirrt haben? Allein es ist dies eine Hypothese, die kompetentere entscheiden mögen.

Der grossartige Reichtum des Völkermuseums wird erst dem klar, der regelmässig längere Zeit die Sammlungen durchstudiert. Die entlegensten Kulturecken sind erschöpfend vertreten. Ich verweise nur z. B. auf die unschätzbaren Seidenaquarelle, welche japanische Künstler im Auftrag ihrer Regierung anfertigten, um die eigenartigen Sitten und Gebräuche der aussterbenden Ainios festzuhalten. Es ist da ein Bärenfang und eine Gruppe zipfelmützentragender Bauern, im tiefen Schnee eine müde Rehgeis mit Knütteln verfolgend, die Manet und Thaulow zusammen nicht einfacher und doch raffinierter hätten malen können.

Pachisi, »das Spiel der Könige« Indiens in ausgesuchten Exemplaren, füllt einen Schrank hier; dort liegen Radschputenwaffen mit speziellen Finessen, die das Herz des Waffenkenners erfreuen: Tulwars mit anormalem Griff, linkshändige Dolche mit verschiebbarem Mittelstück, geschliffene Turbanringe bestimmter fanatischer Tempelsekten, dort wieder ehrwürdige Bände japanischer Illustration; Porträtstammbäume der Inkaprinzessinnen, grossäugig und gelbsüchtig mit capa und mantilla: sie haben den heidnischen Putz aufgegeben und mehr oder minder biedere, spanische Conquistadores geheiratet — etwas später, »in der neuen Garnisonskirche«, nachdem der erste Trubel vorüber war — und Seine allerkatholischste Majestät Karl V. hat ihnen einen spanischen Titel verliehen anstatt der alten heidnischen Götterwürde; Donna Catalina de X. und Donna Maria de los Nieves de N. usw.

Der Glasschrein dort birgt die goldenen Totenmasken der Atriden; Tausende von Jahren nach Klytemnästrai Tat hat deutsche Forschung sie ans Tageslicht gezogen, zu ehrfürchtiger Bewunderung.

Jeder Schritt, jeder Blick knüpft neue Gedankenfäden an die tausendfachen Wahrzeichen tausendfacher Kultur, zu der sich aus Felsenhöhle und Pfahldorf der Mensch heraufgearbeitet hat — zum Parthenon und Tschad Mahal, zu Velasquez und Goethe, zu Leverrier und Lamark, zu Huxley und Helmholtz.

13. Kapitel.

Im Quellgebiet des Manambolo und der Sakana. — Ueber den Mangoro nach Marolambo.

Die schweren Strapazen und der starke Regen der letzten Monate hatten meine Gesundheit stark angegriffen, und der Bau eines Staudammes über ein enges, heisses, sumpfiges Tal, verbunden mit stetem Aerger über die masslose Faulheit und Widerspenstigkeit der Bezanozanos warf mich zuletzt auf das Krankenlager. Heftige Wechselfieber, verbunden mit schwerer Gesichts-Neuralgie stellten sich immer häufiger ein, und als ich eines Abends in einen tiefen Sumpf geriet, aus dem mich die Führer nur mit knapper Not herauszuziehen vermochten, trat ein akuter Anfall ein, der mich nötigte, dieses Dorado definitiv zu verlassen und in einer gesünderen Lage mich zu erholen. Und so packte ich kurz entschlossen eines Morgens meine Siebensachen und zog über die Berge nach der Hauptstadt.

Bei guter Pflege und Ruhe kam jedoch bald die Unternehmungslust wieder, und wiederum zog ich auf mehrere Wochen in das Quellengebiet des Manambolo und Manampotsy.

Früh morgens 5 Uhr gewöhnlich wurde zum Aufbruch gerufen; vielfach, zur grossen Freude der Burjanes, war es möglich, Filanza und Gepäck auf Piroguen zu verladen und mühelos unter dem schattigen Laubdach manche Meile zurückzulegen. Sehr häufig freilich sass das leichte Fahrzeug fest oder es musste über Felsen, Klippen und Stromschnellen getragen und abgeseilt werden. Bei dieser Gelegenheit brach einmal der Lianenstrick, und im Nu schoss das Boot über eine recht ansehnliche

Wasserfall der Mandraka. Auf dem Wege nach der Hauptstadt.

Schnelle in einen Waldsee hinab, einige Leute mit sich reissend, ohne dass jedoch irgend etwas passierte. Tagelang aber wiederum mussten wir uns durch unwegsamen Zitronenbusch, Bambus- und Dorngestrüpp, über Sumpf und Felsgeröll mühsam den Pfad bahnen; die menschlichen Ansiedelungen wurden, je weiter wir gegen Süden vordrangen, immer seltener und primitiver; die Wege hörten ganz auf, und an Nahrungsmitteln konnten wir oft nur mit Schwierigkeiten den nötigen Reis bekommen. Meine Absicht, das ganze gebirgige Zuflussgebiet des Manambolo hauptsächlich auf dem Wasserwege zu durchforschen, musste ich infolge der übergrossen Strapazen für die Bootsleute aufgeben; auf den zahllosen zackigen Klippen und Stromschnellen waren ihre Füsse völlig aufgerissen. Die nebenstehenden Photographien werden besser als eine Schilderung die Schwierigkeiten solcher Wasserfahrten erläutern.

Ich beschloss demnach, mich wieder nordostwärts zu wenden, da ich vermutete, gegen den Manampotsy zu etwas zivilisiertere Verhältnisse zu finden. Diese Hoffnung erwies sich allerdings als völlig trügerisch, und erst nach sieben weiteren, sehr beschwerlichen Marschtagen fanden wir wieder einen einigermassen gangbaren Weg. Eines Abends spät erblickten wir, klar gegen den Himmel sich abhebend, die Silhouette eines Dorfes auf einer ganz einsam im Walde steil aufragenden Kuppe; zu meinem Erstaunen empfing uns am Fuss ein für dortige Verhältnisse unverhältnismässig anständig aussehender Greis, gefolgt von der ganzen Bevölkerung und einem Knabenmusikchor mit Trommeln und Schalmeien. Vor meiner Filanza wurden den ganzen Weg bis hinauf frische Matten aufgerollt, und oben bot man mir einen Trunk betsa-betsa (Zuckerrohrschnaps): ich war der allererste Europäer, der je dieses ganz abgelegene Walddorf besucht hatte! Meine Ehreneskorte begleitete mich ständig, und selbst als ich nach einiger Zeit mich momentan hinter einen Busch zurückzog, liessen die braven Musiker nicht locker und umkreisten mein Retiro blasend und trommelnd. Da eben auch eine Beschneidung stattgefunden hatte, war das ganze Nest gründlich blau, und bis tief in die Nacht hinein dauerte bei Feuerschein und Musik ein wahrer Hexensabbath, bei dem meine Träger mit ihrer hauptstädtischen Eleganz und ihren reichen Geldmitteln die grossen Herren spielten. Einige kleine Hasen liefen noch ein paar Tage mit der Karawane.

Ueberwachsenes Flussbett.

Felsiges Flussbett.

Als Resultat der Kampagne ergab sich die Anlage einer Goldwäscherei in Ambalatenina, dann kehrte ich nach etwa vierwöchentlichem Herumkrauchen im Busch in die Hauptstadt zurück.

Dezember. In den ersten Tagen des Dezember 1903 forderte mich Mr. P., Vertreter eines französischen Minensyndikats, auf, für seine Rechnung eine Durchforschung des westlichen

Das Boot wird in die Stromschnellen geschoben.

Teiles der Provinz »des Betsimisaraka du Sud« (siehe Karte) vorzunehmen, in deren nördlichem Teil, am Manampotsy, seine Vertreter gute Goldfelder gefunden hätten. Ich schlug ein und begab mich sofort mit den nötigen Leuten auf die Reise. Ueber Beparasy und Anosibé ging es wiederum an den Oberlauf des Manampotsy, wo ich am 9. Dezember mit dem chef d'exploitation

Mr. H. zusammentraf. Zu meinem grössten Erstaunen tauchte aber hinter dessen Filanza eine zweite auf, von der ein paar sehr niedliche, schwarz bestrumpfte und belackschuhte Beinchen herunterbaumelten. Sie gehörten seiner Gattin an, einer munteren und kouragierten kleinen Französin, die es sich nicht hatte nehmen lassen, einmal selbst von der Küste nach den Goldfeldern heraufzukommen. In ihrer Gesellschaft verging der Abend bei Gesang und einem improvisierten Souper sehr heiter. Der

Ein stiller Winkel auf der Salzacizika bei Ambalatenina. Gänzlich unerforschtes Gelände. Im Hintergrund meine Pirogue.

Koch hatte uns als pièce de résistance ein »cochon de lait (Spanferkel) roti« versprochen; allein als es — auf einem Kistendeckel — serviert wurde, zeigte es sich, dass es jenes jugendliche Alter seit geraumer Zeit überschritten hatte. Noch bei zwei Mahlzeiten tauchte es wieder auf, bis es einstimmig und definitiv abgelehnt wurde und den boys als willkommene Beute anheimfiel.

Am Sonntag Vormittag brachten die etwa 1500 Arbeiter aus dem umliegenden Distrikt das in der Woche gewonnene Gold.

Der Sekretär ruft die in den amtlichen Kontrolllisten eingetragenen Nummern auf, und jeder schüttet aus seinem kleinen Bambusbüchschen den von ihm oder seiner Gruppe gewaschenen Goldstaub auf die Schüssel der Wage, wo er nochmals abgeblasen und mit einem Magnet von etwaigen Eisenteilchen befreit wird. Ein Dutzend scharfe Augen folgen jeder leisen Schwankung des Züngleins, die Grammzahl wird ausgerufen und eingetragen, und vergnügten Auges sieht der Besitzer die Suppenterrine gehäuft mit dem edeln Metall: etwa 9 Kilo ist ein schönes Wochenresultat

Landschaft am Oberlauf des Manambolo.

und repräsentiert einen Reinverdienst von 9000 Frcs. Unmittelbar darauf erfolgt die Ablohnung der Arbeiter nach den Listen, und zwar vis-àvis des store (Krämerei, Weine und Schnäpse), so dass bis 2 Uhr nachmittags wenigstens die Hälfte der ausgezahlten Summen wieder in die Taschen des Minenbesitzers zurückfliesst. Sind die Goldresultate befriedigend, so gibt man den Leuten auch von Zeit zu Zeit einen Ochsen, ein Fass Rum und last not least ein Feuerwerk. Auch der Phonograph ist ein wichtiges Anziehungsmittel. Die Leute müssen sich »tamamy« fühlen, »wohl,

behaglich, zuhause«, dann arbeiten sie, selbst unter weniger günstigen Bedingungen, gerne. Andernfalls verduften sie allmählich spurlos, aber sicher im Wald.

Man kann nicht sagen, dass Goldwäschereien eine Landschaft verschönern. Auf Meilen hin verrät die rote oder lehmige Farbe der Flüsse die Nähe eines »chantier«. In der üppigen Vegetation der Ufer eröffnet sich plötzlich ein wüstes Trümmerfeld, durchsetzt von Wassertümpeln, Kanälen und Gruben. Aus den dicht verwachsenen Bachbetten steigt in bläulichen Spiralen der Rauch verbrannten feuchten Farnkrautes auf — das beste Mittel gegen die Moskitos — und Hunderte von lehmigen, mageren Gestalten fördern den »Faritan« (paying dirt, nennt man es in den englischen Minen), das goldhaltige Material, an die eigentlichen Wäscher. Knietief im Bach stehend, schwenken diese die hölzerne »battée« (Schüssel, etwa 60 cm im Durchmesser, mit leicht eingebogenem Rand), so dass alles leichtere Material von dem jeweils eindringenden Wasser nach vorne weggespült wird, bis nurmehr feiner Sand übrig bleibt. Dieser wird mit dem Daumen über den Rand gewischt und die darunter liegende schwarze, schlammige Eisenerde mit der Hand über die schiefe Fläche der battée vorsichtig hinuntergewaschen, wobei der Goldstaub und die gröberen Körner, »des couleurs«, als »trainée« zurückbleiben und in einem Emailschüsselchen gesammelt werden. Natürlich geht bei dieser Prozedur $^1/_3$—$^1/_2$ des Goldes verloren; aber es ist beinahe unmöglich, die Eingeborenen an rationellere Arbeitsformen zu gewöhnen, und zurzeit sind feinere Ausbeutungsmethoden meines Wissens nirgends (in Madagascar) mit Erfolg angewendet worden.

Flimmernd liegt das blendende Licht über der verwüsteten Stätte, alle Farben in einen starken Ton auflösend. Dagegen steht die dunkle Kulisse des unberührten Waldes, Hang über Hang steil aufsteigend, bis die obersten federartigen Gipfel wieder leuchtend in das schmale blaue Band des Firmaments übergehen. Aber wo der Sonnenstrahl gedämpft herniederdringt in die murmelnde schattige Tiefe verlassener Tümpel, zeichnet er auf dem öligen Spiegel flammende Moiréemuster, mandelfarbig, smaragdgrün, kastanienbraun, weiss und zinnober. Und zwischendurch flitzt rastlos, scharfsichtig und raubgierig die Flotille der schwarzen Wasserkäfer. Ein wahres Muster energischer Entschlossenheit, diese Tierlein: kein Stäubchen, keine Faser treibt un-

kontrolliert vorbei, mit wildem Schuss stürzt sich der dunkle Raubritter aus stillem Uferwinkel in die Strömung, packt das Ankommende, reisst es herum, schüttelt es aus wie ein bösartiger Zollwächter und lässt es erst frei, wenn er sich überzeugt hat, dass für seinen Magen absolut nichts zu holen ist. Wehe aber der Spinne oder Ameise: im Nu ist die Wehrlose von der schwarzen Rotte umringt; an jedem Bein zerren ein paar hungerige Gesellen und — weg ist sie. Doch ich bin nicht der einzige Zeuge dieser Mordszene im kleinen: dort, kaum kenntlich, in der Astgabel ruhend, beobachtet ein Chamäleon aufmerksamst, mit beinahe menschlichem Interesse, den Vorgang. Lautlos, Millimeter um Millimeter schiebt sich der moosfarbige Leib, von einem Zweig kaum unterscheidbar, über die Wasserfläche. Noch einmal prüft ein langer, intelligenter Blick der grossen Kugelaugen Entfernung und Stütze, dann schiesst wie ein Pfeil die lange klebrige Zunge in die Käferrotte, und der Räuber — wird selbst zur Beute: »Denn ich bin gross und du bist klein.«

Das Kartographieren, mit dem ich die nächsten zwei Wochen zubrachte, ist in diesen hügeligen, von hochstämmigem Urwald bestandenen, unübersichtlichen Distrikt ziemlich schwierig, da es keine für die Triangulierung markanten Kuppen gibt und die Täler überall versumpft sind, während die felsigen Berghänge, vom dichtesten Schlinggewächs überwuchert, meist recht steil ansteigen. Gegen den Mittellauf der Sakana zu treten jedoch die Ufer bei zunehmender Höhe weiter zurück, und leidliche Wege führen zur Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Manampotsy und Mangoro empor. Wie schwellende Moospolster erscheinen aus dieser Höhe die tageweiten, gewaltigen Mimosenwälder, Welle hinter Welle abflutend bis zum Horizont, nur stellenweise unterbrochen von weissen Quarzwänden oder dem glitzernden Band des Flusses.

Die Wohnstätten der Menschen, an und für sich versteckt und unansehnlich, verschwinden dem Blicke völlig; lautlose Einsamkeit plant über dem weiten Panorama, und nur der Bussard zieht hoch oben im strahlenden Blau seine Kreise.

In stiller Arbeit vergeht Tag um Tag, auf dem Kartenblatt beginnen sich zwischen den blauen Wasserlinien die braunen Bergketten einzugliedern, und freudig bestätigt eine »Rekoupie-

rung« die Identität einer schon früher »eingefangenen« Kuppe. Und wenn am Abend, während die braunen Kinder scheu den Koch umstehen, ein beladener Bote auftaucht und aus seinem »zobika« (Strohkorb) frischen Proviant oder gar die monatliche Post, in Wachstuch verpackt, hervorholt, so ist Festtag. Beim Feuerschein, auf der Schwelle sitzend, wird Brief um Brief genossen und die illustrierten Journale gierig gemustert: Illustration, Graphic und hier eine stattliche Rolle: ein Zuloaga-Heft, von zarter Hand als hochwillkommene Gabe beigelegt. Manna in der Wüste. Als mein Malgachekommandeur das feine Blatt mit den Nichten des Künstlers sah, fragte er mich, ob das meine »ramatoa vasaha« sei. Pas dégouté, le bonhomme!

* * *

Für die Weihnachtstage gingen wir an die Küste, 2½ Tagemärsche nach Vatomandry, einem übeln, im Sumpfdelta des Sandra manongy liegenden Wellblechnest. Ein im »cercle« geplanter réveillon (Festabend) ging infolge der Rivalität der zwei Hauptdamen unter Tränen in die Brüche; allein der männliche Teil fand sich sehr bald an einem champagnertriefenden Baccarattisch zusammen, unter dem um 8 Uhr morgens die Mehrzahl der Festgäste sanft entschlummert lag: Es ist keine reine Freude, mit so und soviel recht zweifelhaften, streitsüchtigen Kreolen zusammenzusitzen, aber es ist eben das einzige Lokal, und mit den Wölfen muss man heulen.

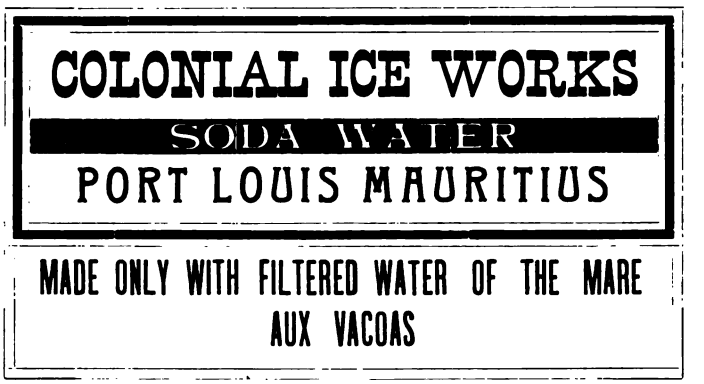
Ein Curiosum: Etiketten von Sodawasserflaschen aus dem »Club« (!) in Vatomandry. »La mare aux vacoas, selbst gefiltert«, als Empfehlung ist gut:

J. MAYER

SODA WATER

DIEGO-SUAREZ MADAGASCAR

MADE ONLY WITH FILTERED WATER
OF THE CAIMAN'S RIVER



Auf dem Rückweg von Vatomandry nach Antandéhibé schlug das Wetter um: vom 30. Dezember bis 9. Januar regnete es Tag und Nacht ununterbrochen bei kaltem Wind. In den Felsenschluchten brausen die Wildbäche; von allen Seiten rauschen Kaskaden herunter; die an und für sich schon sehr dürftigen Pfade sind teils überschwemmt, teils weggerissen und sämtliche Gepäckstücke sind angesogen wie Schwämme. Gegen den richtigen sechsstündigen tropischen Regenguss hilft kein Gummizeug, keine Decken, nichts: am Schluss kommt doch irgendwo ein Bächlein durchgesickert und bildet naturgemäss an der tiefsten Stelle der Filanzana allmählich einen kleinen Weiher, von dem dann die Gewässer sich allmählich in die Reithosen, Gamaschen und Stiefel ergiessen. Es ist ganz zwecklos, zu versuchen, dagegen etwas zu machen oder gar sich zu rühren — dadurch wird es nur schlimmer, weil sich neue Schleusen öffnen —, sondern man zieht seine Kapuze so tief als möglich ins Gesicht, damit einerseits die Pfeife nicht ausgeht und anderseits der Rauch besser haften bleibt; denn je mehr es regnet, desto zudringlicher werden die kleinen Fliegen.*) Und so geht es stundenlang im prasselnden Regen, bis hinter irgendeiner Biegung die Strohdächer eines neuen Drecknestes auftauchen, in dem man sich zunächst seiner sämtlichen Hüllen entledigt und zu trocknen sucht. Der Malgasche ist zu faul, um mehr Holz zu schlagen als er gerade momentan braucht; daher ist das an und für sich nasse Holz immer frisch und raucht. Dann kommt die

*) In den Wäldern überfällt den Wanderer eine neue Plage. Die Domat'ges, kleine, äusserst behende Blutegel. Zu Tausenden fallen sie von den Bäumen, klettern an den nackten Beinen der Träger hoch und machen bestimmte Wege zeitweise völlig ungangbar.

reizlose Prozedur des Essens, d. h. man redet sich ein, dass man nun mit gutem Appetit »soupieren« wird, um alles nach einem halben Teller Reis mit Huhn wieder wegzuschieben, nur Kaffee oder Tee behält seinen angenehmen Geschmack, aber am Ende kann man doch nicht von Pfeife und Kaffee leben. Der Wein ist ausgegangen — der Bote ist seit fünf Tagen überfällig. Dann wird es Nacht. Man liest bei einem schlechten Fotofore eine halbe Stunde bis einem die Augen weh tun und kriecht unter sein Netz. Gerade am Einschlafen — da beginnt es zu knacken und knistern, die Türe, eine dünne spanische Wand aus Schilf, gegen die ein wackliger Stuhl gelehnt ist, fällt in das Zimmer, und ein Hund dringt ein: Licht machen, Vertreibung des Störenfrieds, Befestigen der Türe: auf Stunden ist an Schlaf nicht zu denken, und endlich, wenn man gerade ein bisschen eingenickt ist, fangen die Hähne an zu krähen, die Eingeborenen zu schnattern, das Vieh zu brüllen und — ein neuer Tag bricht an, ebenso nass, kalt und ungemütlich wie sein Vorgänger. Ausserdem sind einige Träger krank, alle unmutig, und als endlich in dem Quellgebiet der Sakana Beanana erreicht war, stellte sich heftiges Fieber ein. Frostschüttelnd zog ich nun über die Ranomintina (Schwarzach), den Sahamanga abwärts nach Tsaratampona, wo zwar das Wetter sich aufklärte, die Eingeborenen dagegen sich äusserst widerwillig benahmen und keinen Proviant verkaufen wollten. Ich sandte Beschwerde an den Distriktsgouverneur nach Anosibé, nicht ahnend, was für Folgen dies zeitigen würde. Während einer fünftägigen Abwesenheit waren die Notabeln ins Loch gesteckt worden, und es scheint, dass sie beschlossen, sich

Filanzana im dichten Rohrgestrüpp.

kurzerhand solch unbequemer Gäste auf die landesübliche Weise zu entledigen. Kurz nach Tisch empfand ich plötzlich Uebelkeit, Brechreiz und Ohrensausen. Wie der Blitz kam mir der Gedanke an Chulliats Kommandeur, der unter ähnlichen Erscheinungen kurz vorher verstorben war: Gift! und zwar wahrscheinlich Tangena. Im Nu trank ich einen zum Tee bereitstehenden Topf warmen Wassers mit Milch aus, nahm eine halbe Hand voll Abführpillen und Brechmittel, und trank im Laufe einer Stunde noch drei bis vier Liter heisse Konservenmilch. Dank der äusserst geringen Quantität der genossenen Reisspeise und der energischen sofortigen Gegenmassregeln kam das sonst in wenig Stunden tödlich wirkende Gift nicht zur vollen Wirkung; immerhin stellte sich gegen Abend sehr heftiges Fieber und Unwohlsein ein, und als ich am nächsten Morgen elend und schwach erwachte, war jedes Gelenk am ganzen Körper mit eiternden Geschwülsten besetzt.

Hierzu galt es rasch zutun, sollte nicht totale Blutvergiftung eintreten. In Decken gewickelt -- Anziehen von Kleidern war unmöglich - - liess ich mich in die Filanza packen und befahl den Trägern, in Eilmärschen mit reduziertem Gepäck nach dem etwa 50 km südlich gelegenen Fort Marolambo aufzubrechen. Bei heulendem Sturm ging es südwärts, auf schlechten Saumpfaden, bergauf, bergab, durch dichtes Unterholz und Dornengestrüpp, durch Bäche und Sümpfe, und wieder hinan auf kahle, windgefegte Kuppen und wieder hinab in das quatschende Halbdunkel morastiger Täler. Am zweiten Tag schnappte beim Passieren des Sahamanga die Pirogue mit der Medizinkiste um und verschwand — glücklicherweise verblieb noch in den Satteltaschen der eiserne Bestand von Opium und Chinin. Schon von Beoronona aus, etwa drei Kilometer vom Mangoro, hörte man das Donnern des angeschwollenen Stroms, und als wir über die letzte Halde herunterkamen, brauste wildes Hochwasser brüllend und tosend über meilenweite Felstrümmer und Stromschnellen. Dazu eine fahle Gewitterstimmung wie auf dem Schlachtengemälde Tintorettos in Schleissheim: der Sieg Gonzagas über Karl VIII. An einen Uebergang war hier nicht zu denken — also stromaufwärts. Allein schon nach wenigen Minuten verschwand der Pfad im Wasser, und nun galt es, an den steilen, nassen Felswänden des Ufers entlang zu kriechen, durch dichtes, dorniges Zitronengestrüpp; in zwei Stunden kamen wir etwa um

2 km vorwärts. Aber die Mühe lohnte sich wenigstens, denn hinter der Biegung teilte sich der mächtige Strom in mehrere Arme mit verhältnismässig ruhigerem Wasser. Auch eine Pirogue fand sich vor — aber was für eine: etwa 3 m lang, 50 cm breit und 60 cm hoch, krumm und morsch, das Vorderteil löcherig und mit roter Erde und Gras verstopft. Und mit diesem elenden Vehikel sollte die ganze Karawane, die bepackte Filanza und das Gepäck über einen mindestens 800 m breiten, angeschwollenen Strom gesetzt werden.

Jedoch es gab kein Zögern — stündlich nahmen Schmerzen und Schwäche zu; das Experiment musste gewagt werden. Mit Ach und Krach gelangte nach zwanzig Minuten stromaufwärts Kreuzens und wieder im nächsten Arm Hinabschiessens der elende Seelenverkäufer halbvoll Wasser an das jenseitige Ufer. Von 2 Uhr bis 8 Uhr abends sass ich fieberschlotternd auf einem Felsen und beobachtete das sukzessive Herüberschaffen jeder einzelnen Trägerlast, und siehe da — wunderbarerweise ging es ohne Unfall ab, und selbst die schwere Filanza kam zwar nass, doch unversehrt herüber. Noch waren wir aber lange nicht am Ziel. Während der zwei folgenden Stunden keuchten die Träger durch weglosen Mimosenbusch einen steilen Berg hinan. (Die bourjanes haben bei solchen Steiltouren jeweils etwa 25 Meter mit einem rush anzulaufen und dann zu wechseln. Da aber nun an der Filanza alle Schrauben locker und die Hölzer nur notdürftig geflickt sind, habe ich immer das Gefühl, dass das Hintergestell plötzlich mit mir ein paar 100 Meter in den Busch hinuntersausen wird.) Jenseits, bei völliger Finsternis, mit der Handlaterne über steiles Geröll von Tritt zu Tritt suchend, gelangten wir in ein neues Flussbett. Notabene all dieses mit wunden, offenen Füssen und einem einzigen Pantoffel! Hier lagen jedoch grosse Piroguen, und um 10¼ Uhr fand sich die Karawane unter Dach und Fach im Dorfe Sakalava.

Da heftige Schmerzen mich nicht schlafen liessen und das letzte Sulfonal in dem Sahamanga versunken war, trieb ich schon um 3 Uhr die Träger heraus, und wiederum ging es bei Sturm und Regen in den Wald. Stunde um Stunde verrinnt unter Stolpern, Rutschen und Klettern der erschöpften Träger — endlich, gegen Mittag, erklären sie, dass sie sich in der Richtung geirrt und definitiv den Weg verloren haben: die Kompassbeobachtung bestätigt die Tatsache. Jeder Irrtum ist eine Schuld, sagt Descartes,

daher verfüge ich eine Piasterstrafe für die Träger. So geht es denn wieder zurück, zwei Kilometer pro Stunde höchstens. Da, als eben die Filanza mit sechs Mann eine etwa sechs Meter tiefe Rinne auf einer alten moosigen Lianenbrücke überquert, ertönt ein ominöses Krachen, und im Nu, rückwärts mit der gerissenen Brücke sich überschlagend, stürzen die Filanza, die Träger und ich mit dem geladenen Gewehr in wüstem Knäuel in den sumpfigen Bach hinunter. Glücklicherweise entlud sich in dem wilden Gezappel die Flinte nicht, dagegen war die Filanza gebrochen, die Satteltaschen mit dem letzten Proviant und Medikamenten voll Schlamm und Wasserlinsen und der Pantoffel spurlos verschwunden. Jammernd umstanden die Träger einen der ihrigen, der sich scheinbar eine Rippe gebrochen hatte — es stellte sich später als blosse Quetschung heraus — und dazu prasselte der Regen in Strömen hernieder — kurz, es war infam.

Allein Marolambo musste um jeden Preis erreicht werden. Wir warteten die Ankunft der wenigen Gepäckträger ab, versteckten die Lasten im Wald, und mit verdoppelter Mannschaft setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Aber wie: fiebernd, schlaflos, unfähig, irgendetwas zu geniessen: kein Wein, kein Kognak, kein Chinin, keine Bandagen und Watte mehr für alle eiternden Gelenke, Knochenschmerzen vom Sturz und keine Möglichkeit mehr, mit der Filanza im Wald vorwärts zu kommen. So schleppten mich meine Leute halb bewusstlos und zerschlagen über die Pässe, bis abends 9 Uhr, und den nächsten Vormittag hinunter in das Tal des Anosivolo nach Marolambo. Als ich abgerissen, blutig und bleich die Stufen der Veranda hinaufschwankte, prallte Kapitän Boissary entsetzt zurück — benahm sich aber dann äusserst freundlich, gab mir sofort ein Bett, Kognak, Champagner und Verbandszeug; die ärgsten Geschwüre wurden geöffnet und ausgewaschen, und als ich nach zwanzigstündigem Schlaf wieder erwachte, fühlte ich mich zwar noch matt und elend, aber das schlimmste war überstanden und nach fünf Tagen konnte ich humpelnd das gastliche Quartier wieder verlassen. Mit den offenen Stellen hatte ich jedoch nahezu noch zwei Monate zu tun. Direkt konnte natürlich den Biedermännern in Tsaratampona nichts nachgewiesen werden; allein sie wurden bei der nächsten zwangsweisen Rekrutierung von »Freiwilligen« für den Bahnbau reichlich bedacht, und ich habe später gehört, dass fünf oder sechs von ihnen dort umgekommen sind.

———————

14. Kapitel.

Marsch nach Farafangana. Expedition nach Vondrozo, Ivohibé und in das Gebirge. Zurück nach Farafangana.

Am 22. Januar 1904 kampierte ich wieder am nördlichen Ufer des Mangoro; da ertönte, mitten in der Nacht, wiederholt vom südlichen Ufer der langgezogene Ruf: Lakaná, ohé Lakaná. (Hol über.) Ein Eingeborener setzt ohne zwingenden Grund nachts nicht über; so schloss ich denn, dass es sich wahrscheinlich um eine Botschaft für mich handle, und richtig — es war ein Brief Mr. P's. mit dem Vorschlag, ihn bei Marolambo zu treffen. Sofort wurde die Kolonne alarmiert, bei Fackellicht gepackt, und um 8 Uhr früh befand sich alles wieder jenseits. Mr. P. ersuchte mich, stante pede mit neu mitgebrachten Leuten in die Provinz Farafangana (etwa 12 Tagemärsche südlich) zu ziehen und eine genaue Durchforschung dieser Provinz vorzunehmen, da Nachrichten über neue Goldfunde aus dem Süden eingetroffen waren. Am selben Abend noch war die Karawane marschbereit.

Am 25. Januar, 6 Uhr 30 Minuten, brach ich mit 36 Mann gen Südosten auf und marschierte drei Tage quer durch die wellige Landschaft nach Mahela an der Ostküste. Von hier aus führt ein guter Weg bis Mananjary und Farafangana, dicht am Meeresstrand entlang durch eine parkartige Lagunenlandschaft. Mit gleichmässigem Donner rollt die schwere Brandung des Indischen Ozeans ihre grünen, hohlen Mauern heran; Welle nach Welle eilt in hurtigen, weissen Schaumbändern hoch an dem Dünenstreifen herauf, wo Tausende von rosa Krabben ihrer Atzung warten, genau an der Stelle, wo die rückkehrende Welle einen feinen Infusorienstreifen absetzt: »Instinktive Erfahrung ist ein

Besitzen von Inhalten in Henidenform«, sagt Weininger. Nur wo ausnahmsweise einzelne Felsen aus dem Sande sich hinausschieben, unterbricht wilder, hochaufspritzender Gischt die Monotonie der sanft geschwungenen, im feinen Wasserdunst der Ferne abblauenden Uferlinie. Der Pfad läuft schnurgerade, neben dem Telegraphen, auf kurzem Gras, eingesäumt von beinahe exakt konischen Rhododendron- und Gummibüschen; stellenweise glaubt man durch einen von der Schere des Gärtners korrigierten Garten zu wandern, so regelmässig in Form und Abstand folgen sich die Buketts. Zur Rechten des schmalen Küstensaumes dehnt

Die Gepäckträger auf dem Marsche nach dem Süden.

sich die Lagune (beinahe 100 km lang), auf deren schwarzem, dicht verwachsenem Spiegel Tausende von Enten, grauen Reihern und sonstigen Wasservögeln ihr Spiel treiben. Alle 10—15 km mündet ein halb im Sande erstickender Fluss; oft bleibt noch ein zwei bis drei Meter breiter Strich ganz trocken und der Abfluss in das etwa drei Meter tiefer liegende Meer erfolgt unterirdisch.

Je näher man Mananjary kommt, um so dichter werden die Ansiedelungen wie der Verkehr, und bald taucht über den Mangobäumen der Flaggenmast der Residenz auf. Hier

Typische Landschaft in der südöstlichen Küstenzone.

residiert Mr. Besson, einer der besten Kenner Madagascars, der vor kurzem beinahe einer Katastrophe zum Opfer gefallen wäre. Ein Leichter wollte, vom Dampfer kommend, den Weg abkürzen und ging anstatt durch den Pass quer über die Barre, schlug um, und neun Europäer kamen in der Brandung um oder wurden von den zahlreichen Haien gefressen. Ein dicker Herr war schon halb auf den Kiel des treibenden Bootes gehisst worden, als das Tuch riss: er sank zurück und verschwand in einer Blutwelle. Eine Frau, die vom Ufer aus den Tod ihres Mannes und ihrer Kinder mit ansah, wurde wahnsinnig und starb zwei Tage später.

Dreieinhalb weitere Tagmärsche längs der parkartigen Nehrung brachten mich endlich an mein Reiseziel, die Provinzhauptstadt Farafangana. Die Provinz Farafangana (31 400 qkm = etwas grösser wie Belgien) gehört beinahe gänzlich zum Gebiet des Indischen Ozeans mit Ausnahme des Hochtales von Josy, dessen Abflüsse zum Kanal von Mozambique strömen. Vom Meer erstreckt sich 3 bis 6 Kilometer landeinwärts eine sandige und sumpfige Lagunenzone, welche in stark welliges Hügelland übergeht. Die Bewaldung besteht hier hauptsächlich aus der Wandererpalme. Etwa 40—60 km weiter zieht sich die erste Erhebung der Küste hin, la falaise genannt, etwa 3—900 m hoch, meist steil abfallend, reich bewaldet und da und dort von Pässen durchschnitten, durch welche die zahlreichen grossen Ströme in die Ebene herunterstürzen. Die zweite Gebirgskette, ein wildes, kahles Felsenmassiv, erhebt sich bis zu 1400 (Janpondro), 1000 (Ivohibé) und 2200 m (Jopauza); die dritte Kette, zum Stromgebiet des Kanals von Mozambique gehörig, ist etwas niedriger.

Die Provinz hat 308 013 Einwohner, wovon Männer 90 401, Weiber 97 339, Kinder 120 273, die in 130 Gruppen zerfallen; ferner gibt es 101 Weisse und assimilés (Gleichgestellte), wovon 23 Beamte, 22 Missionare und 56 Händler und colons. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist neun Einwohner pro Quadratkilometer, die stärkste unter den Küstenprovinzen.

In Farafangana ist nichts zu wollen. Selbst das Annuaire getraut sich nicht, es zu behaupten, und wer den offiziellen Stil kennt, wird das folgende richtig würdigen:

»Les concessions ne sont par entrées dans la période de production, mais les terrains qui les composent, déjà riches par eux-mêmes et mis en état par des amendements méthodiques,

donnent des plantations de belle venue pui permettent d'envisager avec confiance l'avenir de ces entreprises.«

Auf einer mir bekannten »Plantage« — lucus a non lucendo — hatte ein colon einige Hunderttausend Francs verbuttert und unter anderm teure Maschinen angeschafft. Eines Tages wurde es ihm zu dumm, und er verkaufte seine Habe und ging. Nun war unter den Objekten ein prächtiger Ledertreibriemen einer Dampfmaschine, der, neu, etwa 1000 Frcs. gekostet hatte. Diesen ersteigerte ein Kreole für 70 Frcs. und machte daraufhin eine — Schuhmacherwerkstätte auf: es gibt nämlich in Madagascar kein gutes Leder, und so lange, wie der Treibriemen reicht, fabriziert Mr. S. davon Stiefel!

Die Eingeborenen besitzen in der Provinz etwa 35 000 Stück Vieh. Allein die mangelhafte Nahrung, die Unmöglichkeit des Exportes und die drückenden Steuern haben in der letzten Zeit eine stets steigende Schlachtung der Tiere herbeigeführt, um wenigstens die Häute zu verwerten, welche meist nach Hamburg gehen.

Einfuhr vom 1. Januar bis 31. Oktober 1904 . .	227,712 Frcs.
(122,000 Frcs. Stoffe)	
Ausfuhr	225,269 »
(142,000 Frcs. Häute)	

Die Compagnie des Chargeurs Réunis verlangt exorbitante Frachten:

75 Frcs. pro 900 Kilo für Leder und Wachs,
90 » » 800 » Kautschuc,
230 » » Ballen Rafia (und 81 Frcs. pro 1000 Kilo).

Eine Bankagentur fehlt; Bedürfnis nach regelmässigen Märkten und vor allem Geld hat der Eingeborene nicht. Die S. F. C. Madagascara (ehemals deutsch) ist am Platze die einzige Firma von irgendwelcher Bedeutung und mit gründlich geschultem kaufmännischen Personal. O'Swalds haben nur eine Agentur. Der Rest sind meist Kreolen und Faulenzer. Monatlich legt ein kleiner Küstendampfer, die »Ville de Pernambuco«, weit draussen auf der offenen Reede an, wenn er nicht vorbeifährt oder die Post vergessen hat, was alles vorkommt. Ausserdem läuft noch O'Swalds Dampfer »Zanzibar« ein- bis zweimal an. Im allgemeinen aber reduzierten sich die Hafenanlagen des »port de Farafangane« auf eine rote Laterne, die an einem Privatflaggenmast aufgehisst

wurde, vom Meere selten sichtbar war und eines Tages von der verfaulten Leine herabstürzte und zerschellte. Meines Wissens ist sie nicht ersetzt worden.

Norweger und Lazaristen haben je eine Mission und einige Schulen; im übrigen gibt es Eingeborenenschulen mit instituteurs

Mädchen aus dem Südosten.
(Photographie von Cattin, Fianare.)

malgaches brèvetés, die sich die nettesten kleinen Ramatoas heraussuchen.

Die Haupt- und eigentlich einzige Strasse von Farafangana liegt auf einem Sandstreifen, hinter dem etwa hundert Meter breiten »Winang« (Haff), besteht aus einer Wellblechresidenz, dito Bureau und Spital, einem kleinen Ziegelbau, einem norwegischen Holzhaus und verschiedenen Bretterbuden und pail-

lotes. Dahinter zwischen sumpfigen Weihern und unter den alten Mangos liegen enggedrängt die Hütten des Eingeborenen-Dorfes, unmittelbar daran schliesst sich die sandige brousse mit ihren Moorlöchern, aus denen eines Tages ein grosser Kaiman ruhig auf den (sehr primitiven) Tennisplatz kam. Er betrachtete ihn offenbar als einen schönen, warmen Fleck für ein Nachmittagsschläfchen — aber zu seinem Verderben, denn er wurde er-

Zaramanampy-Frau, Südost-Küste.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

schlagen. Je am Ende der Strasse ergiesst sich ein grosser Fluss; rückwärts dehnt sich der Sumpf, vorne die Lagune; trotzdem ist Farafangana merkwürdigerweise nicht sehr ungesund, weil die Häuser selbst auf dem Dünensand stehen.

Die Antanosy, Antandroy und Antaisaka bewohnen den südwestlichen Teil. Die Antaiato behaupten, von den Arabern abzustammen, die Zarafaniliana dürften autochthon sein und die Za-

fimananga sind Abkömmlinge von Sklaven derselben. Ihre Bedürfnisse sind gleich Null. Im östlichen Teil an der Küste wohnen die Antaifasy (Sandleute). Sie sind relativ fleissig und sparsam, wandern bis Marovoay und Diego, um sich zu verdingen und bringen stets einige 50—60 Piaster Ersparnisse in ihre Heimat zurück. Ihr Ursprung ist dunkel, gewöhnlich betrachtet man sie als Ureinwohner. Dagegen tragen die Antaimorona (vom

Zaramanampy-Mädchen, Südost-Küste.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

22.—24. Breitegrad) viele Spuren ihrer arabischen Abkunft, und einige alte Zauberer fabrizieren sogar eine Art Büttenpapier zur Aufzeichnung von Zauberformeln usw. in arabischer Schrift. In der Bergzone hausen hauptsächlich Tanalas, eine kräftige, unruhige aber faule, eigensinnige und unkultivierte Gesellschaft, deren Hauptbeschäftigung früher im Viehstehlen bestand. Jetzt

obliegen sie in dem wilden Bergbusch der Jagd auf die zahlreichen wilden Schweine, die neben Knollengewächsen, Manioc, Wurzeln und Honig ihre Hauptnahrung bilden. Das Bestellen der Felder ist unter ihrer Würde; sie ziehen es vor, den Wald streckenweise niederzubrennen und darauf Reis anzusäen und im nächsten Jahr anderswo zu brennen. Die Regierung ist teil-

Frau aus dem Anterengato-Stamm, Ostküste.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

weise gegen diese Verwüstung eingeschritten; dann kam wieder Gegenordre, weil die Weisen in der Académie Malgache behaupteten, dass die Brände zugleich die Larven der Heuschrecken zerstörten, und am Ende tut eben jeder Distriktschef, was er mag und — der Tanala auch. Allem Europäischen stehen sie miss-

trauisch und widerwillig gegenüber; vor einigen Jahren mussten mehrfach Strafexpeditionen gegen sie entsandt werden, und auch jetzt soll es wieder bei ihnen gären. Von Zeit zu Zeit tauchen Gerüchte von nächtlichen Versammlungen und Verabredungen zu einem grossen Exodus auf. Der Provinz bleibt von etwa einer Million Francs Steuerertrag pro Jahr nur 12 000 Frcs., während das zehnfache für ihre Bedürfnisse noch nicht ausreichend wäre; da nun die Unterbeamten die Extraauslagen der eigentlich vorgeschriebenen fortwährenden Inspektionsreisen nicht aus ihrer Tasche zahlen wollen, bleiben sie eben zu Hause. Die Parteigänger und Spione ziehen es ebenfalls vor, ihr immerhin mühseliges und gefährliches Gewerbe nicht umsonst zu treiben, Verbrecher oder Widersetzliche, deren Inhaftierung mit Kosten verbunden wäre, bleiben unbelästigt in ihren Bergen, und jenes in halbunterworfenen Ländern unerlässliche Empfinden, dass schliesslich jeder widersetzliche Eingeborene zur Verantwortung gezogen wird, schläft allmählich ein. »Pas d'histoires — pas de frais,« ist die Parole von Tananarive. In den Provinznestern sagt am Ende der Unterbeamte -- »Après tout — je m'en fiche.« Und der colon zahlt wie üblich die Zeche.

Nach einer in dem gastfreundlichen Hause des Herrn Lüdemann, Vertreter der »Madagascara«, verbrachten Woche, brach ich am 10. Februar 1904 landeinwärts auf und erreichte am nächsten Tage Mahazimbo. Auf hohler, kahler Felsenkuppe, von dichten Kaktushecken, tiefen Gräben und Steinmauern umgeben, übertrifft es an unaussprechlichem Schmutz, Gestank und Ungeziefer alles Dagewesene. Nur von Stein zu Stein kann man über den knietiefen Kot die schmierigen Hütten erreichen, in denen krätzige, nackte alte Weiber stumpfsinnig am rauchigen Feuer hocken. Die wenigen Männer weichen verstockt jeder Antwort aus, und fluchend verlasse ich das übelberüchtigte Fahavalo-(Räuber)Nest, um unten in einem Mauleselschuppen meinen frugalen Imbiss zu nehmen. Um vier Uhr, nach Ueberquerung einiger steiniger Hügelketten, kommt Vondrozo in Sicht, ein kleines Eingeborenendorf mit einem dürftig befestigten Militärposten (1 Leutnant, 4 Unteroffiziere, 50 Mann).

Bis dahin reicht die 60 Kilometer lange »route carossable«; allein, da kein Geld da ist, um die weggerissenen Brücken zu ersetzen und die Einstürze zu reparieren, ist auch das Fahren unmöglich geworden, und da der Verkehr so gut wie gänzlich

aufgehört hat, ist die Regierung eben im Begriff, den bisher dort stationierten Mauleselpark aufzulösen. Fortschritt auf der ganzen Linie. All diese Symptome werden von den Eingeborenen scharf beobachtet und nach ihrer Weise gedeutet. Ein alter Häuptling sagte: »Die Hovas haben wir seinerzeit hinausgeekelt; wir werden mit der Zeit auch die Franzosen aus dem Süden, wo doch nichts zu holen ist, hinausekeln; schon jetzt tun sie nichts mehr für die Provinz.«

In Vondrozo ist es trostlos. Der Leutnant ist krank, und

Strasse nach Vondrozo.

wie es heisst, etwas gestört wegen eines Malheurs, das ihm vor einiger Zeit passierte: elf Dorfchefs waren mit ihren Steuern im Rückstande und wurden auf das Fort berufen, wo sie ein eingeborener Sergeant kurzerhand über Nacht in ein Reissilo sperrte. (Silo nennt man eine etwa $3^1/_2$ Meter tiefe, 3 Meter breite und mit einem Holzdeckel verschlossene unterirdische Höhle; oben hat sie einen hölzernen Deckelverschluss.) Als man am Morgen die Leute hervorholen wollte, waren alle elf erstickt. Das macht natürlich viel böses Blut.

An den Strassen arbeiten finsterblickende Kettenstrafgefangene — um den Hals die schwere »cangue«: ein dicker, viereckiger, etwa 50 cm breiter Holzblock, oder doppelte Leiter, welche den Träger verhindert, sich je völlig hinzulegen, und deren Gewicht Hals und Schultern wund scheuert.

Auf dem Kasernenhof marschieren missmutig drei schwer bepackte Tirailleurs in feldmarschmässiger Ausrüstung herum: von 6 bis 12 und von 1 bis 6 Uhr müssen sie drei Tage strafweise mit Gewehr über und beschwertem Tornister ohne Rast im Kreise herumgehen —, was wunders, wenn sie bei der ersten

Gefangene mit der »cangue« (schwere Halsgabel).

Gelegenheit desertieren oder ihre Führer totschlagen. Die wenigen französischen Soldaten, meist fahl und fieberkrank, rauchen schweigend auf der Veranda ihre Zigarette. Die Wolken treiben in weissen Fetzen über die Kuppen; alles ist nass, kalt und ungemütlich, auf dem Ziegelfussboden des Werkzeugschuppens, der mir momentan als Unterkunft dient, steht das Wasser. Die 22 Goldleute sind im Dorfe untergebracht, aber vor einem Monat — bis die Regenzeit beendet ist — wird wohl nicht viel zu machen sein. Abends stets Fieber.

Mittlerweile orientiere ich mich in der Gegend und mache kleine Expeditionen an die Falaise. Wie eine graue Mauer steigt sie unmittelbar hinter Vondrozo etwa 700 Meter beinahe senkrecht an, und zurzeit rauschen Hunderte von milchweissen Kaskaden an ihren Felsen herunter. Abwechselnd Sumpf, lockeres, scharfkantiges Geröll und dichter Dschungel machen jedes Fortkommen beschwerlich.

16. Februar. Heute Vormittag schien ein wenig Sonne;

Typische Szenerie in der Falaise, Quellgebiet des Menarahaka.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

die hierdurch erzeugte gute Laune dauerte nicht lange, da mein Koch über Nacht, unter Mitnahme von Geld und Kleidungsstücken, ausgerissen ist. Die Vernehmung im Dorfe hat ergeben, dass er ganz professionsmässig überall meine Sachen verkauft hat, sie zurückborgte und dann verschwand - - heute früh um vier Uhr. Aber da er nicht aus der hiesigen Gegend ist, dürfte ihm die Sache doch schlecht bekommen; schon sind eine Menge Kerls aus dem Dorfe nach allen Richtungen zur Ver-

folgung aufgebrochen: fünf Piaster Belohnung! Die Parteigänger des Postens sind ebenfalls auf seinen Spuren und bei der unheimlichen Schnelligkeit des »télégraphe malgache« (d. h. der mündlichen Weitergabe einer Nachricht durch Läufer von Dorf zu Dorf) dürfte der biedere Soran heute Abend schon sitzen, wenn er nicht überhaupt schon mit einem Lanzenstich im Rücken in irgendeinem Sumpfe liegt. Er hatte mir einen falschen Namen angegeben; aber schon um 7 Uhr kam ein grinsender partisan in einem grün- und weissgestreiften Lamba und wusste, dass Soran auf Umwegen in das Dorf seines Bruders geflohen sei. Von unserm

Fischerinnen am Menarahaka-Fluss. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

hochgelegenen Fort sieht man mit einem guten Glas da und dort Gruppen von zwei bis drei Leuten über die Grashügel trotten; momentan blitzt irgendwo das Eisen einer Sagaie (Lanze) und auf der Strasse, die wie ein feines rotes Band in zahlreichen Windungen bis an den blauenden Horizont der Küstenebene läuft, markieren hellblaue Tupfen eifrig die Tirailleurpatrouillen. -- Meine Leute trocknen ihr Zeug; aber schon mittags hüllt sich alles wieder in Nebel und Regen.

Vom 10. Februar bis zum 3. März regnete es beinahe ununterbrochen. In dem kahlen, feuchten, zugigen und dunkeln

Wohnraum schimmeln die Stiefel, Kleider und Decken; draussen prasselt es gleichmässig durch das lecke Dach auf den Lehmboden der Veranda herunter; der Wind heult; die Kettengefangenen schlottern bei ihrer zwecklosen Arbeit, und die Unglückstirailleure wandeln triefend im Kreis herum. Von elf Europäern haben wir seit meiner Ankunft zwei Leute begraben, drei ins Spital evakuiert. Ein wonniger Ort! Endlich klärt es sich ein wenig auf, ich mache meine Kolonne mobil, und bei Tagesanbruch haben wir schon die Plateauhöhe der Falaise erreicht und marschieren auf der breiten schönen Chaussee (vom Militär ohne einen Sou Zuschuss erbaut) gegen Ifandana (siehe Karte),

Bewaffnete Tanalas tragen einen Toten in den Wald zu den Ahnengräbern.

auf guten Balkenbrücken die zahlreichen Wasserläufe überschreitend. Anstatt eiserner Bolzen hat man zur Vernietung alte konfiszierte Flintenläufe verwendet, aus denen auch alle sonst nötigen Werkzeuge und sogar die Grabkreuze hergestellt werden. Die Entwaffnung ist ziemlich allgemein durchgeführt; bei schweren Strafen muss jede noch so alte Muskete abgeliefert werden, aber in Höhlen und Winkeln dürfte immerhin noch eine erkleckliche Anzahl verborgen sein. Lanzen werden noch vielfach getragen.

Ifandana ist ein hochgelegener Posten mit zwei Wachtürmchen, Wallgraben und einem Annäherungshindernis aus zugespitzten Bambus — völlig wertlos; Besatzung: ein Malgacheunter-

offizier und vier Mann. Soweit das Auge reicht, baumloses Hügelland; zwei Tage prospecting ergaben überall nach ein bis eineinhalb Meter Moorboden den harten Fels. Ein Gewaltmarsch von 80 Kilometern bringt uns zu dem kahlen, wolkenumhüllten Pic d'Ivohibé (1960 m), an dessen Fuss die gleichnamige befestigte Residenz des Capt. Boing liegt.

Ein miserabler Gepäckburjane hat in das Moskitonetz ein Loch gerissen: Folge, eine schlaflose Nacht im Kampf mit zahllosen, blutgierigen Bestien. Am Morgen partieller Streik der Goldleute. Die Rädelsführer werden entfernt; der Rest kapituliert. Das Terrain ist wenig einladend: steile, mit dichtem Gebüsch überwachsene Felshalden, Wildbäche, etwa 20 Meter breit, von Kaskade zu Kaskade brausend, loses Geröll von Faustbis zu Hausgrösse, zwischendurch Sumpf, da die früher offenbar viel zahlreicheren Eingeborenen überall Irrigationskanäle, oft in zwei und drei Etagen, angelegt haben. Am einfachsten ist es immer noch, in dem Wildbachbett vorzudringen, aber man muss sich vorsehen, nicht von der reissenden Strömung erfasst und über die Felsstürze hinuntergerissen zu werden. Die Filanzaträger lieben natürlich derartige Kletterpartien gar nicht.

In Abwesenheit des Hauptmannes esse ich mit dem stellvertretenden Feldwebel; er war sieben Jahre Grenzdistriktskommandant in Anam, sein Kamerad Sekretär des Kommandierenden in Hanoi. Er erzählt mir von dem berühmten De Doc Thuyhen, einem anamitischen Andreas Hofer, und dem Entscheidungskampf, der Rabahs Sahara-Reich ein Ende machte: 135 Franzosen und 500 Tirailleurs gegen 12 000 Araber; dann wieder von Noumea und den Bagnos; ein ganz interessanter Abend bei ordentlichem französischem Landwein und ganz gutem Essen.

15. März. Ivongo, Prov. Farafangana. — Noch zwei Tage in Ivohibé mit dem Kapitän, dann über einen kleinen Pass vier Stunden guten Weges durch Urwald mit mächtigen alten Bäumen nach Ivongo, gerade auf den andern (östlichen) Abhang des Pic von Ivohibé (1960 Meter). Ungefähr mannshoch ist alles von den feinen grünen Tuffen des jungen Bambus überwuchert, dann ragen die Stämme 12 bis 15 Meter geradeauf, und von oben wachsen die Lianen wieder schnurgerade zum Boden herunter — oft begegnet sich eine aufstrebende, mit einer, die den Boden sucht, und dann umspinnen sie sich gegenseitig wie Schiffstaue. Beim Austritt aus dem Walde auf

das Hügelplateau begrüsst uns (ich reise mit dem Sergeanten) ein tüchtiger Guss, der aber nicht lange anhält, dann wird der Jantarafluss überschritten, und wir betreten die befestigte Enceinte von Ivongo, wo uns Lt. L. sehr freundlich empfängt. Landschaftlich ist Ivongo, besonders des Morgens, überaus schön; gerade gegenüber steigt die felsige und waldbedeckte Masse des Pic (1400 m) gerade an (wir sind in Ivongo selbst etwa 500

Ueberschreiten der Stromschnellen.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

Meter hoch) und setzt sich nach Norden in einer Kette steiler Felsberge fort; im Vordergrund das grüne Flusstal des Jantara mit seinen heckenbewachsenen Ufern.

Die Bevölkerung besteht meist aus Tanalas, einem verkommenen Teil des grossen Barastammes, Waldleuten, die man gezwungen hat, ihre Löcher im Urwalde zu verlassen und sich in offenen anzusiedeln, wo man sie besser kontrollieren kann;

ein mürrisches und gänzlich der Zivilisation unzugängliches Volk, in kleine clans von 40--600 Köpfen zerspalten; es ist noch sehr wenig in der Hand, und alle Augenblicke finden sich wieder Waffen und Pulverdepots, kleine lokale Meutereiversuche usw. All das führt natürlich zu nichts, da die französischen Behörden über eines verfügen, wofür jeder Malgasche nahezu Vater und Mutter verrät: Geld (es gibt jedoch einige Ausnahmen). Und so kommt jedes »Kabary« (Gespräch) oft noch in derselben Nacht

Ein französischer Offizier schliesst Blutsbrüderschaft mit einem Häuptling der Tantara-gegend. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.

zur Kenntnis, und früh Morgens sitzt der Betreffende schon im Kasten, oder — wenn er wirklich gefährlich ist — on le supprime tranquillement, d. h., da man in Tananarive die Fiktion aufrecht erhalten will, dass alles in Eintracht und Liebe lebt, und daher keine Meldungen und Geschichten will — so nehmen die partisans einfach einen Strick und hängen ihn an den nächsten Baum. Neulich kam ein Komiker, ein alter Chef, bei dem man ein Gewehr gefunden hatte und der flehentlich bat, man möge

es ihm lassen, er sei ein wohlhabender und friedlicher Mann, und das Gewehr sei ein »fusil fanafudy« (fanafudy, Arznei, Tränklein, Heilung), d. h. er schüttet Wasser über den Gewehrkolben und trinkt es dann gegen alle möglichen Leiden. Man hat ihm sein fusil fanafudy wiedergegeben. Ein anderer, der Chef der Zarananas, wohnt ein paar Stunden flussabwärts, wo es viele Kaimans gibt: er und seine Leute werden -- so glauben sie — von Kaimans nicht gefressen, da sie von diesem Raubtier abstammen — vorsichtshalber treiben sie jedoch immer einen Ochsen ins Wasser! Bei uns in Europa beichten die Leute, ist auch nichts anderes! Ein anderer — »Lakamen« = »der rote Hund«, steht eben in Verdacht, einen partisan ermordet zu haben; er wird wahrscheinlich morgen verschwinden.

Hier heissen die Leute nicht, wie in Tananarive, Rain' = Sohn von, z. B. Rain' fara, sondern ganz willkürlich. So heisst z. B. ein Chef hier »Tsymamanga« = grand seigneur: Tsy = nicht, mamanga = Staatsvisite, grosses Kompliment — einer, der keine Komplimente machen braucht. Einer, der sehr dunkel ist, heisst: Tsyronono — Tsy und ronono (sprich runun) = Milch, einer, der nicht ist wie Milch, usw.

Gestern abend 9½ Uhr, Alarm: der Leutnant feuert einen Schuss ab; sofort heult es an allen Ecken »aux a—a—armes«, und die Pallisade wird sofort besetzt von den Tirailleurs, meist nur mit Patronentasche, Bajonett und Gewehr bekleidet, was sehr komisch aussieht; es ging aber recht rasch; sogar der Koch — eine komische Figur — hatte sich, mit einem Küchenbeil bewaffnet, eingefunden. Sein Stubengenosse, die Ordonnanz, wurde im Walde bei Ft. Clavier von zehn Kerls angefallen; aber er erschoss einen, und die andern ergriffen die Flucht. Zwei sitzen: sie glaubten, sein Gewehr würde nicht los gehen, weil sie es verzaubert hatten.

Heute ist Zahltag, und die Chefs kommen mit ihren Leuten, die Steuer zu bezahlen. Im Süden, wo ich in etwa einem Monat sein werde, sollen gegenwärtig etwa 4000 Flüchtlinge, Sakalavas von der Ostküste, Mahafalys und allerlei Leute aus den Wäldern sich angesammelt haben, die keine Steuern zahlen wollen, und da man offiziell nicht »Kolonne« (Expeditionen) machen will, so wird es ziemlich schwer werden, die Leute zur Raison zu bringen. Hier kommen zwei Einwohner auf den Quadratkilometer, in Ivohibé sechs. Geologisch gefällt es mir, und gestern

fanden die Leute auch guten Boden — es wäre Zeit, dass wir etwas Gold träfen.

18. März. Ivongo. -- Gestern abend kamen wir hierher zurück. Am 16., früh 4 Uhr, Aufbruch bei klarem Sternenhimmel; bis aber die ganze Smaala über den Fluss gesetzt ist, wird es 5 Uhr 30 Minuten, und die Nebelmassen fangen an,

Durchbruch des Jantara durch das Gebirge.
(Photographie von Couadou. Toulon-sur-Mer.)

an den Bergwänden aufwärts zu ziehen. Der Vormittag vergeht mit der Verteilung meiner Leute in verschiedene Täler, wobei der chef de village natürlich wo anders hingeht, als befohlen, so dass drei Stunden verloren gehen, bis ich die Abteilung finde. Mittlerweile fängt es an zu regnen; wir überschreiten wieder den Jantara, und nun geht es von 3 bis 6½ Uhr stetig

aufwärts, auf leidlichem Pfad, stets den brausenden Waldbächen entlang, in üppig bewaldeten, steilen Hochtälern. Bei schönem Wetter müsste die Aussicht prächtig sein; so aber ist es nur nass und mühsam, da der Weg sehr lehmig wird und die Träger fortwährend fallen. Um 6½ Uhr abends ist die Passhöhe erreicht, tief unten, in der Dämmerung eben noch erkennbar, die grosse Schleife des Jantara. An dem verlassenen Fort vorbei geht es abwärts in die Finsternis bei Laternenschein, und sehr bald verwandelte sich der an und für sich gute Pfad in einen etwa knietiefen Kanal; von allen Seiten rauscht es herunter, und als wir gegen 8 Uhr in Ambalahãts ankommen, hat das Hochwasser schon die leichten Brücken weggerissen. Die zwei Tirailleurs der Escorte sind verschwunden; aber wir gabeln einen nackten Kerl auf, demolieren ein altes Reishaus, um Fackeln zu verfertigen (dicker, gespaltener Bambus hierzu vorzüglich), und nun geht es weiter, stets bis an den Leib im Wasser, oft bis an das Kinn, da und dort verschwindet einer platschend ganz in irgendeinem Loch. Ich habe acht Mann an die Filanza gestellt, und so geht es langsam vorwärts, immer der tanzenden Fackel nach; hier und da merkt man an der stärkeren Strömung, dass man in einem Bachbett ist, endlich fängt es wieder an zu regnen; die letzte Fackel geht aus, und nun geht es Schritt für Schritt ins Schwarze. Plötzlich einige Lichter: wir sind in Ivohibikely, es ist 10 Uhr nachts. Der Leutnant, der schon um 8 Uhr eingetroffen war, hat mir warmes Abendessen richten lassen, und es wird 11½ Uhr, bis ich ins Bett komme.

16. März. Strahlender Morgen, ringsum die Felsenwände, Szenerie wie im Engadin, minus Gletscher. Ivohibikely ist ein übles Favalo-Nest, (Räuber) hier und in der nächsten Ansiedelung wohnen etwa dreissig Kerls, die alle an mehreren Morden usw. beteiligt sind; allein, man hat sie begnadigt, weil seinerzeit Oberst Liautey, der Eile hatte, mit den frischen Lorbeeren »de la pacification du Sud« nach Paris zu kommen, nichts mehr von Expeditionen hören wollte. Die braven Favalos, die durch ihre Emissäre in den Kanzleien genau informiert waren, wussten, dass man ihnen eine goldene Brücke bauen würde, und boten ihre Unterwerfung an gegen Pardon, der ihnen erteilt wurde. Ein paar haben allerdings die umliegenden Capitains gelegentlich irgendeines Delikts aufgehängt; aber es sind immer noch etliche da, u. a. der berühmte Tsartsy; gefangen, mit der cangue um den Hals,

19*

entfloh er, trieb sich in den Bergen herum, wurde wieder gefangen und nach Ivohibé gebracht, wo man ihn verschwinden lassen wollte; er ging zum Capitain und sagte, da er nun doch wisse, dass er erschossen würde, solle man ihm die cangue abnehmen; es geschieht: Abends ist er wieder entflohen, wird verraten, nachts im Wald umstellt, in einer Hütte, entspringt mit einem Begleiter und zwei Ramatoas, wirft sich unter dem Feuer der Tirailleure in den Fluss und entkommt, während die zwei Frauen erschossen werden; die eine war eine äusserst rührige und gefährliche Emissärin und bei verschiedenen Morden beteiligt. Später war er, während man ihn überall suchte, Filanzanaträger des Bezirkshauptmanns (!!), der ihn persönlich nicht kannte, verschwand wieder und soll jetzt im Westen sein.

Unsere Ordonnanz, Rakizi, wurde von Tsartsy als Franzosenfreund aus seinem Dorfe vertrieben und seine Frau vergiftet. Er musste Tirailleur werden, um sein Leben zu retten, nachdem sie ihn zweimal angefallen hatten. All das wohnt in einsamen Dörfern, seitdem jede Einzelansiedelung im Walde zerstört und jeder, der sich ohne Zweck und Pass im Walde herumtreibt, als Brigant betrachtet und am nächsten Baum aufgehängt wird.

Nachmittags breche ich, bei leichtem Regen, mit dem Leutnant und acht Tirailleurs auf, um zwei Flüchtlinge festzunehmen und ein Dorf, wo Gewehre verraten wurden, zu untersuchen. Auf einer kahlen, hochgelegenen Kuppe ein Dutzend elende Hütten; bei unserer plötzlichen Ankunft schiesst ein Kerl wie ein Pfeil aus der Tür und verschwindet im Dickicht, die Tirailleurs wie eine Meute hinterher; aber er hat zu viel Vorsprung. Die Hütten werden niedergerissen (es ist verboten, Laubhütten zu bewohnen, da die Eingeborenen daran gewöhnt werden müssen, feste Wohnsitze zu haben und nicht als Nomaden zu leben; daher werden sie in guten festen Häusern ausserhalb des Waldes angesiedelt), während die Bewohner, in ein paar schmierige Fetzen gehüllt, mit finsteren Mienen zusehen; jeder von diesen Kerls hat irgendwie ein oder zwei Gewehre und Pulver; aber die Emissäre sind nicht zur Stelle, und der chef de village schweigt. Endlich ist die Zerstörung fertig, in vierzehn Tagen muss das neue Dorf ausserhalb der Waldzone bezogen sein. Der Chef, bepackt mit den Tornistern der Tirailleure, wird an einen Strick genommen, und im Trabe geht es die steilen Pässe hinunter,

vier Stunden nach Fort Clavier am Fuss der Falaise, ein schmucker, befestigter Posten, nach tonkinesischem Muster, mit zwei miradors (Wachttürmen).

Wie ein frisch lackiertes Spielzeug liegt er, von hochroten gezirkelten Wegen und Vorwerken umgeben, in den grünen Matten des Flusstales. Alles tadellos gehalten -- Wasserleitungen, Pflanzungen, Ställe aus Palisanderholz ge-

Rafia-Palmen bei Analalava.

baut, ein Marktplatz, so sauber wie Asphalt: hier herrscht ein gefürchteter Herr, dessen Abgang, wie erzählt wird, jedes Dorf mit dem Schlachten von vier Ochsen feiern würde. Er hat den ganzen Distrikt brillant im Zug; aber eigentlich ist es nur ein grosses Zuchthaus; z. B. wunderte ich mich, dass alle Ramatoas, die sonst hier meist sehr dreckig sind, schön fri-

siert, sauber und in niedliche, blauweissrote Leibchen gekleidet waren: »Oh, si j'en attrappe une qui est sale, 4 jours de boite (Arrest), tout comme un tirailleur«, sagt er lachend. Er war seinerzeit vazierender Bäckergeselle in Spanien, hat sich trotz fortwährender Kämpfe und Beschwerden gegen seine Chefs zum Wachtmeister heraufgearbeitet, wurde Distriktsvorsteher in Noumea, »la Nouvelle« (scil. Calédonie), wie es kurz genannt wird, und herrscht nun hier seit zwei Jahren; gelber Teint, schwarzer Spitzbart, ein richtiger Gascogner von der bösen Sorte. Wir sassen bis 12 Uhr in seinem »salon«, bedient von seiner Rama-

Landschaft in den Vorbergen. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

toa, und liessen uns vom Bagno in Noumea erzählen, wo man den Sträflingen, von denen immer etwa ein Fünftel entspringt, gar nicht nachsetzt, weil sie beinahe alle in die Sümpfe geraten, wo sie in wenigen Stunden von den zahllosen grossen Krabben gefressen werden. In der Nähe von Analalava hat übrigens die »Königin« Binao auch einmal eine Rivalin, die ihr den Geliebten verführt hatte, in den paletuviers (Küstensümpfen) anbinden und von den Krabben fressen lassen.

17. März. Aufbruch 6 Uhr früh bei Regen. In Serpentinen führt die schöne Strasse auf die Passhöhe (eine Stunde),

dann bis 11 Uhr stets der Samhana entlang; strömender Regen. Mittagsrast in einem Dorf, wo einige Clans versammelt sind zur Kontrolle, lauter »suspects«: üble Galgenphysiognomien, alte Grauköpfe mit Banditenköpfen, einige der Chefs schöne Männer mit falschem und grausamem Gesichtsausdruck, alles wahrscheinlich Favalos, Räuber und Mörder.

Die Emissäre haben Gewehre verraten; doch ist kein Wort herauszubringen; zwei Chefs werden gefangen weggeführt; die andern entfernen sich unter finsterem Schweigen. Wir hatten ein paar Tirailleure mit geladenen Gewehren neben uns, während die Kerls im Halbkreis um uns auf dem Boden sassen. In diesem Dorf ist 1901 ein Leutnant mit einer Lanze bei derselben Gelegenheit ermordet worden, eine üble Gesellschaft! Ich hatte mein Gewehr vor mir auf dem Tisch liegen, mit der Mündung auf einen Chef, der mir gar nicht gefiel, gerichtet; er hatte seinerzeit Leutnant Adeline an- und seinen Begleiter erschossen, ergab sich später gegen freies Leben; man hat ihn seines Einflusses wegen behalten. Abends zurück nach Ivongo.

20. März. Trübes Wetter; morgen erwarte ich die Leute vom Norden zurück und werde wohl übermorgen nach Fosanala (spr. Fuschanál) gehen, halbwegs zwischen Ivongo und Omory an der Stelle, wo der Jantarafluss sich östlich vom Gebirge abwendet. Gestern wurden Briganten eingebracht, die im Distrikt von Tulear Ochsen weggetrieben hatten: lange Verhandlung; sie hatten die Tiere mittlerweile schon wieder an Komplizen vertauscht. Die Parteigänger gingen noch in der Nacht ab, um das Dorf zu umstellen. Meine Hovaträger haben eine Riesenangst vor den Leuten hier und wollen nicht unbewaffnet Botengänge machen; ich habe ihnen Lanzen geben lassen, die sie, wenn ein Busch knackt, wegwerfen werden, um nur schneller davon laufen zu können. Elendes Pack!

Nachmittags eine Art Gerichtssitzung: der Tirailleur Rakizi besitzt eine Frau, die gut kocht, aber nicht schön ist, und hat sich von unserer Tour nach Ivohibikely eine zweite mitgebracht. Diese ist jung und sauber, übrigens auch verheiratet, aber der »Mann« ist eben in Diego. Darob gestern im Hof grosses Geraufe zwischen den beiden Damen, wobei die an und für sich dürftige Toilette gänzlich in die Binsen geht. Man trennt sie, und Rakizi wird mitgeteilt, dass er eine von den zweien entfernen muss. Nach längerem Besinnen entscheidet er sich sa-

lomonisch, die gute Köchin im Hause zu behalten und die junge im Dorfe einzuquartieren. Grosse Heiterkeit!

Zweiter Fall. Murenga hat eine Frau genommen und dem Schwiegervater zwei Ochsen Brautgeschenk gemacht. Die Frau entläuft, und der Schwiegervater will sie nicht herausgeben, aber auch die Ochsen nicht. Da er jedoch voraussah, dass der Spruch gegen ihn gehen würde, hatte er versucht, den Dorfchef zu der Aussage zu bestimmen, dass er nur einen Ochsen und zehn Franken erhalten habe. Urteil: Frau oder zwei Ochsen herausgeben; er entscheidet sich für letzteres (wie es scheint, will

Tanalahütte auf der Plateauhöhe der Falaise.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

ihm ein anderer zwei Ochsen und 25 Franken geben), aber da er die Ochsen wahrscheinlich erst eintauschen, d. h. stehlen will, verbleibt die Frau im Dorf.

Die Zazaranos (Kinder des Wassers, die vom Kaiman abstammen) wollen ihr Dorf verlegen »aus Gesundheitsrücksichten«, d. h. weiter vom Posten weg, aus der Aufsicht: wird abgelehnt.

Zwei alte Spitzbuben werden vorgeführt, sie sollen aufrührerische »Kabary« gehalten haben und Gewehre besitzen; ein als Gefangener verkleideter und sogar mit der cangue aus-

gestatteter Tirailleur ist über Nacht in ihre Zelle gesperrt worden, und der Plan gelang; sie haben allerlei ausgeplaudert und werden, sobald die Gewehre gefunden sind, »zum Kapitän geschickt werden.« Ankommen — werden sie wohl nie. Einer meiner Leute schickt Mitteilung, er habe sich im Wald den Arm gebrochen, sei in einem Dorf, und ich möge ihm sein Geld schicken. Das klingt verdächtig: die Nachforschung ergibt, dass er bei den Burjanes Schulden hat und nicht zahlen will. Er erhält die Mitteilung, dass mit seinem Gehalt seine Schulden im Dorfe getilgt worden sind, und dass er ruhig wieder kommen kann. Er erschien heute morgen sehr triste und natürlich ohne gebrochenen Arm. — Gegen Abend veranstalteten wir (Sonntag) ein Speerwerfen mit Preisen: vier Frcs., eine Gans und zwei Frcs.; diejenigen Tirailleurs, welche ehemals Favalos gewesen, gewinnen natürlich die drei Preise; auf etwa 15 m eine Scheibe von 30 bis 40 Zentimetern mit Punkt und drei Ringen. Es wurde recht gut geworfen, und die Sagaies gingen meist durch das etwa 1½ cm dicke Brett (weiches Holz). Auf nahe Entfernung eine gar nicht zu verachtende Waffe; vor 1½ Jahren wurde ganz nahe von hier ein Leutnant durch und durch gestossen. Bei der darauffolgenden Strafexpedition wurde ein Sergeant erschossen, ein Leutnant schwer verwundet, natürlich alles aus dem Hinterhalt, mit aufgelegtem Gewehr. Mit einer »Kolonne« könnte man all den Resten dieses Gesindels den Garaus machen, aber die Fiktion, dass Madagascar »pacifié« ist, darf nicht gestört werden, und so muss man sie eben so kleinweis wegfangen.

22. März. Fosanala. — Ab um 7 Uhr 30 Minuten, bei Regen, alle Wasser ausgetreten, wir patschen bis 1 Uhr durch Sümpfe und über steile, kahle Hügel; viele Wildenten, zwei geschossen; unterwegs kaufe ich einen Aal und ein kugelrundes, fettes Tandraka — eine Art Igel, sehr wohlschmeckend, mit weichen Stacheln; mit einer Banane gibt das ein ganz schönes Diner. Ich habe einen Koch entdeckt, merkwürdigerweise den Sohn meines commandeur de bourjanes, den ich für 25 Jahre alt hielt. Er ist beim Capitaine in Ivohibé ausgebildet und soll gut sein. Um 1¼ Uhr passieren wir den Jantara und durchschreiten bei strömendem Regen die Kaktusumzäunung von Fosanala. Recht mässige Unterkunft.

Am nächsten Tag nach Tisch ab, über hügelige Steppe, dann auf leidlichem Weg wieder in die Waldzone, 5 Uhr An-

kunft in Poste O'Mory. O'Mory ist lediglich ein befestigter Posten ohne Dorf; seinerzeit stand auf dem steilen Hügel ein stark verschanztes Räuberdorf, das mit Sturm genommen wurde. Die Burjanes haben schlechte Unterkunft und klagen, dass sie nicht genug Platz haben in zwei Hütten, worauf ich ihnen erwidere, dass der Wald Bäume genug hat, um eine dritte zu erbauen und dass sie niemand geheissen hat, eine ganze Smaala von Weibern mitzuschleppen. Diese haben sie allmählich aufgelesen, und sie sind mir ein Dorn im Auge, weil sie die Leute von der Arbeit abhalten; ich werde sie aber jetzt ein paarmal bei Regen im Wald kampieren lassen, da werden sie es wohl vorziehen, wieder auszubleiben; ich will nicht eine ganze Bande mit Kindern im

Dorf an der »Falaise«. Provinz Farafangana.

Lande herumführen. Dabei sind die Bestien so undankbar: gestern, weil es gar nichts zu kaufen gab, schenkte ich ihnen reichlich Futter und liess sie in der Infirmerie übernachten; zum Dank machten sie einen Heidenspektakel und schimpften, als ich sie zur Ruhe verwies, nachts; doch da flog die Sippschaft auch schon zur Tür hinaus, und kampierte schnatternd unter einem Reishaus; eine von den »Damen« ist auch daraufhin schon heimgekehrt. Es sind nicht die richtigen Weiber meiner Leute, sondern solche, deren »Männer« auf der »Walz« sind.

25. März. In Vondrozo wieder angelangt. Regen, Regen, Regen. Der Leutnant ist nach Farafangana, kehrt nach

Frankreich zurück, ein Soldat ist wieder wegen eines accès bilieux evakuiert worden (von fünf der vierte, drei sind tot), ebenso der Feldwebel vom Nebenposten, und da ich gar nicht einsehe, warum ich in diesem elenden Fiebernest sitzen soll, evakuiere ich mich auch morgen oder übermorgen auf acht Tage nach Farafangana, während meine Leute nach Mazoarivo gehen. Von acht Europäern drei tot und drei schwer krank, ist für wenige Monate etwas zu viel; da geht man doch lieber. Ich will auch mit meinem Chef depeschieren, wegen der schwierigen Verhältnisse im Süden der Provinz: die militiens haben einen Transport Favalos schlecht bewacht, so dass sie unter Mitnahme von sechs Gewehren, allen Bajonetten und Patronen ihren Wächtern entflohen sind und nun die Wälder zwischen hier, Jossy und Midongy halten. Mit ihren alten Schiesseisen sind sie nicht gefährlich, aber mit andern Gewehren wird die Sache doch etwas ernster, besonders, da die Kerls immer aufgelegt auf 10—20 m schiessen, aus dem Dickicht. Infolgedessen musste ich auch wieder zwei Tirailleurs gestern mitnehmen, denen ich erklärt habe, dass, falls etwas vorkäme und sie Miene machten, auszureissen, ich unzweifelhaft zuerst auf sie schiessen würde; auch liegt das Gewehr stets gespannt und geladen über meinen Knien auf der Filanzana. Ich glaube, die zwei Biedermänner haben eine Heidenangst in diesem Dilemma. Das eine Gute hat diese Räubergeschichte, dass die Burjanes laufen wie die Schneider, um wieder in den nächsten Posten zu kommen. Jeder Passant wird angehalten und muss seinen Pass vorweisen; hat er keinen, so wird er sofort festgenommen und, falls er zu entkommen sucht, geschossen. Es ist das reine Sizilien. - -

28. März. Farafangana. - - Am 27. nachts, 1½ Uhr, verliess ich bei strömendem Regen Vondrozo, begegnete früh 1¼ Uhr auf dem Wege einem Burjanen mit der Post. Um 7 Uhr fand ich zu meiner grössten Wut das vorausgesandte Gepäck ratlos am Ufer eines angeschwollenen Flusses, dessen Brücke weggerissen war. Die Strömung trieb die Leute sofort weg, und mühsam erreichten zwei Kerls das andere Ufer, von Durchwaten also keine Rede. Ich liess nun durch diese beiden aus dem Dorf etliche Baras holen, aus den zusammengedrehten Lendentüchern ein festes Seil flechten und dieses über den etwa neun Meter breiten Flussarm werfen, auf das erste noch stehen gebliebene Brückenjoch, bis zu dem ich Leute und Gepäck noch hatte durch-

treiben können. Das Seil liess ich nun auf beiden Seiten von 10- -12 Leuten halten und die Filanza und Koffer auf den Schultern von je acht Leuten, die sich mit einer Hand an dies Seil klammerten, hinüberbringen, was auch, natürlich nicht ohne Durchnässung, gelang. Dann zog ich mich auf dem Brückenjoch völlig aus - - bei strömendem Regen wenig angenehm, und schwamm, mich an dem Seil festhaltend, hinüber; die übrigen Leute, welche es bisher auf dem diesseitigen Ufer festgehalten hatten, hingen sich nun daran fest und wurden herüber gezogen, wobei noch zwei weggespült wurden, aber bald wieder Fuss fassen konnten. Dann wieder Toilette zu machen, wäre — da alles nass — zwecklos gewesen, ich lief daher, nur mit einem Gummimantel und Schuhen bekleidet, um warm zu werden, ins nächste Dorf, wo sich alles am Feuer trocknete, während ich das vorsorglich mitgenommene Brathuhn und Röstkartoffeln wärmte. Um elf Uhr weiter, stets bei strömendem Regen in die Ebene hinunter, alles überschwemmt, bis abends $7^1/_2$ Uhr!! (von nachts $1^1/_2$ Uhr ab!), ununterbrochen im Wasser, meist nur knietief. Es war ein angenehmer Tag. Lüdemann hatte alles hergerichtet, und nach einer Stunde sass ich warm und trocken beim Abendessen, während meine Leute am Küchenfeuer ein paar Flaschen Absynth austranken — der grösste Genuss für sie. Hier fand ich auch eine sehr erfreuliche Shetlandjacke endlich vor, die von Moramanga kam. Ich blieb in Anbetracht der Ueberschwemmung zehn Tage hier, da momentan doch nichts zu machen war und meine angegriffene Gesundheit gebieterisch eine Ruhepause heischte.

15. Kapitel.

Expedition nach Sämbo, Matsoarivo, Moroangiro, Fort Clavier.

4. April. Farafangana. — Die »Zanzibar«, welche wir für heute — Ostermontag — erwarteten, ist nicht eingetroffen und auch noch nicht von Mananjary gemeldet, so dass wir annehmen, dass sie wahrscheinlich zur Hilfsaktion nach Réunion gegangen ist, wo ein Zyklon bedeutende Verwüstungen angerichtet haben soll. Näheres weiss man hier noch nicht; wir haben nur via Pariser Depesche gehört, dass der Ministerrat eine Million Hilfsgelder bewilligt hat. Auf so ein Malheur hin faulenzt die Kreolenbande mindestens ein Jahr. »Moi pas gagner travail, moi fini ‚sinistrer', mi-di-à-vous!« (Je ne travaille pas, je vous dis que je suis »sinistré«.)

Wetter gut! Wir haben die Ostertage gemütlich mit Herumsitzen, Photographieren und einer Ostergans ausgefüllt. Gestern früh war sehr seichter Wasserstand, so dass wir über die Klippen zu der Stelle kommen konnten, wo Lüdemanns gekenterter Leichter in der Brandung liegt. Wegen der vielen Felsen gibt es dorten keine Haie, und wir konnten uns auf den Kiel hinaufhissen und feststellen, wo der Schaden ist. Im Eifer übersahen wir aber eine grosse Welle, die uns drei und die boys miteinander wegspülte, so dass wir pustend und spuckend hinter dem Leichter wieder auftauchten. Es ist unglaublich, welche Gewalt die Brandung hat, selbst bei ausnahmsweise ruhiger See; man kann sich einen Begriff machen, wie schwer es selbst für einen guten Schwimmer sein muss, bei grober See nicht noch im letzten Moment, beim Landen an dem Felsen zerschmettert zu werden. Das Wasser ist warm wie Bouillon, und wir genossen das Bad

sehr; meistens kann man nämlich nicht baden, weil in den Felsen die Brandung zu schwer und am offenen Strand zu viel Haie sind; im Fluss geht es nicht wegen der Kaimans.

12. April. Vondrozo (Farafangana). — Heute Vormittag wieder hier angelangt; die Goldleute haben gute Proben nach Farafangana gebracht, und ich will hinauf, um zu sehen, was die Sache wert ist. Die letzten vierzehn Tage in Farafangana waren sehr gemütlich, das Wetter nicht zu schlecht, so dass man im Garten und auf der Veranda sitzen, spät aufstehen, behaglich frühstücken und bei der Morgenzigarre seine »Frankfurter« lesen konnte, in einem deck chair; dann bummelt man ins Kontor, das lang und hoch, luftig und kühl ist und wo man bespricht, was es zu Mittag gibt, und dann nach der Post, um zu sehen, ob Kabel da sind, und so wird es allmählich 11 Uhr und Lunchzeit. Danach arbeiten S. M. allein, d. h. ich schlafe nicht, aber lege mich in den langen Stuhl und lese; gegen 4 Uhr trinkt man Tee, dann bummelt man am Strand, plaudert mit den paar Leuten und setzt sich dann mit einem Whisky auf die Veranda, vor sich das Meer, und freut sich, dass man nicht in der Filanzana ist. 7 Uhr Diner.

Vor drei Tagen lief O'Swalds kleiner Dampfer »Zanzibar« an, der nun alle Fracht und ziemlich zahlreiche Passagiere, die »Pernambuco« des schlechten Wetters wegen nicht mitnehmen konnte, befördern — soll. Denn die Barre ist schlecht, und wenn auch die ersten zwei Leichter leidlich an Bord kamen, so hatte sich am nächsten Tag, wenn auch bei klarem Wetter, die Dünung so wesentlich verstärkt, dass der »Kaptän« — ein famoser Mecklenburger — sehr den Kopf schüttelte. Die Vormittagsleichter bekamen denn auch tüchtig was ab; in einem schmolz für 1000 Francs Salz weg, im andern wurde der ganze Reis nass.

Es kommt darauf an, möglichst auf den Kamm der ersten Welle zu kommen, senkrecht zur Welle und mit dem Schuss durch die überschlagende Welle herein resp. heraus zu kommen. Dies ist die beste Art. Das Boot (etwa 14 m lang, 2 m tief mit 20 Rudern und zwei Steuerleuten) steht einen Moment fast auf seiner Spitze und schiesst dann herab. Zweite Art: Das Boot bleibt zwar noch in der Richtung, bekommt aber die Welle auf Deck, hier besteht nur die Gefahr, dass die Ladung nass wird und Leute und Ruder weggeschlagen werden. Dritte Art: Das Boot — meist nach dem vorigen Fall — kommt quer und wird von

der brechenden Welle umgeschlagen. Die Brecher sind hier vier bis fünf Meter hoch, schon recht respektabel, wenn sich das so vor einem aufwölbt. Nun, gestern vormittag kam ein Leichter mit Mr. M. und drei Damen in diese Lage; die Welle schlug fünf Leute und alle Ruder bis auf vier weg, und der Steuermann rief schon Herrn M. zu: »maty« — »es ist aus«, er solle sehen, sich zu retten, aber der Leichter trieb mit der Welle klar und kam ins ruhige Wasser; es kam niemand um; aber er musste umkehren, und die Familie M. stand triefend neben dem aufgefischten Gepäck wieder am Ufer, worauf die andern Passagiere, meist Kreolen, die an und für sich schon eine Heidenangst vor dem Wasser haben, darauf verzichteten, sich noch heute einzuschiffen.

Ich verliess das gastliche Haus Lüdemanns um 2½ Uhr und kam 8 Uhr nach Zararafo, einem Favalonest zwischen Sümpfen, wo aber die Moskitos so arg waren, dass ich um 11 Uhr nachts wieder aufbrach; es war einfach nicht zum Aushalten. Bei sternklarem Himmel und vielen Sternschnuppen ging es denn weiter; später kam der Mond, und es wurde sehr kalt; um 9 Uhr früh traf ich wieder in Vondrozo ein. Meine Gepäckleute und der neue Koch sind irgendwo liegen geblieben, weshalb ich mir mein Essen in einem Emailteller selbst kochte, da auch die Mannschaft abwesend. Jetzt haben die Kerls vierzehn Tage in Farafangana herumgefaulenzt und gesoffen und sind für eine Woche wenigstens nicht zu brauchen.

Abends 7½ Uhr. Koch und Gepäck treffen ein, diese Bande! Jeder hat ein anderes Leiden: Zahnschmerzen, wehe Füsse, Fieber, Magenweh; gestern aber haben sie noch ein grosses Schnapsfest gefeiert. Und wenn ich sie hier in den Kasten sperre, so habe ich eben keine Leute. Ich werde sie aber am Lohntag mit einem gründlichen Abzug überraschen; das ist ihnen immer noch das Unsympathischste. Die Krepanze könnte man sich anärgern.

Hier fand ich natürlich alles verschimmelt vor; Decken, Etuis, Wäsche, Tee musste erst alles an der Sonne trocknen; eine angenehme Beschäftigung, wenn man 18 Stunden über Nacht in der Filanza gemacht hat! —

13. April. Ivohimarn. — Früh 7 Uhr von Vondrozo ab durch hügeliges, mit Reiskulturen durchzogenes Land nach Matsoarivo (NO.), von dort wieder westlich gegen die Falaise, über

die Manampatra (den Fluss, der in Farafangana mündet) in einem Lakan (Kahn), der so niedrig und klein war, dass immer nur zwei Leute sitzen konnten; es ist ein Wunder, dass er mit der schweren Filanza nicht umschnappte. Dann wird die Vegetation besser: viel Bambus und Palmen. Bambus wächst in leichten, federigen Büscheln von zartem Hellgrün und wirkt aus der Ferne ähnlich wie ein Hopfengarten. Das Gelände ist sehr zerrissen und besteht aus zahlreichen Ketten von etwa 100 bis 150 m hohen Hügeln, welche allmählich in die höheren und steileren Vorberge der Falaise übergehen. Ivohimarn liegt ganz hoch auf einem dicht verwachsenen Hügel, mit undurchdringlichen Hecken und alten Verschanzungsgräben und besteht aus etwa 50 kleine Hütten, Reishäusern und einem besseren Chefhaus, das ich sofort säubere und beziehe, da ich nun doch wohl ein paar Tage hier bleibe. - - Auf dem Wege schoss ich eine Aigrette, die sofort liegen blieb, als ich aber einen Mann schickte, um sie aus dem Sumpf zu holen, rappelte sie sich plötzlich auf und flog weg, ehe ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte. Moral: Stets sofort nach dem Schuss neu laden. Die Rückenfedern der Aigrette kommen als weisse Reiherfedern in den Handel, das Gramm zu 9 Frcs. etwa, also beinahe dreimal so teuer als Gold.

15. April, 10 Uhr abends. Heute von 6 Uhr früh bis 12 und von 2 bis 6 Uhr Terrainaufnahmen gemacht; die Leute haben Gold gefunden, nicht gut, aber immerhin genug für zwei poteaux; ich habe daher den ganzen Tag kartographiert, was bei dem überaus zerrissenen und unübersichtlichen Gelände nicht so einfach ist; besonders das hohe Gras und Buschwerk stört sehr. Dazu hat man keinen rechten Platz zum Arbeiten, muss alles auf der Planchette oder auf dem Koffer zeichnen, dann reinzeichnen, kolorieren, Duplikate, déclarations de pose, Begleitschreiben, Bericht und Depeschen an die Gesellschaft anfertigen usw. Nun ist aber alles fertig, trotz qualmender Kerzen und Moskitos — bei geschlossenen Türen kann man der Hitze wegen nicht sitzen und Fenster »is nich«.

15. April, Matoanos. - - Heute Vormittag wieder ein Poteausignal gesetzt im oberen Teil des Tales, schöne Berglandschaft, Wildbäche, nicht zu heiss, ich bin aber froh, dass ich aus dem Nest wegkomme. Gestern Abend kamen alle Männer des Dorfes von der Wildschweinjagd, 30 Kerls etwa mit einer ganzen Meute von bissigen gelben Hunden, alle mit Sagaies (Lanzen) und

Famak (kleines Handbeil, sehr handlich) bewaffnet, und machten nachts einen solchen Heidenskandal vor meiner Tür, wobei immer vom »Vasaha« die Rede war, dass ich doch aufstand und ein paar Patronen in den Lauf steckte; man kann bei den Kerls nie wissen; sie waren sehr aufgeregt wegen der Viehzählung und Steuer und hatten betsa betsa getrunken.

Man macht sich übrigens keinen Begriff, welcher Lärm nachts überhaupt in so einem Dorf herrscht: in jeder Hütte schnattern die Leute mit ihrer aufdringlichen sonoren

Barahäuptling beruft im Gebirg des Südens seinen Stamm mit einem Muschelhorn.

Stimme, und die Weiber rufen sich von Haus zu Haus alles zu; ein Eingeborener sitzt oft eine halbe Stunde irgendwo auf einer Kuppe und verhandelt mit einem andern, der im Wald irgendwo weit davon sitzt (ihre Stimmen tragen überaus weit); ausserdem schreien mindestens zwanzig babies -- die Mütter rühren nie so einen Fratzen an, und wenn er noch so ungezogen ist; -- das Vieh blökt dazu; die Gänse schnattern, und wenn ein Hund anschlägt, bellen alle dreissig eine Stunde

lang; im Haus pfeifen und poltern die Ratten, und last not least gelingt es immer ein paar Moskitos unter das Netz zu kommen; Schlafen ist das reine Kunststück.

Die Mädchen tragen hier vom dritten Jahr ab über den Brüsten ein etwa zwei bis drei Finger breites Strohband, so dass sie schon, ehe sie Mutter werden (12–13 Jahre), ganz flach sind: dies gilt hier als Schönheitszeichen – wie bei unsern Dachauerinnen.

Morgen völliger Ruhetag. Der Abend ist schön und friedlich; die Mädchen stampfen ringsum Reis, und ein Junge zirpt auf einer primitiven Mandoline, die ich vorsichtshalber für zwei sous erwerbe, sonst spielt der Kerl die ganze Nacht. Der Koch brät einen jungen Truthahn, den Bopsy, der getreue Eyredaleterrier, erwürgt hatte, er wird mit Bechamelteig zu einer Art Backhendl verwandelt, danach als Festspeise eine Kanne herrlicher, kalifornischer eingemachter Pfirsiche. Vorher Erbswurstsuppe mit geröstetem Brot und eine Flasche Bier (die ich von Farafangana herauf habe bringen lassen, sechs Stück). Man kann eben nur schwer etwas mitführen.

16. April. Den ganzen Morgen Lohnberichtigungen mit Vorschüssen, abwesenden und kranken Burjanes usw., grauenhaft! Jeder kommt mal zurück und meint, ob er nicht doch noch etwas zu bekommen hätte oder allenfalls ein cadeau; dazu das haarsträubende Rechnen dieser Kerls mit Malgachemünzen: 3 Frcs. z. B. = sikady dim' = 5 mal ein sikady (sikady ist ein nichtexistierendes Geldstück = 6 pence = 60 cts., aus der Zeit, als der Dollar in Stücke geschnitten wurde); 2 Frcs. = vez'korobo = 20 Ivoamena; 50 Frcs. = lashroa; 20 Frcs. = lashrey; 2,50 Frcs. = loso, 2,40 gibt es nicht; das ist loso weniger zwei sous oder vez korub laromena = 40. Dann kommt wieder einer, ob der Dollar auch gut sei, oder sie wollen die »Semeuse« von Roty (das neue Geld) nicht im Dorf annehmen. Von letzterem fangen sie an abzustehen, seitdem ich zwar das Geld umwechsle, aber (nach Malgaschebegriffen gang und gäbe) 10 Prozent für Wechseln abziehe. Dann kommt das halbe Dorf um Chinin, wofür ihnen eine Mischung von Mehl, Epsomsalz und sehr wenig Chinin verabfolgt wird; die Kerls verlangen nämlich auch Fanafudy, wenn ihnen nichts fehlt, bloss, weil es sie nichts kostet und man den Vasaha doch tunlichst ausnützen muss.

Auch wenn ein grosser Marsch bevorsteht, kommen plötzlich alle möglichen Schäden zum Vorschein; besonders die bei allen stets vorhandenen plaies malgaches (offene Wunden) müssen dann als Marschhindernis herhalten; diese behandle ich in letzter Zeit erfolgreich mit reinem Ammoniak: nach den ersten paar Patienten, die damit betupft wurden, verschwanden die übrigen wie auf Zauberei. Ueberhaupt haben diejenigen, welche schon länger bei mir sind, doch nun gelernt, dass ich mit Vorsicht zu gebrauchen sei, und richten sich demgemäss ein. Nur die Neuen probieren stets wieder allerlei petits trucs.

In Fianare stahl neulich ein Boto eine grössere Summe: festgenommen (es war sicher, dass nur er es genommen haben konnte), gab er nach einigen Tagen an, er habe das Geld unter den Fliesen in der Küche versteckt. Man gräbt auf: nichts. Ach nein, er habe sich geirrt, es sei im Salatbeet. Man gräbt: nichts. Und so fort; der Kerl machte sich das Pläsier, fünf Tage die Wohnung demolieren zu lassen. Da kam aber ein anderer policier und der gab ihm einfach abends stark gesalzenen und gepfefferten curry; aber — am nächsten Tag — kein Wasser: am Abend zeigte der Boto, wo er das Geld versteckt hatte. Das Verfahren ist zwar nicht korrekt, aber probat. Zu obigem ist noch zu bemerken, dass die Kerls besagte plaies malgaches ihr Leben lang haben und damit zwanzig Stunden Trab laufen, wenn es gilt, rechtzeitig zu einem »ringa« oder Schnapsgelage einzutreffen. Es ist eben alles, alles Schwindel, von oben bis unten, wie der treffliche Knight sagt: »the gigantic Hova sham«.

Die Burjanes kommen von Vondrozo, wo sie im Dépôt Bier, Schinken, petit pois und Käse geholt haben; ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass das schlechte Leben auf die Dauer nichts taugt und lege mir jetzt immer, soweit es geht, kleine Dépôts an, wo man auf zwei bis drei Tage Entfernung wenigstens Brot und Getränk holen kann, und mit einem Schinken und Käse lässt sich das Menu schon wesentlich abwechslungsreicher gestalten nach der Formel n . (n—1) . . . Wenn man in München jemand zumuten wollte, er solle sein Bier in Regensburg holen lassen und seinen Käse in Augsburg! — Wir haben hier im Dorf auch eine alte Närrin, die abends immer von Hütte zu Hütte herumkriecht, um Einlass zu finden; die liebe Dorfjugend ist natürlich, wie überall, mit Geheul hinterher: Fady, fady! = Verboten,

geschlossen. (Wenn Madagascar unter deutsche Verwaltung käme, wäre das sicher das erste Wort, das die Polizei lernen würde.)

17. April. Heute morgen kleine Expedition nach Sambo (spr. Schamb'), etwa vier Kilometer in der Luftlinie, oder vielmehr schon im Gebirge, wo Gold sein soll. Bergauf und bergab, auf jedem dritten Hügel ein kleines, verstecktes Nest von 10 bis 20 Hütten, in den Tälern Reisfelder. Sambo ist noch ganz primitiv, rein Bara; ein alter Dorfchef, dem man den alten Favalo auf fünfzig Schritt ansieht, sechs Fuss hoch, verschmitzt und herkulisch. Auf den Giebeln der Häuser ist vielfach eine hölzerne Taube ausgeschnitzt: dabei fällt mir ein gascognisches Liedchen*) ein:

Moun paire, maridatz-me dounc!	(französisch) Mon père, mariez-moi donc!
Hillo! qui bos per coumpagnoun?	Fille, qui veux tu pour compagnon?
Que bos lou hill d'un boun maçoun,	Je veux le fils d'un bon maçon,
Que me hara basti maisoun.	Qui me fera bâtir maison.
Boutera lou cap d'un pijeoun	Il mettra la tête d'un pigeon
Au jouquè' de nosto maisoun . . .	Au faite de notre maison . . .

Die Shamba und Vaa, zwei kleine Flüsse mit Steilufern, haben sich seit Ivohibé über Felsen und Schründe heruntergetobt, zuletzt noch in einer Kaskade, die jeder Schweizer Hotelier mit mindestens 1,50 Frcs. auf die Hotelrechnung setzen würde, wenn er sie nicht überhaupt ableiten und nur gegen »Entrée« andrehen würde, wie bei Meyringen - - und fliessen nun friedlich zwischen ausgewaschenen, dicht überwucherten Steilufern der grossen Sammelrinne des Oberlandes, der Manampatra, zu. Ein Lakan von so zweifelhaftem Gleichgewicht, dass man den Scheitel schon genau in der Mitte des Kopfes frisieren muss, um nicht aus der Balance zu kommen, steht bereit, und nach einigem Probieren lege ich mich flach hinein, was soweit ganz gut wäre - - Puncto Gleichgewicht —, aber das Biest hat ein Spundloch mitten im Boden, und wenn das zum Ausleeren auch ganz praktisch ist, so ist es weniger geeignet zum Daraufsitzen: der Besitzer hat es nämlich nicht gedichtet. Das Terrain scheint gut zu sein, überall Gold, wenn auch nur sehr fein, aber doch so, dass ich mir die Sache genauer ansehen will. Mit eiserner Ra-

*) Blade, Poésies populaires de Gascogne.

tion an Käse, einer Knorrschen Suppentafel und einer Handvoll Reis und Bananen machte ich ein ganz leidliches improvisiertes déjeuner, dann stieg ich wieder in die Gondel und ging shambaaufwärts bis an eine geeignete Stelle, setzte mich auf einen oleanderüberwachsenen Felsblock im Fluss, und meine Kerls arbeiteten bis zum Hals, zuweilen tauchend, im Wasser. Da jedoch ein Gewitter herankam, liess ich abblasen, nahm noch rasch ein paar Kuppen auf, um sie morgen zu rekoupieren und reiste heim. Wehe dem Geometer, der einmal — wenn es je so weit kommt, was ich bezweifle — in 50 Jahren die wiedersprechenden Aufnahmen aller der Salzstössler, die hier — ahnungslos meistens — prospektieren, korrigieren soll! Na, dazu hat's noch lange!

Bei der Dorfbevölkerung hier habe ich den nächtlichen Spektakel des jugendlichen Teils etwas abgestellt; ich liess sie nämlich durch mein umgekehrtes Opernglas sehen und verkündigte ihnen, dass ich sie so klein machen werde durch ein Fanafudy. Wenngleich sich der Malgasche im allgemeinen über nichts wundert — »chose vasaha«, damit ist für ihn alles erledigt —, so ging den Kindern das doch über die Hutschnur, besonders, nachdem sie vergeblich den Kompass gedreht hatten, ohne dass die Nadel folgte —, während sie sich auf meine gebieterische Handbewegung sofort umstellte (in der geschlossenen Hand war ein Messer). Da kann ihnen jetzt ein norwegischer Missionar zehn Jahre lang vorreden, dass es keine Zauberei gibt — das glauben die ihr Leben lang. Ist auch viel besser für hier.

Ich habe einmal up country auf der Westküste einen Phonographen bei einem colon gefunden, der sang ein französisches Lied: ». . . et la neige tombait toujours — fine, fine, fine . . .« Es war ein guter Phonograph, und die Stimme war sympathisch, und als ob man sie schon einmal gehört hätte in irgendeinem Folies bergères oder sonst wo. Mein ganzes früheres Leben klingt mir oft so, wie dieser Phonograph, fremd, fern, als ob es jemand anders gewesen wäre. Es gibt eine reizende Stelle in »Kim«, wo Kim nachts in des Juwelenhändlers Haus schläft und der Phonograph anfängt, ihn zu beschimpfen. Und wie Kim seine Jacke in das Schallrohr stopft und wieder schlafen geht. Ich habe damals auch das Ding abgestellt. Aber nachts konnte ich nicht schlafen; es war sehr heiss, und ich schämte mich dieser Anwandlung: ich habe mir ein brandy soda ge-

braut, meine Pfeife angezündet, mich in pyjamas auf die Veranda gesetzt und den Kasten wieder laufen lassen und gesagt — wie Kim —, nur anders 'rum: Du altes Ding sollst mich nicht klein kriegen. Und als er nochmals gesungen hatte: fin—e, fin—e, fi—ne . . ., da bin ich ganz munter zu Bett gegangen.

22. April. Sambo bei Matsoarivo. — Vorgestern kam ein Kerl, der behauptete, dass »ganz nahe bei Matsoarivo« gutes Gold sei. Ich liess also antreten, steckte zur Vorsicht noch Schinken und Wein in die Satteltasche und zog los, 7 Uhr früh. Es wird 9, 10, 11 Uhr — sind wir noch nicht zur Stelle? Ja, es wird bald die Hälfte des Weges sein! So ein Trottel! Endlich, nach einem sehr beschwerlichen Marsch durch eine Graslandschaft mit etwa 50—80 m hohen Hügeln — 10 m breit Sumpf und dann wieder hinauf —, kamen wir um 4 Uhr (!) in Bereketa an. Von Gold keine Spur und am Schluss eines eindringlichen Verhörs ergab sich folgendes: Seine Frau (!) hatte vor zwei Jahren (!) gehört, dass Betsileofrauen seinerzeit, als noch der Leutnant da war, etwas Gelbes im Fluss gewaschen hatten: am Schluss fand sich, dass es wahrscheinlich der Teekessel war!! Und dazu sprengt mich der Kerl in eine Schandgegend, nicht einmal ordentliche Cases; die beste Hütte ist immer noch so klein, dass ich, um meine Filanza unterzubringen, die Tragstangen zu beiden Seiten durch die Wand stossen musste, und so schlief ich auch in der Filanza sitzend, sonst hätten mich, glaube ich, die Ratten aufgefressen. Kein Geschirr, kein Holz; ich musste ein Dach demolieren, um nur etwas Feuer zu haben; fusstiefer Unrat; um das Ganze eine mindestens drei Meter dicke Kaktushecke mit Pallisaden und grossen Steinen, das richtige alte Räubernest. Nachts 1 Uhr nahm ich an, dass meine Träger ausgeruht sein könnten und trieb sie aus ihrem Loch, und nun ging es wieder bei sehr empfindlicher Kälte und sternklarer Nacht zurück; langte gegen 10 Uhr wieder in Sambo an, trank mit Wonne ordentlich Kaffee mit Honigbutterbrot und legte mich dann schlafen bis abends. Das war eine feine Tour.

2. Mai. Fiherena (Provinz Farafangana). — Seit dem 29. habe ich Matsoarivo verlassen und bin fünf Stunden weiter nördlich in ein anderes, sehr schönes Hochtal übergesiedelt, nach Fiherena, hoch auf einer Kuppe mit prächtiger Aussicht. Wetter schön und nicht heiss. Unterkunft leidlich, Gold dito. Die letzten Tage von früh bis spät kartographiert und geschrieben,

drei Poteaux gesetzt, die zum Teil ganz ordentlich zu sein scheinen. Heute hier grosses Getrommel und Fest: Gottesgericht bei meinen Burjanes: der Kommandeur behauptet, dass ihm jemand 50 cts. genommen habe, und nach zwei Tagen wütenden Geschimpfes beschloss man, der Sache energisch auf den Grund zu gehen; es wurden die sämtlichen Burjanes versammelt und mussten unter Hersagen einer Art Eidesformel mit einem Löffel Wasser verkosten, das über ein 2 Francsstück gegossen war: »der, der es genommen hat, stirbt in vier bis fünf Tagen — oder auch später —«, meint der Koch, der wohl recht haben wird. Nebenan ist eine Frau krank; sie wurde in eine Hütte gesperrt und darinnen beräuchert, besungen und betrommelt; dann kam sie abends auf den Platz, und seit zwei (!!) Stunden tanzt der Unglückswurm wie besessen inmitten einer trommelnden und singenden Korona; einige alte Weiber assistieren ihr, und giessen ihr aus einer Schale fortwährend Wasser über den Kopf; etwa alle Viertelstunden fällt sie bewusstlos um und wird dann massiert und geknetet; wenn sie an der Kur nicht krepiert, so hat sie einen guten Magen. Merkwürdig ist der verzückte Ausdruck, den sie beim Tanzen annimmt.

11. Mai. Moroangiro (Provinz Farafangana). — Wetter durchaus schön und nicht zu heiss, Nächte kühl, schöne grosse Hochgebirgstäler, teilweise mit noch ganz unverwüstetem (unabgebranntem) Hochwald. i. e. grosse Bäume, die bis auf den Gipfel mit Lianen und Wucherpflanzen bedeckt sind; es wächst ebensoviel von oben herunter wie von unten hinauf, und stellenweise ist der Weg nur ein grüner Tunnel; das in Mannshöhe Abgeschnittene hängt oben fest. —

Karianga liegt sehr hoch, ist ein gut gehaltener, sauberer, von Pallisaden umgebener und mit zweistöckigen Wachttürmen versehener Posten; von dort ab bis an die Küste erstreckt sich wellig das grosse, unbewaldete Plateau mammelonné; des Morgens ragen nur die Kuppen aus dem Wattemeer hervor, und erst gegen 7 Uhr etwa zerteilt sich der Nebel, um in dichten Bänken gegen die ferne, ragende Felsmasse des Pic d'Ivohibé und die höchste Felsenkette der Falaise abzuziehen, um deren Häupter er tagsüber einen Schleier bildet. Gegen Abend 7 Uhr zieht sich im Westen gewöhnlich eine gewaltig geballte Wolkenmasse zusammen, aus der ununterbrochen grosse elektrische Entladungen nach allen Seiten hinauszüngeln, ohne dass es je-

doch zu einem Gewitter kommt. Ich will morgen auf die Passhöhe und ein paar zweifelhafte Kuppen »fangen«, die sich im Verlauf der letzten Tage in meinen Plänen herumtreiben; eine davon, die ich der frappanten Aehnlichkeit wegen »den Wendelstein« getauft hatte, wurde heute glücklich »festgelegt«. Der Wendelstein bekommt ja jetzt auch seine Bahn, da wird der alte Oberländersche Scherz vom Gendarm und »bitte, rechts gehen«, also Wirklichkeit. Das sind andere Leute als die in Rait im Winkel, die die Wege abgegraben und mit Moor aufgefüllt haben, damit ihnen die »sakrischen Saupreussen net einilaufen«. Es geht nichts über einen wohlverstandenen und aufgeklärten Partikularismus.

12. Mai. Heute sehr hübsches Gold gefunden; es scheint tatsächlich gegen den Norden zu besser zu werden. Habe den ganzen Morgen bei schönem Wetter und prächtiger Fernsicht von der Passhöhe aus kartographiert, die letzten Aufnahmen rektifiziert und den »Wendelstein« nochmals nachgemessen. Es stimmt; dann Bad und Essen und grosse Reiskalamität im Dorf, fünfzig heulende Weiber, die behaupten, dass sie den Reis nicht verkaufen können, wenn ich nicht den vierfachen Preis bezahle. Da tatsächlich in dem Distrikt Heuschreckennot war, muss ich es wohl oder übel bewilligen. -- Als Unterkunft, eine ungenügende Hütte mit löcherigem Dach und ohne Feuerstelle. Im dunkeln Raum tummeln sich die Ratten. »Damit gewisse Empfindungen auf etwas ausser uns bezogen werden können, dazu muss die Vorstellung des Raumes schon zugrunde liegen«, sagt Kant. Aber keine Vorstellung des Raumes entsprach der Wirklichkeit, als das Tageslicht anbrach: alles war von den kräftigen Nagern umgeworfen, verschleppt, abgenagt und besudelt. In Zukunft hänge ich alles Zerstörbare an dem von der Decke baumelnden und eigens für diesen Zweck vorgesehenen Holzanker auf.

26. Mai, Farafangana. -- Ich war am 16. bis 18. in Fort Clavier (nördlich von Karianga, siehe Karte), wo ich noch zwei Poteaux setzte, und ging am 19. in zwei Nachtmärschen und einem Tagmarsch nach Farafangana herunter zur Ankunft des »Pernambuco«, der jedoch wegen des Streiks bei den Messageries Maritimes in Marseille ebenfalls Verspätung hat und wohl erst am 30. hier sein wird. Sitze mittlerweile ganz gemütlich bei Lüdemann und verbringe meine Vormittage am Fanjankana,

wo ich Pläne und Karten zusammenstelle, die neue Triangulation kopiere usw. Nachmittags tut man so herum, und abends klönt man noch bei ein paar Glas Kochelbräu ein bischen. Wetter sehr schön bis gestern, wo ein kleiner Segler eintraf; natürlich wurde im selben Moment die See grob und die Barre unpassierbar; die Bark liegt nun mit kahlen Stengen draussen, zwei Kilometer vor dem Riff vor Anker und hat das Vergnügen, ein paar Tage grober See dort abzureiten, sie verschwindet oft beinahe ganz. Hoffentlich wird es bis zur Ankunft des »Pernambuco« besser.

16. Kapitel.

Expedition nach Tsilokarivo, Midongy, Vangaindrano und Betaraza. Seereise nach Tamatave. Von Tananarive über Land nach Fianare. Marsch über das Gebirge nach Ivato. Der Aufstand. Rückkehr nach Tananarive.

14. Juni. Tsilokarivo. — Am 14. Juni verliess ich das gastliche Haus Lüdemanns, nachdem ein Beamter zur Installierung der Piquets eingetroffen und mit allem Werkzeug usw. nach oben (Falaise, Ivato) abgefertigt worden ist. Die letzten Tage war ich infolge des starken Temperaturwechsels (bis vierzehn Grad Reaumur etwa) sehr elend, und als der »Pernambuco« da war, konnte ich kaum mit dem Leichter an Bord gehen; die drei Stunden ordentlichen Herumbeutelns bei ziemlich grober See und frischer Seebrise taten jedoch besser als alles Chinin. Ich brauche nur einen Tag auf der See zu sein, so ist mir pudelwohl. Wir gingen, da die Barre vernünftig war, mit Lüdemanns Leichter hinaus; draussen blies es frisch und prächtig, und nach all dem Herumgekrieche im Sumpf ging einem das Herz ordentlich auf als wieder die langen, grünen Mauern heranliefen. Die drei Leichter führen je 20 Ruderer; man sitzt, wie die Mannschaft, auf dem flachen Deck und hält sich mit beiden Händen rechts und links an Tauringen ein, um nicht über Bord zu gehen, und das Wasser strömt bei jeder groben Welle in munteren Sturzbächen durch alle Speigatten.*) Bequem und für Damen ist es nicht, aber es gibt kaum eine bessere Gelegenheit, die Natur der Welle zu studieren, als wenn man ihr so nahe ist, wie in dem relativ tief liegenden Leichter

*) Kleine Oeffnungen, durch die auf Deck gekommenes Wasser wieder abläuft.

(1,30 m über Wasser). Und während man selbst momentan in dem grün moirierten, schattigen Wellental liegt, kommt hinter einem, auf der silberigen, transparenten Kante, 3—4 m höher, 10—12 m zurück, der triefende, schwarze, spitze Bug und Kiel des nächsten Bootes schon wieder in die gleissende Sonne, und flüssiges Silber rieselt von seinen zwanzig symmetrisch auftauchenden Rudern. Die Kerls heulen so laut sie können irgendeinen monotonen Refrain, um im Takt zu bleiben, und nur die zwei Steuerleute kreischen von Zeit zu Zeit wie besessen, um durch das Surren des Salzschaums und jenes gewaltige dumpfe Singen der See -- wer es je nah gehört, vergisst es nie — sich verständlich zu machen. Im Mittelmeer und im Kanal habe ich dieses »Singen« nie beobachtet; nur da, wo die lange, ungebrochene Ozeanwelle, wie es scheint, Zeit gefunden hat, einen völlig gleichmässigen, rhythmischen Schwung anzunehmen, findet man es.

Auf dem Dampfer der übliche Trubel und Schmutz. Der alte Kasten rollt über und über, im Salon klappert Geschirr; die Kranen rasseln; die Donkeymaschine pfluttert und faucht; längsseit knirschen und dröhnen die aneinandergeworfenen Leichter, und 200 Kerls heulen nach Herzenslust durcheinander. Ich ergattere den Kommissar und lasse mir nebst geeistem Kochelbräu den neuesten Küstentratsch verzapfen; sage dem Kapitän guten Tag und gehe nach einer Stunde wieder per Kiste und Kran — in solcher Dünung könnte man kein Boot ans Fallreep bringen, es würde sofort zerschmettert auf meinen Leichter.

14. Juni. Die Reise nach Ankarana (einen Tag südlich) ist überaus monoton; ich erreiche es abends bei bitterer Kälte, nett aufgenommen beim chef du poste. Drei Träger desertieren. Früh 6 Uhr weiter nach Vangaindrano, wo ich um 2 Uhr fieberkrank eintraf und drei Tage zu Bett blieb, aber vergebens. Schreckliche Hausmittel haben die Franzosen: warmen Weisswein und Milchsuppe u. dgl. Meine Leute haben in Tsilokarivo Gold gefunden; also heute, 21. früh Aufbruch, alle Taschen mit guten Sachen vollgestopft; Südwind — von Kerguelen und Eismeer kommend -- recht kalt: Wollhemd, Shetlandjacke (unschätzbar), Gilet, Jacke, dicker Mantel und darüber Mackintosh; so eingepackt mit brennender Pfeife, geht es ganz mollig auf guter Strasse und ganz netter Landschaft – nachdem man aus den

Sümpfen von Vangaindrano heraus ist, bergwärts. Unterwegs begegnen wir zwei in hochrote Decken eingeschnürten Toten, die zum Leichenschmaus nach Vangaindrano verbracht werden. Meine Träger verlieren einen Koffer; er geht im Sturz auf, und zwischen Wäsche, Papier und Zigarren ergiesst sich aus einer schlecht verschraubten Dose Himbeergelée, worüber grosses Strafgericht; nachmittags fängt es an zu regnen, und gerade ehe es dick kommt, erreiche ich 5½ Uhr den hochgelegenen, hübschen Posten von Tsilokarivo, dessen Kommandant abwesend.

22. Juni. Die Goldleute sind »irgendwo im Distrikt«; ich habe dem Chef Ordre gegeben, sie »irgendwie« zu finden, den

Tänzer in Vangaindrano. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

Koch in die Waschküche gesteckt, die übrigen Leute mit allerlei Reparaturen nützlich beschäftigt, und lasse es regnen; glaube aber, die Sonne wird bald durchkommen. Ich sitze in einem von Pallisaden, Kaktushecken, Wall und Graben umzogenen Blockhaus, an einem Ende des Postens mit relativ luxuriöser Einrichtung: i. e. Fenster (ohne Glas natürlich), Tisch und Stuhl. Sogar ein Bett wollte mir der sergeant indigène richten; ich zog aber, wie Napoleon in Schönbrunn, mein Feldbett vor. Merkwürdig ist, dass man in all den französischen Ansiedelungen, selbst grösseren, bei niemandem ein Buch findet, höchstens einen Band alter Witzblätter oder allenfalls eine Volksausgabe von

Victor Hugo. Die grosse Popularität dieses Dichters kann ich mir nur daraus erklären, dass er es besser als je ein anderer verstand, prächtige Phrasen und sonore Worte aneinander zu reihen, und in einem so selbstgefälligen Volk ganz zweifellos der Selbstgefälligste war. Hier in der Provinz haben wir eine Menge Gascogner; das sind nun gar die Richtigen. Unsere Presse ist schon nicht rar, aber wenn man einige Zeit französische Provinzblätter liest, bekommt man Respekt vor dem Quantum an Dummheit, Parteihass und Mangel an jeglichem Sinn für fair play: Alles, was die Partei macht, ist Gold, alles andere

Tanz der Andrabé im Süd-Osten.

Schmutz. Und in den ernstesten Sachen sieht man, wie den Leitartikler stets viel mehr eine schöne Phrase oder ein bon mot präokkupiert als Tatsachen. Die Provinzblätter und der Umgang mit Nicht-Parisern gibt einem ein viel richtigeres Bild von der eigentlichen französischen Volksseele: freundlich, heiter, haltlos, eitel, voller Vorurteile und falscher Begriffe über alles Nichtfranzösische, intelligent, aber nicht klaren Geistes, unlogisch, geschmackvoll und geschickt in häuslichen Dingen, gegen Untergebene entweder viel zu lax oder viel zu hart; unausgeglichene, der Stimmung des Augenblicks, dem Wort zugängliche Charaktere, die nach dem Gefühl, nicht nach dem Verstand handeln; oft

meint man, mit Frauen zu tun zu haben. Leute, mit denen man sehr leicht, wenn man sie zu behandeln weiss, auf einen sehr guten Fuss kommt, die ich aber nie irgendwie, in einer ernsteren Sache zum Beispiel, um ihre Ansicht fragen würde.

26. Juni. Gestern habe ich eine kleine Jagdexpedition in den Urwald gemacht, um Makis (s. Abb. S. 9) zu schiessen. Die Biester hielten mich drei Stunden zum besten; man hörte sie immer rechts und links heulen, aber, da man in dem dichten Gewirr von Unterholz, Palmgestrüpp und zahllosen dünnen, aber riemenzähen Lianen kaum fünf Schritt weit sieht, konnten die Burjanes sie nicht ausfindig machen, und ich war schon im Begriff, nass, müde und ärgerlich, das Herumkriechen in dem dampfenden Dickicht aufzugeben, als ich endlich zu Schuss kam; aber die Tiere waren auf der Spitze so hoher Bäume, dass mein Schrot kaum langte (Hühnerschrot) und ich nur drei von fünfen bekam, und diese musste man erst mit List und Tücke aus den Lianen, in denen sie hängen geblieben waren, herausbuddeln. - - Hier geht seit drei Tagen das Gerücht von einem Exodus der Bevölkerung gegen Norden, grosse Nervosität aller chefs du poste, Patrouillengänge, Order, dass mir zu jedem Ausgang Eskorte gestellt werde usw. Es rührt sich aber nichts, und es dürfte das Ganze wohl Erfindung irgendeines chef de partisans sein, der sich interessant machen will. Im übrigen teile ich gegenüber den Eingeborenen das Gefühl der buccaneers in Treasure Island: »Dead or alive, nobody was afraid of Ben Gunn.«

4. Juli. Ich war, bin es eigentlich noch, schwerkrank, was - - weiss ich nicht, Leberkrämpfe, Ohnmachten, keine Möglichkeit zu essen oder zu schlafen. Resultat: solche Schwäche, dass ich mich nicht mehr anziehen konnte und zu Bett bleiben musste - - kurz, eben so ein richtiger Tropenfall, und zwar seit drei Wochen der dritte: es ist hundekalt: 20 Grad R. Temperaturdifferenz zwischen Tag und Nacht. Ich wollte, wenn irgendmöglich, die Expedition nicht zu drei Viertel beendet verlassen, aber augenblicklich ging es nicht. Und es kam ein Moment, wo mir — vormittags 10 Uhr, 2. Juli - - etwas sagte: »Jetzt, glaube ich, schnappts.« Es wurde mir ganz wirr im Kopf, aber ich dachte mir: »Jetzt heisst es beissen.« trank ein halbes Quart puren Whisky, liess mir von meinem boy breeches und Mantel überziehen, und setzte mich resolut an meinen Tisch, mit dem Vor-

satz: »Il faut que l'animal marche.« Und es war eigentlich etwas Komisches, ganz Unpersönliches in diesem Beobachten des Ausbalancierens zwischen Leben und Tod: das Zünglein ist gründlich hin und her gegangen. Aber da, zu meiner grossen Freude, hat sichs gezeigt, dass meine ganze Lebensanschauung und Zukunftsanschauung auf festen Füssen steht; es kam keine Sekunde von Unbehagen — es war nur eine grosse Neugier, etwa wie am Schluss eines Motorrennens — macht er's oder macht er's nicht?! Etwa eine Stunde ging es hin und her. Meinen boy hatte ich schleunigst hinausbefördert, dem chef du poste (einem gutmütigen, ehemaligen Bauernkürassier) nichts sagen lassen, und so war ich denn sicher, dass so oder so die Partie hübsch ungestört à deux ausgefochten würde. Ich versuchte Aufzeichnungen zu machen, konnte aber nicht mehr schreiben. —

Nun, nach einer Stunde, wurde es plötzlich etwas besser, worauf ich noch ein halbes Quart Whisky mit Champagner, das ich gleich beim erstenmal hatte bereit stellen lassen, nachgoss; ich trinke hier sonst nie Alkohol, aber die Gewaltdosis half, und ich ging über den Hof zum chef, der sagte: »Tiens, vous avez une drôle de mine!« Glaube es gern.

10. Juli. Midongy. — Da ich doch in Tsilokarivo nicht anwachsen konnte, entschloss ich mich zum Vormarsch (was sich als Irrtum herausstellte, ich hätte stante pede umkehren sollen). Und so ging es denn bei Nebel und Regen aufwärts, neun Stunden, bis wir bei schönem Abendregenbogen die steile und befestigte Kuppe von Ambongo erreichten. Richtige Tanalas, absolut keine Spur von Zivilisation. Es gibt Nuancen, die man nicht ahnt, wenn man nie in der wirklichen Wildnis gewesen ist, so den eigenartigen Eindruck, wenn ein im nächtlichen Dunkel des Waldes unsichtbarer Malgasche plötzlich das Dorf anruft, mit messerscharfer Elokution, mit der Klangfülle eines Bronzegongs, mit der Plötzlichkeit eines Schusses, mit der Aufdringlichkeit einer elektrischen Reklameschrift, mit einer peinlichen, hasserregenden, auf die Nerven gehenden Bestimmtheit — es lässt sich die Komplexität der Erscheinungen sehr schwer beschreiben; es liegt eben die ganze Distanz unserer verschiedenen Wesenheiten darin. Und nun, wenn man fiebernd, ohne Abendessen in sein Bett gekrochen und hofft, dass einen Sulfonal oder dergleichen zu Schlaf bringen wird — plötzlich dieses Anrufen — es ist, wie wenn einem ein nasser Schwamm ins Gesicht ge-

worfen würde. Und das findet man ganz rein und typisch nur beim völlig unveränderten Wilden. Die Nacht infolgedessen schlaflos. Des Morgens bei kaltem Wind und Nebel immer den brausenden Fluss entlang und aufwärts bis nachmittags 4 Uhr, wo die Träger an zwei absolut leeren Hütten halten: »es ginge nicht weiter«. Ich war momentan vor Galleerbrechen so schwach, dass mir die Pause ganz gelegen kam. Aber nach einer halben Stunde, als ich sah, dass es weder Trinkwasser noch Feuerungsmaterial gab, und dass der Regen stromweise überall hereinlief, sobald eine Böe kam, sagte ich: »Nein, hier wird nicht geblieben.« »Ja, es gibt aber nichts anderes«, und »es ist zu weit« usw. -- all das Blech, das Träger vorbringen, wenn sie nicht weiter wollen. Ich gab den Leuten weiter keine Antwort; aber mein Gesicht muss ihnen nicht gefallen haben; denn sie nahmen rasch die Filanza auf und setzten sich in Marsch. Nach einer Stunde zeigte sich rechts oben ein Dorf mit rauchenden Hütten. Durch schmierige Viehpfade ging es hinauf: fusstiefer Kot, aber wenigstens ein paar Feuerstätten. In einer halben Stunde lag ich wieder mit schwerem Fieber zu Bett, nachdem strengster Befehl gegeben war, jeglichen, aber absolut jeglichen Lärm — von Mensch und Vieh usw. -- absolut zu verhindern; der mitgegebene militien wurde verantwortlich gemacht und, was der dem Dorfchef weiter vorgeredet hat, weiss ich nicht, aber dass es still blieb, kann ich bestätigen, denn ich schlief keinen Moment.

Früh fieberschlotternd über den schönen, bewaldeten Pass, mittags in Midongy, wo der Kapitän mir sofort eine ordentliche Stube anwies. Vollständige Erschöpfung, keine Möglichkeit, Essen auch nur anzusehen. Nur hinlegen und schlafen, was dank gründlicher Pillen des Doktors auch gelingt. Der Arzt will, dass ich esse: alle möglichen tonics und Kola und Eisenwein und Pillen, und es geht nicht; aber es besteht die selige Gewissheit, jetzt sicher schlafen zu können — die kleine Schachtel ist verlässig -- und im übrigen liegen und liegen und nichts denken. Es geht alles in ein Stadium der halb bewusstlosen Wohligkeit über -- jedoch der Doktor kommt dahinter, dass ich nichts mehr esse, und ich muss Fleischsaft nehmen. Wenn einem das in einer europäischen Krankenstube nett in einem Schälchen mit geröstetem Brot gebracht wird — à la bonne heure, aber hier würgen zwei Burjanes und mein Greuel von

Koch 1½ Stunden an der Fleischpresse herum, alles ist voll Blut gespritzt, am Schluss kippt die Tasse noch um; wütend stürze ich aus dem Bett; alles flüchtet und ich stehe schlotternd in den Ruinen eines unordentlichen und nichtventilierten Krankenzimmers. Was tun: fünf Pillen und den Kopf unter die Decken. Am nächsten Morgen ernstliche Szenen mit dem Doktor — so darf es nicht weiter gehen. Ich verspreche ihm, abends eine Orgie zu feiern in Form einer Tasse Tee, eines Eies und Konfitüre — wird auch gehalten. Heute mittag beim Ansehen der Vorbereitungen zum Mittagsmahl plötzlicher Ekel vor den Schweinen, rasch in die Filanza, nur fort, nur hinaus — aber es geht nicht mehr, ich kann die Bewegung nicht mehr aushalten und flüchte mich in die mess, wo man mir sehr freundlich etwas beibringt, sauberes Tischzeug, Kaffee, kurz — momentan eine starke Reaktion. Aber schildern lässt es sich überhaupt nicht. An den Dornenhecken solcher Woche bleibt viel seelisches und körperliches hängen.

Mit List und Tücke brachte mich der Doktor so weit, dass ich am Morgen des 14. Midongy verlassen konnte. Drei lange Tage bergauf, bergab — nichts essen können ausser ein paar Biskuits und Tee — vor der Küche meiner Leute ist der Ekel zu gross; fiebernd, wortlos geht es bergauf, bergab — und nur der eine Gedanke: nach Hause, nach Hause. - -

20. Juli bis 10. August. Krank und zu Bett.

14. August. Immer bestimmter drangen die Nachrichten von guten Goldfunden aus dem Süden herauf, und da die Gesundheit mittlerweile besser geworden, verliess ich denn Farafangana wiederum am 12. August mit einer kleinen, aber gut ausgerüsteten Kolonne und erreichte via Vangaindrano und Ambalavero in zwei starken Tagesmärschen das hochgelegene Dörflein Betaraza, in der Nähe des Postens von Vatanata, etwa 15 Kilometer vom Fuss des Gebirges, in einer stark hügeligen, dicht bewaldeten und von zahllosen kleinen Zuflüssen des Manambondro durchströmten, einsamen Gegend. Die Einwohner zeigten sich sehr misstrauisch und störrisch und versteckten sich, wenn irgendmöglich; mussten auch in einem Fall mit Gewalt gezwungen werden, Piroguen herbeizuschaffen. In allen umliegenden Nestern meldeten mir meine Arbeiter von nächtlichen Versammlungen, und den mutigen zwei Tirailleurs der Eskorte schien die Sache

für ihre werte Haut sehr bedenklich. Ein Vordringen nach Süden, in das »Androy« schien unter diesen Umständen ausgeschlossen; immerhin wurde ich bei meinen Geländeaufnahmen nicht weiter belästigt, setzte die nötigen Piquets und kehrte am 19., einer Depesche zufolge, wieder nach Farafangana zurück, um mit dem Dampfer vom 26. nach der Hauptstadt zu reisen und einen Generalbericht über die bisherigen Resultate abzustatten. Von Mahatsara aus benutzte ich zum erstenmal die Eisenbahn bis Famovana. Ueberall Dammrutschungen, häufiges Anhalten; stellenweise liegen die unterwaschenen Schienen frei auf

Dornbusch im Androy. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

den Schwellen. Das Ganze macht einen überaus unsicheren Eindruck, und ich war froh, als ich in das Postautomobil (40pferdige Panhard-Levasseurs) umsteigen konnte. Für schwache Nerven ist allerdings auch dieses Vehikel nicht zu empfehlen; denn der Chauffeur — ein stark angetrunkener Legionär — fährt längs Abgründen, über wackelige Brücken und steile Serpentinen was aus der Karre herausgeht, aber gegen das langweilige Poussepousse ist es doch ein enormer Fortschritt: zwei Tage statt fünfeinhalb!

Nach vierzehntägiger, ereignisloser See- und Landreise Ankunft am 9. September in Tananarive, Besprechungen usw. Es wurde beschlossen, zur Bearbeitung der bisher in Farafangana piquetierten Distrikte zu schreiten, und schon am 26. September trat ich, diesmal über Land, die Rückreise nach dem fernen Süden an (etwa 450 km), passierte das erfolgreiche Minenzentrum Ambositra und langte am 30. Oktober 1904, nach einer ermüdenden und ereignislosen fünftägigen Tour über das kalte und baumlose Ankaratragebirge in Fianarantsoa, der zweiten Hauptstadt, an.

1. Oktober. Fianarantsoa. — Mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft im Hause des Herrn Harms (Vertreter von Wm. O'Swald, Hamburg) aufgenommen, sitze ich in einem schönen, kühlen, halbdunkeln Zimmer. Draussen liegt die bergige Stadt im grellsten Nachmittagslicht, und die Filaos wiegen sich unter dem Druck des hier stets nach 11 Uhr einsetzenden Monsums. Von der Barockkirche vis-à-vis (Ankersteinbaukasten für gute Kinder) klingt das eifrige Gebimmel der Missionare, auf der Veranda picken und hüpfen rastlos die zahmen Perlhühner, und seit langer Zeit habe ich wieder einmal eine ordentliche Ruheempfindung. Denn der Aufenthalt in Tananarive brachte alles andere eher. Meine Chefs haben ein revirement ihrer Gesellschaft vorgenommen und auch ich bin mit so und so vielen Pickets und anderm »Material« von der Société Anasaha »übernommen« worden. Schliesslich, was sind wir alle — die meisten wenigstens — auf Erden anderes als »Material«, — nicht einmal immer brauchbares — das eben aufgebraucht und eines Tages von dem grosser Betriebsleiter Natur »abgeschrieben« wird, und viele sind schon vorher zu »alten Schrauben« geworden. Was tut's. Alles alte Eisen kommt wieder in den grossen Ofen und ersteht einst wieder in neuem Guss — sera-t-il Dieu, marbre ou cuvette? Quien sabe?

Fianarantsoa war ehemals die zweite Hauptstadt der Insel, und obwohl die Bevölkerung Betsileos sind, blieben aus der früheren Zeit doch viele Hovas hier und sogar Andrianas (Vornehme), mit ganz hellem Teint, und bei den besten Familien schimmert sogar ein bischen Röte auf den Wangen. Die Frau meines Freundes hier, eine Verwandte von dem Betsileo-Prinzen und Eingeborenengouverneur, könnte ganz gut eine Spanierin sein; sie ist ganz niedlich, wenn sie sich in ihr schneeweisses

Lamba drapiert, unter dem ein steifer rosa Brokatrock — wie bei den Marienstatuetten in Barockkirchen — getragen wird. Die gute Sitte erfordert, dass man vor Fremden und Höherstehenden die Lamba vor den Mund hält, und gestern abend hatte sie ein paar Cousinen bei sich, die vor lauter Verlegenheit nur noch mit einem Auge über ihr Tuch blinzelten — komische Hasen. Mit der Zeit wurde jedoch die Unterhaltung ganz angeregt. Es ist eine merkwürdige Sprache, mit Unterschieden, die wir nicht kennen — so z. B. ist »unser Brot«, d. h. mein und das meines Nachbars, ein ganz anderes Wort als »unser Brot«, wenn noch ein dritter dabei ist usw. Mr. P. wohnt in einem Hause, welches heisst Ampasomanatongrotalatdinaing, d. h. der Montagsmarkt an dem Ort des Grabes mit den Beinen (Pfeilern), ein anderes heisst Ampasanandratsarahoby — anfangs kommen einem diese Namen toll vor, aber man gewöhnt sich rasch daran. Auch unsere Hausfrau hat einen unendlichen Namen, wird aber der Kürze halber Käte genannt, und spricht ein paar Brocken Lübecker Platt, was sich sehr komisch ausnimmt. Für gewöhnlich erscheinen jedoch die Mädchen nicht, weder bei Tisch noch sonstwie, ausser bei sehr guten Bekannten und ganz besonderen Anlässen; geniessen aber bei ihren Gevatterinnen grosse Ehrerbietung und vor allem grossen Neid, wenn sie Sonntags per Filanza und mit weissen Schuhen brokatknisternd zur Messe kommen.

3. Oktober. Gestern abend Réunion am Tennisplatz. Zuerst wurde etwa eine Stunde gespielt, sehr schlecht; wenn keine Ausländer da sind, um sie zu schulen, spielen die Franzosen nach zehn Jahren ebenso schlecht wie am ersten Tag; »mais enfin on s'amuse, on blague« usw., der Sinn für ernsthaftes Betreiben eines Sports geht ihnen eben ab. Danach Tanz: grauenhaft! Eine Sammlung von prätentiösen, schlecht angezogenen Provinzköchinnen mit unglaublichen Manieren; Madame la Trésorière, Madame la Receveuse des Postes usw. hopsten herum wie die Flöhe. Ich flüchtete mich schleunigst zu Mr. W., einem ganz netten Engländer, mit dem ich den Rest des Abends ganz gemütlich verbrachte. Am nächsten Morgen besuchte ich Mr. B., den Administrateur en chef de la province — einen alten Bekannten von Tulear, der mich sehr liebenswürdig empfing, in seinem Park herumführte und zum Spazierenfahren und Lunch einlud. Persönlich liegt mir an derlei Ehrungen wenig,

wenngleich das hier sehr geschätzt wird, da B. einer der höchsten Beamten der Insel ist, ungefähr Oberpräsident der grössten Provinz — aber für den Einfluss auf die Eingeborenen ist es überaus nützlich, wenn sie sehen, dass man mit dem va-

Mädchen aus Fianarantsoa.

saha bé (grossen Herrn), »Vater und Mutter zugleich mir«, wie die Eingeborenen sagen, gut steht. Und ich geniere mich auch gar nicht, zu verlangen, was ich für nötig halte, da ich der Ansicht

bin, dass die Behörden für uns und nicht wir für die Behörden da sind. Je mehr man sich hierzulande reserviert und nur mit den paar allerbesten Leuten verkehrt, desto mehr wird man respektiert und desto besser bedient. Und hier kommt es bei den Eingeborenen darauf an: sie gehen lieber um niederen Lohn zu einem vasaha bé, von dem sie glauben, dass er sie vor den Be-

Junge Betsileofrau in schwarz-weiss-rotem Rabana-Mantel.

drückungen der kleinen und eingeborenen Funktionäre schützen kann, als zu einem andern mit höherem Salär.

Auf dem schönsten Punkt wohnen — natürlich — die Missionare: die Pfaffen haben es von altersher verstanden, sich die guten Brocken auszusuchen. Fianare ist reich an Kirchen,

und Jesuiten, französische, protestantische Mission und L. M. S. (London Missionary Society) raufen sich untereinander. Die französischen Protestanten sind von allen weitaus die grössten Mucker. Neuerdings gründen die Malgaschen jedoch, zur grössten Wut ihrer bisherigen privilegierten Seelenhirten, zahlreiche selbständige Sekten, sogenannte Tran(o)zozorro (Häuser aus Schilf, in dem der Wind flüstert), wo jeder das Recht hat, zu predigen und sich wichtig zu machen, und da eine der Haupteigenschaften der Eingeborenen eine unversiegliche ölige Geschwätzigkeit und Eitelkeit ist, kommen sie dabei gut auf ihre Kosten. Von der organisierten Habsucht und Profitwut der Missionare macht man sich keinen Begriff; sie nützen die Eingeborenen viel mehr aus als der colon; denn wir müssen hohe Löhne zahlen, während bei jenen alles für die heilige Kirche ist. Ich kenne Missionare, die jeden Freitag auf dem Zoma (Markt, eigentlich Freitag) für 150—250 Frcs. Gaben ihrer Gemeinde verkaufen, ohne dass sie eine Handelslizenz haben. Man rückt ihnen jetzt aber auf den Pelz.

Der Administrateur lud mich ein, mit ihm nach Iboka (17 Kilometer von hier) auf das Gestüt zu fahren; es sind dort etwa 40 abyssinische und algerische Stuten, einige Berberhengste und 80 Esel, die kleinen schwarzen Eselfüllen, nicht grösser wie ein Zicklein und sehr possierlich. Der manager liess mir alle Tiere vorführen; dann ritten wir die ganze Umgegend ab, grosse felsige Berge mit duftendem Ginster bewachsen, zwischen dem nur kleine Ziegenpfade sich durchwinden. Ich hatte einen mächtigen, weissen Berberhengst, der beinahe spanischen Tritt ging, mit einem bis an die Hufe reichenden Schweif, das reine Zirkuspferd, wie es die Franzosen lieben, mit auffallender Aktion; ich mag die Sorte nicht, ziehe einen vornehmen, ruhigen Irländer vor, mit klaren, grossen Bewegungen. Am nächsten Morgen ritt ich noch einen kleinen grauen Abyssinierhengst, der wie eine Katze über die Felsen kletterte. Die Stuten sind zum Teil noch ganz wild und beissen und schlagen wie toll, wenn man ihnen den Zaum anlegen will; eine Schimmelstute ging zähnefletschend und auf den Hinterbeinen los, wenn man nur auf Greifweite an sie herantrat; aber im grossen und ganzen sind die Resultate ganz hübsch. Das Gestüt hat einen grossen, blühenden Garten, vorzügliches Klima und einen guten Koch, so dass der Aufenthalt dort während der zwei Tage recht nett war. Nach

Fianare fuhren wir zweispännig mit kleinen grauen Abyssiniern in einem Korbwagen, während der eingeborene Gouverneur, Prinz Ratovonono (sprich Rutuvunun') nebenher ritt und die Suite zu Fuss hinterher lief, bei der Sonne und dem Staub ein zweifelhaftes Vergnügen, aber eine, wie es scheint, von den Farbigen sehr geschätzte Ehre. Abends Diner bei einem Landsmann: dauerte bis 4 Uhr früh. — Folge: ein Kater, so gross wie der Cölner Dom und — wie Kistemakers so nett sagt — une bouche de palisandre.*) Der Kater ist schon im allgemeinen in Europa keine angenehme Erscheinung; allein in den Tropen erreicht er beängstigende Dimensionen — Duschen, fruit salt, Anchovies, schwarzer Kaffee — alles ist vergeblich und das einzige Mittel ist, das Zimmer ganz dunkel zu machen und regungslos liegen zu bleiben. Wir sind eben doch alle so paludés -- mit Sumpfgift durchsetzt, dass sich das leiseste Abweichen von einer einfachen und geregelten Lebensweise sofort rächt. Nun, häufig kommt es ja nicht vor!

Wer einmal in den Tropen war, den lassen sie nie mehr ganz los; er muss stets dieses so ganz andern, freieren, largen Lebens gedenken, alle seine altgewohnten Begriffe von Raum, Zeit und Entfernung haben sich verschoben, und ich glaube, dass ich selbst dieses so wenig liebenswürdigen Eilandes später doch zuweilen mit einem gewissen Bedauern gedenken werde. Man lebt eben gewissermassen um ein Jahrtausend rückwärts; alte Kindererinnerungen aus Dorés Kinderbibel und klassischer Schulzeit begegnen einem hier am Brunnen oder im Hofraum, und oft gedachte ich des braven pedantischen Xenophon, wenn er in seinem Tagebuch schreibt: »An diesem Tage machten wir 33 Parasangen.« Für den, der seine Nacht im Walde zubringen muss, wird Entfernung etwas sehr Reelles, wenn er sich die Entfernungen zur Unterkunft falsch eingeteilt hat, und die Nötigung, fortwährend auf den Gedankengang primitiver Menschen eingehen zu müssen, zwingt den Geist von selbst zu klarem und einfachem Denken. In Pierre de Courcelles »Fille sauvage« sagt der alte Ratgeber des eingeborenen Prinzen, als ihm der Forscher von »dignité humaine« spricht: — »dignité humaine -- grands mots, comprends pas.« Der »zivilisierte« Europäer denkt

* Anstatt des gewöhnlichen »une gueule de bois«, was ungefähr unserer »sauren Schnauze« entspräche.

sich allerdings meistens bei abstrakten Dingen auch nicht viel mehr — aber er sagt es nicht und operiert sogar damit ganz fröhlich.

Am Lechfelde benutzte ein Bauer einmal eine aufgefundene nicht krepierte Granate als — Bettwärmer, die er tagsüber in der Ofenröhre stehen hatte: geistig ist ähnliches Verfahren eher die Regel als die Ausnahme; denn die gefährlichsten Aberglauben und Irrtümer werden geläufig als Haushaltungsgegenstände benutzt: Dogmen, Rechtssätze usw., deren Geist, wenn sie überhaupt einen besessen haben, längst verraucht ist, und die nun nichts mehr darstellen als wertlose Gefässe, in welchen giftige Restsubstanzen einen übeln Niederschlag gebildet haben.

Klar und durchsichtig müssen die Gefässe sein, aus denen wir Geistiges schlürfen; aber da fehlt es weit, und unser guter, bayerischer Masskrug, den ich für seine speziellen Zwecke sehr zu schätzen weiss, ist leider meist noch symbolisch für das, worin uns unsere intellektuelle Nahrung geboten wird. Wenn je die Welt — woran ich nicht glaube — einen Idealzustand erreicht, dann wird er nur und ausschliesslich durch geistig freie, stolze Menschen herbeigeführt werden können, artibus et scientiis. Aber vorher wird sich wohl schon längst eine neue Eiszeit über Madagascar gelegt haben, und die letzten Reste von Paris werden im Schlamm eines neuen Binnenmeers versunken sein. Denn die Dummheit ist das Gewaltigste auf Erden.

25. Oktober. Gestern Abend kam Mr. H. von Ambositra herüber: feines Tennismatch und danach ein sehr gemütliches Souper bei Mrs. W. mit coon songs, pas-de-quatre, Bier und allerlei yarns von Sidney, Port Said, Paris und England: „There was a crazy second engineer on board the »Djemnah«" . . oder: »Do you know a certain small restaurant next to an oistershop in the rue Pigalle usw.« — eine Form des Plauderns zwischen Leuten, die viel gesehen und oft unter abnormen Verhältnissen gelebt haben, qui en ont vu de toutes les couleurs, und das Leben mit einem freieren und weiteren Blick ansehen. Darin liegt ein eigener Zauber. »Ein Mensch ist um so bedeutender, je mehr alle Dinge für ihn bedeuten,«*) d. h. je mehr er sich beim Anblick auch einfacher und alltäglicher Dinge

*) Weininger.

denkt, je mehr seine Gedanken stets vom einzelnen auf das Grosse, Allgemeine übergehen, und er bemüht ist, das von andern Gedachte und Gesagte instinktiv sofort kritisch zu prüfen und gegebenenfalls umzuwerten. Treffen sich nun Menschen, welche an und für sich derartig denken und ausserdem noch über eine grosse Fülle des Erlebten — räumlich wie zeitlich — verfügen, so wird ihre Unterhaltung notwendig ihnen gegenseitig Freude bereiten; denn das Geschehene wird klar und präzise geschildert; aus der Fülle des Materials stellen sich die treffenden Vergleiche leicht und rasch ein, und es kommt wohl zu Debatten, aber nie zum Streit — der mehr wie irgendetwas anderes das sicherste Kriterium unklar empfindender und dadurch auch unklar sprechender Menschen ist. Die ärgsten Streithähne sind meist Leute, deren Urteil durch nähere Sachkenntnis nicht getrübt zu sein pflegt. Dazu kommt, dass klar denkende Menschen stets »ein gutes Gedächtnis haben«, wie der landläufige Ausdruck lautet, d. h., da nur dasjenige gemerkt wird, was einen streng differenzierten Eindruck gemacht hat, so bleibt ihnen, die gewohnt sind, instinktiv zu differenzieren und sich Rechenschaft über das Geschehene zu geben, natürlich alles von selbst im Bewusstsein.

Anbei genaue Kopie einer Rechnung des armurier Gibelin, dahier (NB. der Mann ist Franzose!):

M. e. yon aus ye ualle
10. set ambren
ran pla se 4 sa bau 2 0.
12. un mon Ten 6 —
13. un paure teu ran sie 1

Tau To 9
pour a ci

Soll heissen: Monsieur Oswald!

10. Sept. remplacé 4 sabots, un montant, un porteur en scie.
Total. pour acquit. — — —!!!

27. Oktober. Gestern Abend traf, während wir beim Tennis waren, eine Depesche ein: »L'ambassadeur de Russie à Londres a été tué par la foule usw.« Grosse Aufregung, bis sich herausstellte, dass der Postfritze einen Schreibfehler gemacht

hatte · es sollte heissen: hué!!! Das hätte auf einer europäischen Börse einen schönen Kurssturz gegeben.

Da die Rekrutierung der Minenarbeiter in Fianare trotz aller Versprechungen des Eingeborenengouverneurs nur sehr langsam vorwärts ging, machte ich einen dreitägigen Ausflug nach Ambalavao, um dorten wenigstens einige Leute aufzutreiben. Man

Betsileo-Frau.
(Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

brachte mir auch etwa 250 zusammen, meistens Steuerrückständige, die sich beim Durchzug meiner Kolonne anschliessen sollen.

Natürlich war während meiner Abwesenheit gar nichts geschehen und erst auf sehr dringliche Reklamationen hin stellte der Gouverneur mir die gewünschten Leute zur Verfügung: aber was für Leute. Falstaffs Rekruten würden Staat gemacht haben

neben ihnen: Greise und Krüppel, finster blickende Gefangene und sieche Schatten, nicht 100 wirkliche Arbeiter, ausgehungert und abgemagert, mit Lumpen und Strohmatten bekleidet, faul und störrisch. Kurz, es war eben nichts besseres da, und so zog ich denn am Morgen des 9. November bei klarem schönem Wetter mit meiner Kolonne und einer Tirailleureskorte aus Fianare. Etwa dreissig Leute hatten abwechselnd die Minengeräte, sluices usw. zu tragen. Der Rest sollte in Ambalavao mit Proviant beladen werden. Um dort nicht zu lange aufgehalten zu werden, eilte ich voraus und kaufte 1500 Kilo Reis, machte das neue Kontingent marschfertig und liess abkochen. Wer aber nicht kam, waren meine Träger. Stunde um Stunde verrann und noch zeigte sich nichts auf dem Passe. Endlich gegen Abend kamen etwa 60 Mann: den Trägern seien die Lasten zu schwer gewesen; sie hatten sie in den Strassengraben gestellt, seien desertiert; andere seien wieder nach Hause gegangen, um noch Reis zu holen usw. usw. Die ganze Litanei malgassischer Faulheit und Lotterei. Ich telegraphierte sofort nach Fianare, und am nächsten Nachmittag um 2 Uhr kamen endlich unter Eskorte die zugesagten Leute, respektiv noch elendere und zerlumptere Stellvertreter. Der wohlhabende Malgasche wird nie, der minder bemittelte selten zu öffentlichen Arbeiten herangezogen; direkt oder indirekt, durch Stellvertretung oder einfache Bestechung entzieht er sich der »corvée du Fokolona«. Daher lastet diese völlig auf den Armen und Aermsten, den Greisen, Siechen und vor allem auf jenen, die sich den liliputanischen Lokaltyrannen mpiadidi (Unterbeamten) usw., dessen Ramatoa oder sogar dessen Diener zu Feinden gemacht haben. Immer wieder müssen sie für nominellen Lohn alle schweren Arbeiten verrichten, finden natürlich nie Zeit, für sich etwas zu verdienen, bleiben mit der Steuer im Rückstand und werden dann von der Regierung soweit als tunlich an colons als Zwangsarbeiter abgegeben. Gut ist das Menschenmaterial gewiss nicht, aber man muss eben nehmen, was man bekommen kann.

Langsam geht es vorwärts. Bei jeder Rast versuchen sich die Lastenträger zu drücken und mir mit einem Sack Reis auszukneifen, so dass am Ende zwanzig Mann für die sluices und schwereren Stücke übrig bleiben. Aber es nützt nichts, und besonders notorische Faulpelze bekommen dann noch eine Extrazugabe. Mancher mag sich ja wirklich schwer tun, aber wenn

Sakalava von der Westküste.

ich jedem glauben wollte, brächte ich keine zehn Mann über das Gebirge. Und seit die Nachzügler gemerkt haben, dass sie nur in der Mittagspause zu kurz kommen, hat sich das Tempo wesentlich gebessert. Hinter der Front mag die Eskorte wohl auch zuweilen etwas energisch nachhelfen. Aber mit Glacéhandschuhen kann man Hunderte von faulen und absolut widerwilligen Niggern nicht anfassen. Die Strasse ist allerdings übel: steile, ausgewaschene Lehmpfade, mit 2—3 m hohen Stufen, Wasserläufe und dichter Busch; oft müssen 12—15 Leute an

Träger bereiten das Gepäck zum Aufbruch vor.

einer grossen Last hissen. Nachts wird nicht in Ortschaften, sondern möglichst auf übersichtlichem, freiem Felde kampiert, die Tirailleure patrouillieren um das Lager, und ich habe verkünden lassen, dass jedes Einbringen eines Deserteurs mit zwei Piastern belohnt wird. Es sind auch tatsächlich nur fünf entwischt, deren »Korporalschaft« mit einem Fasttag bestraft wurde. Das wirkte. Am Nachmittag des fünften Tages hatten wir die Passhöhe erreicht — etwa 1000 m — und zu unsern Füssen rauschten die Kaskaden des Quellgebietes der Renana. Violett im Abendlicht liegt das bewaldete Flusstal, nur die höchsten

Felswände sind in flammenden Purpur getaucht, und weit, weit draussen kann man eben noch das Fort Clavier auf seinem mamelon von roter Erde erkennen. Aber es wurde 10½ Uhr nachts, ehe wir es erreichten, und die letzten Nachzügler trafen erst gegen Morgen ein.

In Fort Clavier herrscht ein verrückter Garde régional, der infolge seines Despotismus in der ganzen Gegend gehasst und gefürchtet ist und selbst seinen Vorgesetzten die grössten Schwierigkeiten bereitet. Die Eingeborenen haben mittlerweile einen förmlichen Ueberwachungsdienst eingerichtet; sobald der weisse Helm eines Vasaha auf einer Kuppe auftaucht, ertönen überall die Muschelhörner, und erst, wenn die Späher sich versichert haben, dass es nicht Mr. B. ist, kehren die Dörfler zu ihren Hütten zurück. Nachts wird mit Fackeln signalisiert!

Nach zwei weiteren Tagesmärschen traf endlich am 16. die gesamte Kolonne mit allem Gepäck auf der Station in Ivato ein, wo mittlerweile der Kreolenbeamte ein Haus mit Bambuspallisaden hatte aufführen lassen. Natürlich befand sich alles in schönster Unordnung; meine Anordnungen waren halb oder gar nicht ausgeführt, und T., der glaubte, ich würde nicht zurückkehren, hatte sich schon als Stationschef aufgespielt und allerlei Intrigen eingefädelt. Ich machte ihm zunächst klar, wer hier Herr sei, und dass er sich stante pede packen könne, falls es ihm nicht passe, worauf er mit der kriechenden Unterwürfigkeit des Halbbluts de- und wehmütig um Schonung bat. Die allgemeine Stimmung im Lande ist recht mau; es gärt überall, und besonders aus dem Distrikt von Vangaindrano, wo ein absolut unfähiger und ängstlicher Beamter sitzt, kommen bedenkliche Nachrichten. Bei uns wirkt noch das Exempel von Morangira nach, wo vor ein paar Jahren etwa 120 Leute wegen Mordes und Aufruhrs erschossen wurden; aber im Ematale sollen sie beinahe jede Nacht Kabarys abhalten und das Vieh in die Bergschluchten treiben.

Deswegen darf jedoch die Arbeit nicht stocken; die Arbeiter müssen in die Listen eingetragen, mit Werkzeug usw. ausgerüstet und an ihre Arbeitsstätten dirigiert werden, wo sie zunächst einmal für eine Woche verbleiben sollen. Da sie gänzlich mittellos sind, muss man sie vorläufig noch verpflegen. Ich selbst muss die Vermessungen vornehmen, um die »périmètres

de recherche« in »exploitations« umzuwandeln; bei dem stark coupierten und unwegsamen Terrain keine leichte Aufgabe. Denn wenn man in einen Kreis von 4 km Durchmesser ein beliebiges Rechteck einbeschreiben soll, so sind, sobald der erste rechte Winkel festgelegt ist, die drei andern gegeben, und man kann es sich nicht mehr aussuchen, ob sie auf eine unzugängliche Felskuppe oder in einen Sumpf fallen. Nun verlangt zwar das Mineamt, dass man jede Ecke durch Pfähle und Gräben markieren soll; in der Praxis wird es aber nicht so genau genommen, wenn nur die Aus- und Eintrittspunkte der Wasserläufe, Wege

Speertanz im Gebirge, Süden. (Photographie von Couadou, Toulon-sur-Mer.)

und ähnliche markante Stellen bezeichnet sind. Diese Arbeit nimmt gewöhnlich den ganzen Morgen, von 6—12 Uhr, in Anspruch; nachmittags zeichne ich die Karten ins reine, reite auf meinem kleinen Esel auf die chantiers, stelle die Werkzeuge und sluices zusammen, schmiede amtliche Korrespondenzen (endlos), kontrolliere die Handwerker, Köche und Vorräte, revidiere Listen und erledige all die tausend Details eines grossen Betriebes. Dazu kommt jeden Tag eine ärztliche Visite von 30—60 Personen, die allerdings summarisch behandelt werden. Für Fieber: Chinin und Mehl, $^1/_2$ und $^1/_2$; offene Wunden: Reinlichkeit, Am-

moniak und Jodoform (die Kerls schmieren meist Lehm auf eiternde Stellen, wegen der Moskitos); für Dysenterie und ähnliches: ein Gläschen Portwein mit Worcestersauce (sehr beliebt) und was ich nicht diagnostizieren kann, streiche ich nach dem Muster der Stationsbader mit Jod an. Schnittwunden usw. werden mit einer in Sublimat desinfizierten krummen Packnadel und Seidenfaden genäht, Knochenbrüche so gut es geht eingerichtet, geschindelt und nach Farafangana expediert. Im allgemeinen sind jedoch die Resultate ganz befriedigend; die Leute haben viel Zutrauen und kommen von weither. So vergeht der Tag sehr rasch bei steter Arbeit, viel Aerger und — wenig Gold. Denn die Leute sind faul, ungeübt und ängstlich, trauen sich nicht in die Nebentäler und bedürfen ständiger Kontrolle.

Amtliche Geschäfte riefen mich nach einer Woche nach Farafangana; da kam plötzlich eine Hiobspost: in Vangaindrano (50 km südlich) sei der Aufstand losgebrochen, ein Kreole, Choppy, ermordet, ein Sergeant dito, die Militiens mit Gewehr und Munition zu den Rebellen übergegangen; die Fahavalos hätten Choppys Gehirn, mit Lehm zu Pillen verknetet, als Zaubermittel an die andern Clans geschickt und die Leiche des Sergeanten in ganz kleinen Stücken über die Berge verstreut.

Natürlich verlor alles den Kopf, und besonders die feigen Kreolen sahen sich schon gespiesst und gebraten. Glücklicher- — und merkwürdigerweise — war der Telegraph nach dem Norden nicht unterbrochen, und man konnte um Truppen telegraphieren. Nach fünf Tagen traf denn auch ein Dampfer ein und schiffte zwei Kompagnien Senegalesen, eine Kompagnie Fremdenlegion und drei Berggeschütze aus. Mit klingendem Spiel bezog die Truppe ihre Quartiere und wird so rasch als möglich nach dem Süden resp. auf die bedrohten Punkte abgehen. Den Eingeborenen scheint das rasche Erscheinen der bewaffneten Macht, besonders der gefürchteten Senegalesen, sehr imponiert zu haben, und sie schimpfen natürlich jetzt alle auf die bösen Rebellen, die es wagen, sich gegen das Fanjakana, mon père et ma mère, aufzulehnen. Da kein Europäer die Stadt verlassen darf, bringe ich meine Tage in gezwungener Musse in dem gastlichen Hause des Herrn Mezger zu, dessen resolute, kleine, blonde Gattin alle Hände voll zu tun hat, um für all ihre Gäste — geflüchtete Damen aus Vangaindrano — zu sorgen. Aber sie leistet Unglaubliches und zaubert die schönsten Gerichte und

Torten auf eine tadellos gedeckte Tafel mit blitzendem Silber: Was das bedeutet, kann nur würdigen, wer sich je mit dem eingeborenen Küchenpersonal herumgeschlagen hat.

Die colons schimpfen wie die Rohrspatzen — das ist aber auch das einzige, was sie können, und das Fanjakana hat von Tananarive Ordre bekommen, die ganze Sache tunlichst zu vertuschen und hüllt sich in Schweigen. Die Truppen sind abgerückt und vorläufig hört man nichts mehr. Am 9. Dezember schloss ich mich denn der Eskorte eines landeinwärtsgehenden Munitionstransportes an und kehrte nach Ivato zurück. Der vor Angst halbtote Kreole kam von Karianga herüber, wohin er die Kasse, mehr noch aber seine wertvolle Person, in Sicherheit gebracht hatte, und die Arbeit wurde wieder aufgenommen; einen zufällig aufgegriffenen Deserteur liess ich gründlich verhauen, damit sich die Leute nicht etwa einbilden, dass sie sich jetzt gerade etwas herausnehmen können. Immerhin ist die Lage ganz ernst. Den ganzen Nachmittag haben sie oben im Gebirge die Muschelhörner geblasen, und auch das Vieh wurde vielfach ausgetrieben. Kurz, es glimmt unter der Asche, und bei dem perfiden Charakter der Leute weiss man nie, wie weit die Sache ist. Persönlich glaube ich nicht, dass sie es wagen werden — möglich ist es. Immerhin stellt man sich seine Gewehre handlich und sieht nach, ob die Schlösser gut schnappen, und wenn man ehrlich sein will, doch mit einem andern Gefühl, als wenn man sie für die Hühnerjagd probiert. Furcht ist es nicht — denn sonst ginge man einfach weg, aber ein Gefühl der ernstesten Verantwortlichkeit und scharfer Ueberlegung. Denn gehe ich, so läuft die ganze Arbeiterbande zum Kuckuck, und das Haus wird leergestohlen! Das Vergnügen gönne ich der elenden Bande nicht; wenn sie die Magazine plündern, so werden sie am sublimatvergifteten Rotwein noch eine Freude erleben, das Mixtum steht schon parat. Wahrscheinlich aber wird ja, wie alles andere hier, auch dies ausgehen wie das Hornberger Schiessen.

Was mir momentan viel mehr Aerger macht, ist das Hochwasser und eine niederträchtige Neuralgie, sowie grosse Schwärme von fliegenden Ameisen, die unter alle Moskitonetze kriechen und die an und für sich schon schwüle und dumpfe Nacht zur Hölle machen. Dazu Fieber, Fieber, Fieber . . ., Sulfonal, Chinin, Brom — gegen Morgen etwas Schlaf, den dann der Hühner- und Entenhof stört; noch ganz dumm von all dem Fanafudy

Frau Mezger auf der Filanzana im Walde bei Farafangana.

steht man auf, und ein neuer Tag glänzt erbarmungslos herab. Wie man die Tropen hassen lernen kann, begreift nur, wer dort hat leben müssen.

Morgens ritt ich den Fluss hinauf, durch den beinahe reifen Reis (sieht aus wie Hafer ungefähr mit Kornähren), die Leute waren noch nicht angelangt, und so setzte ich mich unter einen Felsen, schug meinen Faust auf und vergass alles ringsum. . . . »Das geistig strenge Band ist nicht zu trennen; doch Deine Macht, o Sorge, schleichend gross — ich werde sie nicht anerkennen . . .« Als ich lange, eigentlich unbewusst, gesessen, waren das die letzten Worte, die ich gelesen hatte. Ja, darin liegt es: nicht anerkennen: wie mein alter Namenspatron Hagen im Nibelungenlied, der, als er das Ende kommen sieht, sich trotzig, mit Siegfrieds Schwert auf den Knien, an Chriemhildens Treppe setzt . . . nicht anerkennen —, ehe es nicht zu Ende ist — oder man selbst ein Ende macht, weil man genug hat. Aber das Schwere ist, es allein zu tragen, ohne eine Seele, der man, wenn auch nur mit ein paar kurzen Worten, sich äussern kann. Und Bopsy gibt auf die schönsten Reden doch nur die Pfote. Alleinsein: darin liegt der Fluch des hiesigen Lebens.

10 Uhr abends. Draussen lärmt die Tropennacht: Zikaden, Frösche und Getier, im Dorf das unvermeidliche Tantam und éh—eh, éh—eh; hier und da ein Moment gänzlichen Schweigens, störend, wie wenn ein Kupferhammer plötzlich die Arbeit einstellt; dann geht der Chorus weiter, nur halb zum Bewusstsein dringend, wie wenn man als Kranker die Zeichnung einer Tapete verfolgt. Man greift zu einer Zeitschrift. Graphic, Strand: The king at Ascott, the Channel fleet . . . All das ist so irreell geworden, und in letzter Linie, im innersten Innern ist doch nur das Gefühl: Menschen, Menschen . . .

16. Dezember, abends. Ernste Nachrichten. Meine Leute aus dem Süden mussten vor den Rebellen schleunigst umkehren; sie sollen schon drei Viertel Tag von hier sein und Vondrozo bedrohen. Alle Tirailleurs desertieren; ein Leutnant kam allein in Ivohibé (Nachbarposten) an; im Dorf mürrische Mienen; auf den zwei Nachbarposten (vier und sieben Stunden) nur je ein Weisser, den gegebenenfalls seine eigenen Leute umbringen. In Ema, wo die »mauvaises têtes du District« wohnen, höre ich die ganze Nacht Muschelhörner blasen: das Nötigste ist in einen

Mantelsack gepackt; die Gewehre liegen bereit, und wenn sie heute kommen, müssen wir eben sehen, wie wir uns durchschlagen.

Im Süden haben sie wieder ein paar Leute in Stücke geschnitten; wir wollen sehen, ob sie es hier probieren wollen; billig kriegen sie es nicht. Aber es ist eine Schweinerei, dass man all das soweit kommen lässt, bloss weil die Bluffgesellschaft in Tananarive ihre Friedenslorbeeren, à tout prix, salvieren will.

17. Dezember, abends. Eine heisse, langweilige Nacht auf der Veranda gewacht mit dem Dolmetscher, einem Policier, und den Hunden, was in Anbetracht der Moskitos ein sehr zweifelhaftes Vergnügen ist. Der Kurier von Farafangana ist seit zwei Tagen, der von Karianga seit einem Tage überfällig. Im Gebirge blasen die Hörner, und es regnet, regnet . . .

17. Dezember, abends. Der Kurier von Karianga trifft eben ein. Nichts Neues; die Eingeborenen verkaufen aus Angst vor den Rebellen ihre Ochsen um loso = 2,50 Frcs. = ½ Dollar. Ich will einen von meinen Leuten hinunterschicken und für je zehn Stück, die er kauft, ihm einen schenken, aber vorläufig will keiner, da sie behaupten, dass die Rebellen jeden in Stücke schneiden, der für die Vasahas arbeitet.

19. Dezember, abends. Ivato bei Morantsiriri, eine Tagreise von meinem Ivato. — Auf eine Meldung eines meiner Kommandeure bin ich heute Morgen losgezogen. Unterwegs in Karianga teilt mir der Administrateur mit, dass wieder ein Leutnant, ein Sergeant und ein Ziviladministrateur ermordet worden sind, die Rebellen sollten am 17. auf einer Insel, wo sie sich verschanzt haben, angegriffen werden; die Haltung von Vondrozo und damit des ganzen nördlichen Distrikts dürfte von dem Erfolg dieser Operation abhängen. Geht sie schief, so glaube ich, dass es auch bei uns losgeht. Nun, übermorgen bin ich voraussichtlich wieder in Farafangana und werde ja das nähere hören.

25. Dezember. Farafangana. — Hier alles drunter und drüber. Schlechte Nachrichten aus dem Süden, der Aufstand dehnt sich aus, Fort Dauphin soll bedrängt sein, von meinem Distrikt heisst es, dass die Leute losschlagen wollen. Dazu allgemeine Kopflosigkeit. Ein Hilfsdampfer mit zwei Kompagnien Senegalesen ist seit zehn Tagen spurlos verschwunden, man vermutet, dass er in dem Zyklon, der ganz Diego über den Haufen

geblasen hat (drei Millionen Schaden), verloren ging. Dazu Fieber, Fieber und Regen, Regen, trübe Weihnachten, obwohl Mezgers sehr lieb einen Baum mit Lichtern gemacht und beschert hatten.

7. Januar 1905. Ivato. — Regen, Regen, Regen — Fieber, Fieber, Fieber —, das ist die Eintragung meines Tagebuches in der letzten Zeit. Schon auf dem Herweg bekam ich einen so akuten Anfall mit stundenlangem Gallenbrechen, dass ich mich am Wegrand niederlegen musste und ein paar Stunden die Besinnung verlor. Jetzt wiederholen sich die Leberkrämpfe täglich, und ich muss meine Patronen wegsperren, um nicht einmal plötzlich auf meine Umgebung zu schiessen. In der ganzen Umgebung nimmt die Unsicherheit zu, mehr aber noch die Kopflosigkeit der Behörden. Meine Kommandeurs sind schon dreimal verhaftet, bedroht und — wie sie behaupten, ihres Geldes beraubt worden, obwohl sie regelrechte Arbeitskarten und Pässe haben, und der Provinzgouverneur, an und für sich ein ganz leidlicher Herr, leidet derartig an Neuralgien, dass er bald gezwungen sein wird, sich vertreten zu lassen, was natürlich den amtlichen Verkehr nicht gerade erleichtert. Die Regierung verweigert jegliche Mitteilung über die Vorgänge im Süden; aber soviel ist sicher, dass bis jetzt Erfolge nicht erzielt werden. Infolge des Regens verderben die mitgeführten Reisvorräte sehr schnell; die Träger desertieren bei der ersten Gelegenheit, und der Gesundheitszustand der Truppen soll traurig sein. Es ist ja begreiflich, dass Leute, welche sich im Uebermass dem Absynth usw. und anderweitigen Ausschweifungen ergeben, Strapazen und schlechtem Klima bei ganz ungenügender Ernährung und Unterkunft massenhaft erliegen. Im Lazarett sterben hier die Legionäre wie die Fliegen; dann kommt ein Zirkular über »perte inéffaçable«; bis zum Abend ist hinten bei den péres im Sumpf ein Grab und die Sache ist erledigt. Das »Journal officiel« ignoriert die ganze Angelegenheit tunlichst. Mittlerweile mehren sich aber die Verluste. Den Leutnants Baguet und Janin überbrachte eine feldmarschmässig adjustierte Ordonnanz die Aufforderung, an einen Kreuzweg zu kommen, wo sie der Distriktskommandeur erwarte. An der nächsten Biegung wurden sie von ihren eigenen Leuten überfallen, Baguet erschossen, Janin entkam verwundet. Die militiens gingen mit Waffen und Gepäck zu den Rebellen über. Der Gouverneur von

Vangaindrano, dessen absolute Unfähigkeit und Nachlässigkeit den Ausbruch der Revolte stark mit verschuldet, ist seines Postens enthoben, die Hauptschuldigen aber sitzen in Tananarive. Warnung nach Warnung war von Farafangana gesandt worden, aber man wollte nichts hören — »pas d'histoires — de la galette«, war die Parole. Jezt rächt sich das System. Im Cercle de Ft. Dauphin ist ein Zivilbeamter ermordet worden, und bei Betroky sollen sich Banden bilden. Aber in Tananarive wird die Legende verbreitet, die ganze Sache

Tirailleurs Malgaches (eingeborene Miliz) im Süden.

sei ganz unbedeutend, es sei absolut unwahr, dass Steuern und Bedrückungen den Aufstand herbeigeführt hätten; es seien eigentlich nur ein paar Kreolen und Mauritianer im Rausch erschlagen worden, weil sie die Eingeborenen betrogen und misshandelt hatten. Une bagarre, quoi! Eine Version, welche durch folgende Notiz der »Patrie«, einer Pariser Zeitung, bestätigt wird:

„La Patrie" du 15 juin publie comme tous les journaux, une interview du Général Gallieni, que nous avons sous les yeux; il est textuellement dit ceci.

»Il (le pays) est complètement pacifié, les indigènes se plient sans peine à nos lois et travaillent avec ardeur à développer leurs ressources; récemment il est vrai une révolte a éclaté dans le sud, on a dit à ce propos que le soulèvement avait été motivé par la perception de l'impôt et les vexations administratives. C'est une erreur.

»Les causes de ce mouvement tiennent au fait suivant dont on n'a pas parlé, la partie méridionale de l'Ile est occupé par des mauritiens, ceux-ci sont toujours agités, même au temps où la Reine gouvernait le pays, ils se soulevaient régulièrement, tous les pouvoirs qui se sont succédés ont eut maille à partir avec cet élément turbulent.

»Nous arriverons pourtant à réduire ces pirates qui troublent seuls la tranquilité de l'Ile, car les malgaches sont très calmes, du reste la colonie n'a pas beaucoup souffert de cette révolte maintenant apaisée«.

Frecher kann man nicht mehr lügen! Es hat nie mauritianische Piraten gegeben, so wenig es jüdische oder Freysinger Piraten gibt, und was die »ardeur à développer leurs ressources« der Malgaschen betrifft, so lacht jeder, der sie kennt. Aber man konnte natürlich nicht zugestehen, dass die eigene Misswirtschaft die an und für sich unruhigen und nie pazifizierten Stämme in den Aufstand getrieben hatte. Und wenn schon in der Kleiderkiste eines kürzlich verstorbenen Unteroffiziers im Süden 60 000 Francs in Piastern vorgefunden wurden, wieviel mag da sonst noch verschwunden sein. Das »Echo de Madagascar« schreibt am 8. April 1905:

»Nous sommes aujourd'hui fixés. Non content de réclamer l'impôt aux indigènes du Sud, on les a rançonnés. A coup sur ils ne sont pas venus d'eux-mêmes apporter leur rançon en une attitude suppliante.

»Ils ont certainement été contraints par la force, et victimes d'exactions sans nombre tels que: vols de bœufs, destructions de village, obligations d'abandonner une région pour en habiter une autre au gré du chef du poste. Ces gens se sont alors soulevés et ils ont massacrés ceux qui les avaient ainsi violentés«.

Dabei ist das »Echo« eine ganz gemässigte und eher regierungsfreundliche Zeitung. Uebrigens spricht selbst der »Officiel« vom 2. September von einer »rebellion dans le Sud«.

Sei dem nun wie immer, es bleibt die Tatsache, dass jede Minentätigkeit in der Provinz zur Unmöglichkeit geworden ist. Hunderte meiner Betsileo-Arbeiter sind in wilder Panik nach Hause gelaufen; loko kann man nicht rekrutieren; die wenigen verfügbaren Leute sind als Träger von der Regierung beschlag-

Bara-Krieger mit Stirnschmuck.

nahmt, und jeder Eingeborene, der sein Dorf verlässt, ist fortwährenden Arretierungen und Vexationen ausgesetzt. Und so hat mir denn meine Gesellschaft telegraphiert, dass sie unter diesen Umständen den Süden aufgeben wolle und mich ersucht, nach der Hauptstadt zu kommen.

17. Kapitel.

Die Heimreise: Tamatave. Nosibé. Zanzibar. Port Said. Marseille.

10. Mai. Tananarive. — Bei finsterer Nacht und empfindlicher Kälte finde ich mich um 4½ Uhr morgens auf der Place Colbert ein. Mit der üblichen Langsamkeit werden die Postsäcke und Kollis aufgestapelt. Bis an die Augen in ihre Lambas gehüllt, hockt die unvermeidliche Korona eingeborener Kinder im Kreise um das prasselnde Automobil. Als Passagiere ein paar Strassenwärter, ein feister Inder und ein garde régional, dazu die ganze Europapost; der Wagen ist gründlich voll und Bopsy legt sich mit Besitzermiene oben auf die Säcke. Mit einer halben Stunde Verspätung — für hier enorm pünktlich — fahren wir los, den steilen Berg hinunter in die kalte Nebelwand der Niederungen. Gespenstig fliehen vor unsern Scheinwerfern die einkommenden Landleute über die Dämme hinunter, und für Augenblicke taucht aus der Helligkeit die angstverzerrte Maske eines Karrenführers oder schlaftrunkenen Marktweibleins auf. Mit grauendem Morgen erreichen wir die Wasserscheide und stürmen laut hupend das enge, steile und gewundene Mandrakatal herunter. Zu beiden Seiten der Strasse haben die Bahnarbeiter elende Strohhütten errichtet; Garküchen bieten ihre zweifelhaften Genüsse an, und der regsame Hovahändler ordnet seine fliegende Auslage. Von ihrem Morgenmahl treiben die Aufseher die mageren, stumpfblickenden Arbeiter in langen Kolonnen an ihr schweres Tagewerk zur Ausbesserung der Wildbachverheerungen. Oft müssen wir auf Bohlenbrücken 10—20 m breite Wasserrisse im Strassenkörper überschreiten oder uns durch tief aufgeweichten Lehm an Stricken ziehen lassen. Hier soll

später auch die Eisenbahn laufen — ob und wann, wissen die Götter.

Vom Ausgang der Schlucht fällt die Strasse etwa 900 m in 10 km; im hellen Licht weitet sich tief unten wie eine Generalstabskarte das steinige Plateau von Manjakandriana mit seinen Dörfern und Kanälen, und der grosse Panhardwagen saust mit voller Fahrt die steilen Serpentinen des Passes hinunter, Kurven von höchstens 10 m Radius so scharf nehmend, dass häufig das äussere Spritzleder über den schroffen Felshang hinausragt. Dem dicken Inder steht der Angstschweiss auf der Stirn; aber es ist auch wirklich eine tolle Fahrerei. Unten geht es donnernd über eine lockere Holzbrücke mitten durch das Marktgewimmel des Dorfes, und ehe sich noch der Staub gelegt hat, summen wir schon wieder auf freier Chaussee über die wellige Ebene. Allein, schon am nächsten Tage endet die Automobilstrecke; die Bahn funktioniert nicht, und wir werden in ein jämmerliches Mauleselgefährt umparkiert, dessen übermüdete Bespannung der schweren Last absolut nicht gewachsen ist. Und nachmittags 4 Uhr kommen wir an ein Relais, wo überhaupt nur mehr ein frisches Tier da ist. Langsam geht es weiter; am ersten Berge refusiert das neue Mulo durch Schlagen, Steigen und energische Versuche, den Stellwagen rückwärts über den Abhang hinunterzudrängen. Und diese angenehme Szene wiederholt sich an jedem Berg, so dass wir erst um 11 Uhr nachts die überfüllte Schenke von Mahatsara erreichen. Das Gepäck ist unterwegs liegen geblieben und dürfte vor 2 Uhr kaum nachkommen; alle Betten sind längst besetzt und so bin ich gezwungen, für 10 Frcs. auf einer alten Matratze ohne Moskitonetz in der stinkenden Gaststube zu übernachten. Morgens 5 Uhr geht es mit dem herrlichen Pangalanedampfer den rauchenden Fluss hinunter nach Andevoranto. Einer freundlichen Einladung des dortigen Vertreters der Firma O'Swald — Herrn Hase, folgend, verbrachte ich hier noch einige Tage.

Bei dem letzten Sturm war einer der grossen Leichter des Hauses gekentert, weggetrieben und 10 km nördlich gestrandet. Da Herr Hase verhindert war, brach ich am nächsten Morgen mit etwa 60 Mann auf, um das Boot wieder flott zu machen. Es lag ungefähr 100 Schritt vom Ufer hoch und trocken auf dem Lande, liess sich aber auf frisch gefällten Palmstämmen ohne grosse Mühe bis an die Wasserkante herabwälzen. Es galt nun,

das etwa 100 Tonnen schwere Boot so in die grossen Brecher hineinzurollen, dass es mit der abfliessenden Welle flott kam, allein, immer und immer wieder warf es die Brandung quer und man musste riesig aufpassen, um nicht weggeschwemmt oder von dem Leichter zerschmettert zu werden. Es dauerte von 6 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags, bis der Versuch endlich gelang und unter wildem Freudengeheul die Mannschaft an den schleppenden Trossen aufenterte.

Da O'Swalds Dampfer noch nicht fällig war, blieben noch ein paar Tage für Tamatave zur Verfügung. So war es möglich, einen langgehegten Plan auszuführen und eine Expedition auf das grosse Korallenriff zu unternehmen. Früh 10 Uhr wurde ein Boot mit einigen Lebensmitteln, Harpunen, Netzen usw. ausgerüstet. Bei ausgehender Ebbe verliessen wir den Hafen und gelangten nach etwa drei Viertelstunden an das Riff. Wie eine gewaltige, hellgrüne Mauer steht hier die Brandung des Indischen Ozeans 5—6 m hoch, und vorsichtig bleiben wir ausserhalb des tückischen, saugenden Rückstroms. Der Wasserstand ist seit unserer Abfahrt schon wesentlich gesunken; überall tauchen die tangbewachsenen Bänke auf und bald finden wir eine schmale Einfahrt auf das seichte eigentliche Riff. Hier kann das Boot nicht mehr weiter — wir legen schwere alte Stiefel an, wegen der scharfen Korallen und zahllosen Seeigel, und steigen, mit leichten Harpunen bewaffnet, über Bord. Wie Schwärme von Paradiesvögeln fliehen vor unsern Schritten in dem kristallklaren Wasser Scharen von hellblauen, gelb gestreiften, kleinen Fischen; flinke weisse Seeschlangen huschen von Stein zu Stein, und überall wuchert üppig das fein verzweigte Gewirr der Korallen, bald grün, bald moosig, bald weiss, bald ginsterartig, durchsetzt von blaugrünen, ausgewaschenen Kalktümpeln. Hier liegt mit Vorliebe der grosse Polyp, die langen saugwarzenbesetzten Fangarme flach an den Boden gepresst und von der Umgebung kaum unterscheidbar. Da —, eine schwarze Wolke färbt das Wasser auf einige Meter im Umkreis — und weg ist er. Gelingt es aber, ihn mit dem leichten Dreizack zu durchbohren, so muss man aus Leibeskräften ziehen, um ihn von seinem Stützpunkt loszureissen. Blitzartig schlingt er die Arme um alles, was ihm nahe kommt, und erst, wenn man mit einem raschen Griff in die seitlichen Höhlen das ganze Vieh nach aussen umstülpt, fallen die Sauger kraftlos herab. Es muss ein scheuss-

Geschnitzte Haustür in Zanzibar.

liches Gefühl sein, von einem grossen Exemplar angefallen zu werden, und wenn auch die Erzählungen alter Seefahrer von Polypen, die ganze Fischerbarken hinabziehen, ins Reich der Fabel gehören, so sollen doch zuweilen Exemplare von 8 m Armlänge gefangen werden, die auch einem Menschen gefährlich werden können. Wunderbar ist das irisierende Farbenspiel des sterbenden Tieres.

Weit draussen am Riff liegt das weiss gebleichte Wrack eines vom Sturm auf die Korallen geschleuderten Seglers, nur das Gerippe des Vorderteils ragt noch aus dem Sande, und zwischen den geborstenen Planken tummelt sich allerlei Seegetier, während eine Schar von Moven krächzend die Eindringlinge umflattert. Im Schatten des Wracks wird ein frugales Mahl eingenommen, dann geht es zurück, und gegen 4 Uhr schiessen wir bei frischer Brise wieder ins freie Wasser hinaus und dem Hafen zu.

Durch das gütige Entgegenkommen unseres Konsuls konnte ich die Heimreise, anstatt auf der überfüllten französischen »Malle«, mit dem O'Swald-Dampfer [illegible] antreten. Herrn Kapitän Altschwager möchte ich an dieser Stelle ebenfalls, besonders für die freundliche Aufnahme, danken, die ich auf seinem schmukken Schiff gefunden habe. Wer reisen will, um zu reisen, der kann nichts besseres tun als einen guten deutschen Frachtdampfer zu benutzen; er wird stets [illegible] Offiziere, saubere, geräumige Kabinen, gute Kost und Bedienung finden, in den Häfen hat er reichlich [illegible] anzusehen, während der Postdampfer [illegible] wenigen Stunden weiterhastet. Vor allem fällt der [illegible] Zwang und die langweilige table d'hôte weg; man ist gewissermassen Gast in einem Landhaus und nicht [illegible] in einem Riesenhotel, [illegible] Hälfte.

[illegible] gleichmässig [illegible] nordwärts; lange, [illegible] an Bord hat [illegible] Swald und ich [illegible] Kabinen rechts [illegible] und gründ- [illegible] auf dem oberen [illegible] und schläft [illegible] Vollkom-

Englische Kathedrale, Zanzibar.

menheit nur ein Schiff in südlichen Gewässern bieten kann. In weiter Ferne liegt der Gedanke an endlose Regentage in der Filanza, an stinkenden Sumpf und dichtes Zitronengestrüpp, an die trostlose Monotonie der plaine mammelonnée, an Fieber und Neuralgie, an faule Boys und widerspenstige Träger, an dumpfe Hütten und rauchigen Reis, an Moskitos, Chiques, Wanzen und Ratten . . . Ueber uns, in der würzigen, salzigen Brise flattert die deutsche Flagge, und von unten kommt ein vertrauter Geruch von Teer, Oelfarbe und andern anständigen, ehrlichen, seefahrenden Dingen . . .

29. Mai. Auf der Reede von Nosibé. — Am frühen Morgen sind wir in den Insel-Archipel eingelaufen. Hier lag — vielleicht an einem der schönsten Punkte der Welt — zwei Monate lang die russische Flotte mit einem Dutzend deutscher Kohlendampfer und schüttete einen Goldregen über die leider nur ungenügend vorbereiteten Faktoreien von Helleville aus. Rosdwestschenski muss Geld wie Heu gehabt haben, wenn nur die Hälfte von allem, was mir hier erzählt wurde, richtig ist. Vor allem war Champagner sehr begehrt; die Flasche wurde mit 35, zuletzt mit 100 Frcs. verkauft. Das Niveau der militärischen Moral, bei Bemannung und Offizieren, der Ausbildung und Bewaffnung, muss ein sehr niederes gewesen sein; die Leute scheinen sich auch über ihre absolute Unfähigkeit ganz im klaren gewesen zu sein, und sagten vielfach ganz offen: »Zu was sollen wir nach Ost-Asien gehen? Wir können nicht schnell fahren, nicht schiessen und nicht manöverieren. Hier ist es wunderschön, Champagner, Schnjaps, Weiber . . . Hat ja garr kjeinen Zweck!« Die Mannschaft benahm sich am Land, sobald sie besoffen war, viehisch, brach in die Hütten ein, raubte und plünderte - -; wenn der Rausch verflogen, waren sie wie die Lämmer. In Majunga, am Festland, etwa einen Tag von Nosibé, hatten findige Japaner ein Teehaus mit Geishas eingerichtet — das japanische Konsulat hiess es scherzweise: die Bude war stets voll russischer Seeoffiziere, die mit Gold nur so um sich warfen, und die Japaner kabelten jeden Tag für ein paar hundert Francs Chiffrenachrichten nach Hause.

Von den schiffbrüchigen Offizieren des bei Madagascar gesunkenen grossen Hamburg-Amerika-Dampfers »Bengalia« wurde mir folgendes Beispiel absoluter Planlosigkeit der russischen Intendantur mitgeteilt: Die »Bengalia« ging auf ihrer ersten Reise

mit Kohlen von Cardiff nach Swakopmund, lag dort längere Zeit, erhielt dann telegraphisch Order nach Kapstadt, von dort zurück nach Teneriffa und endlich Befehl, ihre Ladung in — Libau (Ostsee) zu löschen! Auf ihrer zweiten Fahrt lief sie nördlich von Ft. Dauphin auf einen sieben Meter unter Wasser liegenden, in den Seekarten nicht verzeichneten Felsen auf und sank nach kurzer Zeit weg. Die gesamte Mannschaft konnte sich in den Booten retten und wurde von der französischen Militärbehörde auf das beste aufgenommen und verpflegt.

Wasserträgerinnen in Zanzibar. (Photographie von Pereira de Bord, Zanzibar.)

Nach elftägiger Fahrt treffen wir morgens auf der Reede von Zanzibar ein. Mitten im Hafen ragen noch aus dem Wasser die Masten des von den Engländern bei dem Bombardement von 1896 in den Grund gebohrten Sultansdampfers, und auf dem ausseren Riff liegt hoch und trocken ein gestrandeter englischer Kabeldampfer. Sein Kollege, ein schlankes, weisses Schiff, mit allen neuesten Reparaturmaschinen ausgerüstet, gleicht mit seinen Sonnensegeln eher einer Lustjacht als einer schwimmenden Werkstatt. Mit der Ausbreitung der drahtlosen Telegraphie wird

wohl auch das bisherige, so bedenkliche englische Kabelmonopol eine weitere Schwächung erleiden. — Bei dem an und für sich seinerzeit so bedauerten Umtausch von Zanzibar gegen Helgoland scheinen wir nachgerade doch noch Glück zu haben: ich höre, dass der Handel mehr und mehr auf das Festland nach Daressalam verzieht, was ja eigentlich wegen der doppelten Umladekosten sehr begreiflich scheint. Hier, in Zanzibar, hat das Haus O'Swald ebenfalls eine Faktorei, und sobald wir freie pratique erhalten, holt uns Herr Oehlerking in seiner Gig zum Frühstück ab. Das Haus, ein weitläufiger alter maurischer Bau mit Spitzbogenfenstern, macht einen sehr eleganten und wohnlichen Eindruck. Welcher Gegensatz zu der banalen Nüchternheit Madagascars! Bei einem Gang durch die engen, aber sauberen und schattigen Strassen begegnet man hier auf Schritt und Tritt Spuren alter arabischer Kultur: prachtvoll geschnitzte und gut in Stand gehaltene Portale aus Zedernholz, mit langen, blanken Messingspitzen (um das Einrennen der Tore durch Elefanten zu verhindern), edel geformte Torbogen, reich gearbeitete Holzbalkons und Gitter. Mit finsteren mächtigen Mauern und Türmen überragt der alte Harem das winklige Gewühl bescheidener Bauten. Allein, seine Bewohnerinnen sind in den neuen Sultanspalast am Strand übergesiedelt. Der Fürst ist natürlich nur eine Puppe in den Händen des englischen Residenten.

Am nachmittag noch dampften wir wieder aus dem Hafen. . . . Tage absoluter Ruhe und Einsamkeit, kaum, dass wir ein paar tramps begegnen, Vagabunden der Meere, die ohne festen Kurs Fracht nehmen, wohin man will; schwarze, russige Gesellen, vollgepackt bis an die Ladelinie; ihre Kapitäne verschwenden kein Geld auf Oelfarbe und keine Zeit auf Grüssen. Der schlanke, weisse Postdampfer dagegen rauscht vorüber wie eine elegante Dame in hellem Spitzenkleid. »The liner she's a lady«. . .

Sobald wir aber Kap Guardafui umschifft haben, steigert sich der Verkehr merklich; der ganze Handel Asiens biegt hier ein, und erfreulicherweise zeigt sich die deutsche Flagge recht häufig. Gerade für uns Deutsche mit unserer guten Schulbildung, unserem methodischen, kaufmännischen Geist und Fleiss ist überall noch soviel zu holen, dass man die jungen Leute nicht genug aneifern kann, hinauszugehen, anstatt in überfüllten Berufen zuhause zu verkümmern. Jedes grössere Handelshaus ist gern bereit, alle nötigen Auskünfte zu geben, und wenn an viele Eltern

die Frage herantritt: Was soll unser Sohn werden? so mögen sie an unsere blühenden Seehäfen denken, besser noch, selbst hinfahren und mit kompetenten Leuten diese Frage erörtern. Für all das Geld, was in mancher Familie törichterweise für Bazars, Kirchenlotterien, dumme Theaterstücke und Romane, Kegelbahnen und nicht zum wenigsten für das blöde Skatdreschen und Biersimpeln jährlich doch eigentlich freudlos ausgegeben wird, könnte man gut einmal einen fröhlichen, vierzehntägigen Ferienausflug an die Wasserkante machen.

. . . Kulissenartig überschneidet ein kahles, wild zerklüftetes Felsenkap das andere, mit dem Glas kann man über den versteckten, geschützten Buchten deutlich die weissen Zinnen kleiner Raubschlösser erkennen. In dem Inselgewirr vor Tajurra-Bai finden heute noch die sonst beinahe ausgerotteten arabischen Sklavenhändler einen Schlupfwinkel, aber das früher blühende Gewerbe ist nachgerade so riskant geworden, dass nurmehr absolute Desperados sich damit befassen. Und Asien bezieht seine Menschenware heutzutage einfacher über Marseille, Hamburg, Budapest und San Francisco. Von der Peripherie aus sickert dann dieser Abschaum langsam tiefer und tiefer, bis sich endlich die letzten, wüsten Reste in der grossen Sammelkloake der Welt, in Malay Street, Singapur niedersetzen, wo in heimlichen Jammerhöhlen öliges Halbblutgesindel es sich leisten kann, für 10 Dollar pro Minute weisse Frauen mit glühenden Eisen zu martern.

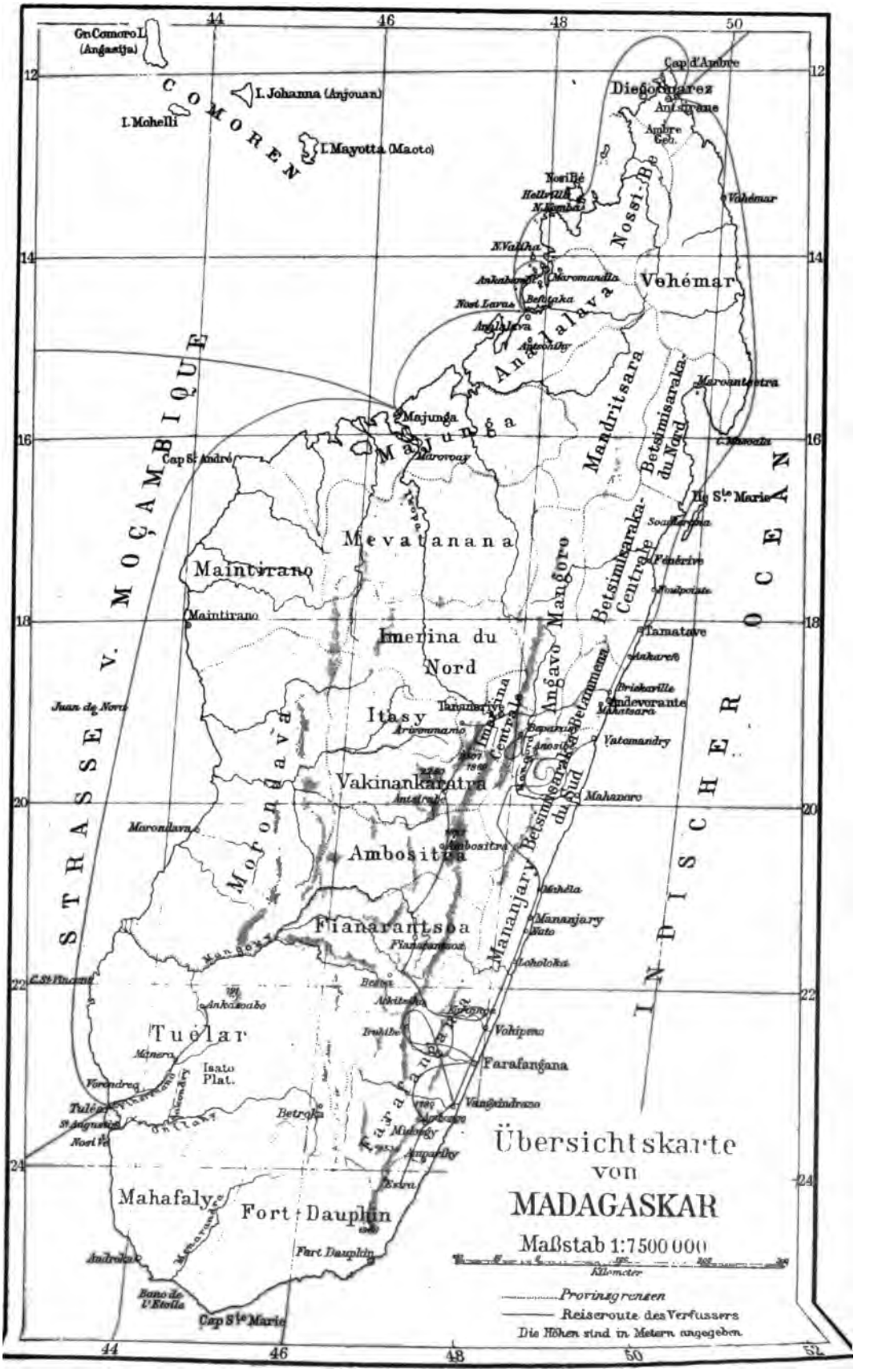
Vorsichtig bleibt der Dampfer in der tiefsten Fahrtrinne; denn die See ist von zahllosen scharfen und überaus steilen Klippen durchsetzt. Unmittelbar neben dem Felsen findet man erst nach ein paar hundert Metern Grund; hat ein Schiff das Unglück, leck zu werden, so sinkt es sofort im tiefen Wasser weg. Und die Küste selbst, mit ihrer wilden und räuberischen Somalibevölkerung, bietet beinahe ebensoviel Gefahren. In neuester Zeist ist mit grossen Schwierigkeiten eine Reihe Leuchtfeuer mit übergreifendem Lichtradius auf den gefährlichsten Punkten angebracht worden; allein, kein Kapitän wird die Brücke verlassen, ehe er nicht diese bedenkliche Passage hinter sich hat.

Mittags Ankunft auf der Reede von Suez. Leider ist der Kanal sehr besetzt, so dass wir erst spät einlaufen können und mehreremale festmachen müssen, um Postdampfer passieren zu

lassen. Um 2 Uhr nachts erreichen wir endlich Port Said. Die »Zanzibar« nimmt bei Fackelschein Kohlen; früh 6 Uhr ist das wüste, schmutzige Geschäft beendet; der zweite Offizier lässt aus allen Hydranten Wasser fluten, über Deck und Aufbauten brausen, und ich flüchte an Land. Noch ist es köstlich kühl und in den Strassen herrscht reges Markttreiben. Bei trefflichem Kaffee, dito ägyptischem Tabak und den »Münchner Neuesten Nachrichten«, sitzt es sich famos auf der Terrasse; draussen im klaren Morgenlicht wacht der Hafen auf; ein paar grosse Dampfer kommen langsam ein, umringt von einer Schar weisser Boote; Pinassen und Schlepper eilen geschäftig hin und her mit koketten Dampfwölkchen wie fröhliche Schlittenpferde. Vornehm abseits zwei graue englische Panzerkreuzer mit schneeweissen Sonnensegeln und blanken Schnellfeuerkanonen; wachsame Windhunde an den Toren des Ostens. Im Nu huschen ihre bunten Signale auf und nieder: grosse, luxuriöse, tadellos saubere Flaggen, wie sie sich der lange Geldbeutel von His Majesty's Navy leisten kann.

Immer näher rückt das Ziel der Reise, Messina und Korsika passieren wir bei prachtvollem Wetter, und endlich blinkt die goldene Statue von Notre Dame de la Garde auf; der Hafen von Marseille öffnet sich vor uns, und freudig setzen wir am 5. Juli den Fuss endlich wieder auf den Kulturboden Europas.

Das madagassische Abenteuer war beendet.


Übersichtskarte
von
MADAGASKAR
Maßstab 1:7500000
Kilometer
Provinzgrenzen
Reiseroute des Verfassers
Die Höhen sind in Metern angegeben
STRASSE V. MOÇAMBIQUE
INDISCHER OCEAN
COMOREN
Gr. Comoro I. (Angasija)
I. Johanna (Anjouan)
I. Mohelli
I. Mayotta (Maoto)
Cap d'Ambre
Diegoguarez
Antsirane
Ambre Geb.
Nossi-Be
Vohémar
Nossi Bé
Hellville
N. Komba
N. Valiha
Ankabanga
Maromandia
Nosi Laras
Befotaka
Analalava
Antsohihy
Mandritsara
Betsimisaraka-du Nord
Maroantsetra
Majunga
Marovoay
Cap St. André
Ile Ste. Marie
Mevatanana
Maintirano
Imerina du Nord
Mangoro
Betsimisaraka-Centrale
Fénérive
Tamatave
Ankarefo
Briekaville
Andevorante
Mahatsara
Vatomandry
Juan de Nova
Itasy
Tananarive
Arivonimamo
Imerina Centrale
Angavo
Betsimisaraka-du Sud
Vakinankaratra
Antsirabé
Mahanoro
Morondava
Ambositra
Mananjary
Mahéla
Fianarantsoa
Loholoka
C. St. Vincent
Ankazoabo
Tuélar
Isato Plat.
Manera
Vorondreo
Tuléar
St. Augustin
Nosi Ve
Betroka
Farafangana
Vohipeno
Vangaindrano
Midongy
Amparihy
Mahafaly
Fort Dauphin
Fort Dauphin
Androka
Bano de l'Etoile
Cap Ste. Marie
44
46
48
50
52
12
14
16
18
20
22
24

STANFORD UNIVERSITY
HOOVER INSTITUTION
To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below
15M-8-60-19003

DT46
M.6P